

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Deutscher Novellenschatz

herausgegeben

von

Paul Heyse

und

Hermann Kurz.

Zweite Serie.

Zweiter Band.

(Der ganzen Reihe achter Band.)

München.
Rudolph Oldenbourg.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Inhalt.

Die Engel-Ehe.

Von Spindler.

Winterzeitvertreib von K. Spindler. Bd. 2. Stuttgart, Hallberger. 1844.

Karl Spindler, geboren den 16. October 1796 zu Breslau, wurde zu Straßburg erzogen, wo sein Vater Organist am Münster war, begab sich, um dem französischen Militärdienste zu entgehen, nach Deutschland zu einem Oheim, trat aber dann in jenes unstete Theaterleben ein, das er nachmals sehr anschaulich geschildert hat. Seinen Ruf als Romanschriftsteller begründete er durch die Romane „Bastard“, „Jude“ und „Jesuit“, die trotz des Mangels an künstlerischer Bildung von einer wunderbaren Naturgabe in Auffassung und Darstellung des Lebens, ja bis zu einem gewissen Grade selbst des geschichtlichen Lebens, zeugen. Durch Vielschreiberei — seine „sämmtlichen Werke“, die wohl nicht einmal vollständig sein werden, umfassen 102 Bände — hat er sein glänzendes Talent zersplittert und ist großentheils vergessen; doch enthalten auch die an Werth untergeordneten Nachfolger jener ersten bedeutenderen Werke manchen meisterhaften Zug, der in besserer Umgebung zu stehen verdiente. Er selbst hat über seine Werke den Ausspruch gethan, er beneide den Epigonen, der diesen Schacht von Erfindung, wenn derselbe einst verschüttet sei, wieder entdecken und ausbeuten werde. Spindler starb den 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach. Seine zahllosen kleineren Erzählungen sind meist flüchtig gearbeitet, wie denn überhaupt die Novelle diesem auf Massenentwickelung angelegten Talente keine gemäße Form war. Desto erfreulicher ist es, aus der großen Menge denn doch eine Erzählung geben zu können, die zu den erleseneren gezählt werden darf, soferne sie ein altes, oft und verschiedentlich von Dichtern ergriffenes Motiv in eigenthümlicher, bedeutender und edler Weise behandelt.



Wo der Arlberg steil niedergeht ins Land an der Iller, am Rhein und am Bodensee, liegt der kleine Ort Stuben. Das Posthaus daselbst ist wenig besser als die umher zerstreuten Wohnungen der Bauern, was sein Aeußeres anbelangt. In seinem Innern dagegen hat es eine Stube, die an Traulichkeit schwerlich ihres Gleichen findet. Wohl erhellt durch mehrere Fenster und sauber aufgeputzt mit Schränken und Geräthschaften aller Art, ist sie der Aufbewahrungsort aller Glas- und Porzellanschätze, die das Haus besitzt. Ein paar reinliche aber altväterische Tische füllen, mit den dazu gehörigen Sesseln und dem breiten Kanapee, den innern Raum; eine hübsche Hecke von Kanarienvögeln ist an einem der Fenster, Käfiche mit andern Vögeln sind an den übrigen zu schauen; an dem getäfelten Plafond-gesimse laufen grüne Ranken, festgehalten von weißen Bändern, hin und beschatten die Sänger des Waldes. In der Ecke gegen die Straße ist das Bild des Gekreuzigten aufgerichtet, umgeben von Heiligenbildern; an der Decke schwebt die hölzerne Taube, die Versinnlichung des heiligen Geistes. Die geschnitzten Friese der Schränke sind mit Porzellan- und Thonfiguren besetzt, unter welchen die eines kaiserlichen Soldaten

mit der Fahne in der Hand, besonders hervorsticht. Spiegel und Vorhänge, der Kalender an der Wand, die Rechentafel an der Thüre, die Essig- und Branntweingefäße auf dem mächtigen Ofen, stimmen vollkommen zu dem Uebrigen und malen ein heiteres Bild genügsamen Stilllebens vor dem Beschauer aus. — Auch vor dreißig und noch mehreren Jahren mag dieses behagliche Zimmer gerade so ausgesehen haben wie heute; nur waren die Gäste darinnen schwerlich so friedlich, wie die heutigen. Es war Krieg im Lande. Die Vertheidiger des letztern und die Schwärme des Feindes zogen hin und her, auf und ab. In ihrem Gefolge war bald Sieg, bald Niederlage; aber stets der Mangel, stets die Noth des Volkes, das unter der Geißel der Waffen leiden und bluten mußte. — Er hatte eine schlimme Zeit zur Reise gewählt, der alternde Mann, der eines Abends im Sturmwetter mit seinem Weibe und zwei Kindern, von denen das eine sehr krank, in dem Wirthshause ankam. Sein bescheidenes Fuhrwerk vermochte kaum noch von den abgetriebenen Gäulen geschleppt zu werden. Seine Habseligkeiten waren durchnäßt, so wie er selbst und die Seinigen. Mit großer Mühe hatte er vor der Raubgier des Feindes seine Thiere und das Gepäcke über den Berg gerettet. Er verlangte ein Nachtlager und Erquickung für seine Familie von den gutmüthigen Wirthsleuten. Wenn mein Bub' nicht krank geworden wäre, ließ er sich vernehmen, es hätte mich Nichts abgehalten,

trotz der elenden Witterung noch in der Nacht meine Reise fortzusetzen. — Und als die Wirthin voll Mitleids hinging, nach dem kranken Kinde zu sehen, das auf dem Schooß seiner starrblickenden und stummen Mutter lag, fuhr der Mann fort: Ihr habt wohl seit manchen Jahren keine so betrübte Familie beherbergt, liebe Frau. Laßt Euch sagen: Wir sind im Frieden aus Mähren davon gereis't und mußten hier im Lande den Krieg finden! Ist das nicht ein Unglück? Doch würde das nichts ausmachen, denn ich fahre ja meiner Heimath entgegen, und meine Sehnsucht nach ihr ist ungemessen; aber da hat im Salzburgischen der Tod zwei meiner Kinder ins Himmelreich geführt, und das war ein harter Schlag für mich: ein doppelt harter für die Mutter. — Die Genannte erhob die dunkeln, schwermuthsvollen Augen wie mit einem bittern Vorwurf gegen ihren Mann, sagte aber kein Wort und versank wieder in die Betrachtung des von Gichtern geschüttelten Knaben. — Der Mann strich sich die ergrauenden Haare verlegen aus der Stirne und sprach zum Wirth, abseits tretend: Ist kein Doctor im Ort? Der kleine Johann kommt mir wunderlich vor, und auch die Frau könnte eine zweckmäßige Hülfe wohl brauchen. Der Wirth verneinte, die Achseln zuckend. In Bludenz sei ein Wundarzt, meinte er. — So lassen wir's bis dorthin, versetzte der Reisende; mir blutet das Herz, weil der Knab' so leidet, und weil die Mutter sich schier hinterdenkt; aber ich kann's in

Gottes Namen nicht ändern. Die Pferde wollen kaum mehr fort, und dem Kind wär' eine weitere Reise ein sicherer Tod. Wäre der Bube nur halb so frisch und flott, wie sein Schwesterchen . . . . Vreneli, komm her und küsse mich! — Das Mädchen kam lustig herbei, strich des Vaters Wangen und stammelte — es konnte erst unvollkommen plaudern: Hansel wird nicht sterben, Papa! — Behüte, behüte, versicherte der Vater, obschon ihm nicht allzuwohl ums Herz war. Da rief die Mutter mit ausländischer Betonung: Verena, Verena! komm zum Bruder; spiele mit ihm. Ich will eine Suppe für euch kochen. — Sie ließ den Kranken in den Armen der halberwachsenen Wirthstochter und ging mit hängendem Kopfe nach der Küche, wohin die Hausfrau sie begleitete.

Wie nun der Gatte ihr kopfschüttelnd nachschaute, begann der Wirth voll biederer Theilnahme: Das Unglück hat das gute Weib recht angegriffen. Von Mähren, sagten Sie, lieber Herr? Aber aus Ihrer Sprache zu schließen, sind Sie dort nicht zu Hause. Ich glaube eher einen Nachbar in Ihnen zu erkennen, einen Schweizer. — So ist's, mein Freund, entgegnete der Fremde, indem ihm die helle Freude aus den Augen blitzte; ein Appenzeller, bei Gott, und ich kann's nicht erwarten, bis ich mein Vaterland wieder sehe. Das Vaterland, braver Mann, ist auch das Höchste in der Welt, und das Heimweh hätte mich dort innen aufgezehrt, obgleich mir's gut ging, fürwahr. Ich hab' im

Leben viel erfahren, bin eines Bauern Sohn, hab's dann im Militär bis zum Hauptmann gebracht, und bin schließlich, nachdem ich invalid geworden, zum Verwalter auf eines Fürsten Gütern an der schlesischen Grenze avancirt. Der Fürst gab mir ein gut Salär, Nebenverdienst fand ich auch und, was das Beste, ein treffliches Weib, von polnischen Eltern zwar, doch in Mähren geboren. Ich hätte als ein glücklicher Vater von vier lieben Kindern mit dem Kaiser selbst nicht getauscht; da kam das Heimweh plötzlich über mich, und es litt mich nicht mehr im fremden Lande. Leider hat mich der Durst nach der Heimath die Halbschied meiner Kinder gekostet. Er wischte sich einige Thränen aus dem Auge. Die Fassung stellte sich jedoch bald wieder ein, daß er ruhig sagen konnte: Nun, wie Hiob sprach: der Herr hat's gegeben, und so weiter. Wenn ich nur einmal wieder meinen Geburtsort betreten habe, soll Alles gleich besser gehen, und wir haben von hier aus nicht mehr weit; nicht wahr? — Nicht allzusehr. Seien Sie überzeugt, daß ich Alles thun werde, um Ihnen die Reise zu erleichtern, wenn Sie etwa in Verlegenheit sein sollten. Was bei diesen schlechten Zeiten in meinen geringen Kräften steht.... — Nicht doch, nein, wahrlich nicht, guter Freund, rief der Reisende mit Lächeln, indem er seine Weste aufstreifte und darunter eine wohlgefüllte Geldkatze sehen ließ: da ist schon zu leben; da stecken noch Kremnitzer und ungarische Thaler die Hülle und Fülle. Auch hat

mir der Fürst eine kleine Pension zugesagt. Ich werde daheim einen wohlhäbigen Mann vorstellen. Seid daher bedankt, lieber Freund, und spart Eure Kräfte für die ungebetenen Gäste, die Euch morgen etwa schon über den Hals kommen dürften. Jenseits des Berges wimmelt es allenthalben von feindlichen Soldaten, die den Aufbruch mit Schmerzen erwarten. Ich will jedoch flink davon fahren, ehe sie da sein können. — Sie sind glücklich, seufzte der Wirth voll Sorgen: Sie eilen Ihrem ruhigen Land entgegen, und wir müssen im Drangsal bleiben, wohin uns Gott gesetzt hat. — Glücklich? fragte der Reisende mit einem Anflug von Schmerz: mein appenzellerisches Herz jubelt, aber mein Vaterherz ist bis zum Tode betrübt. Gott geb's besser. In der Alpenluft soll mein Weib und das mir gebliebene noch einmal so theuer gewordene Kinderpaar wieder aufblühen und gedeihen, so der Himmel will. Das Geschehene ist freilich nicht mehr anders zu machen!

Die fremde Familie genoß ihr frugales Abendbrod und suchte alsdann die stille Kammer. Der Vater küßte das vor Ermattung eingedufelte kranke Kind, und betete: Gott erhalte dich! Gelt, Johann, du bist morgen wieder gesund, du kleiner unartiger Bube? — Der Knabe plauderte halb im Schlafe allerlei unverständliches Zeug. — Laß ihn, Hagenbach, sagte die Mutter, das Kind zudeckend: es wird sein letzter Schlaf auf Erden sein. — Warum nicht gar, Scholastika!

Das ist freventlich gesprochen. — Die Frau warf dem Gatten wieder den besondern unheimlichen Blick zu, der seit dem Tode ihrer Kinder sich bei ihr eingestellt hatte, und erwiderte kurz, aber bitter: Du wirst sehen, wir bringen den Jungen nicht davon; wendete sich gegen die Wand und stellte sich, als ob sie einschliefe. Der Vater, nach einigen Seufzern und einem herzlichen Gebete, entschlief wirklich, müde wie er war vom Kutschiren, von den Mühseligkeiten und Sorgen jeglicher Art. —

Und als der Morgen gekommen und die Pferde angeschirrt waren, und der mit den Zurüstungen zur Abreise fertig gewordene Vater hinaufging, um die Seinigen zum Aufbruch zu mahnen, fand er die Kammer angefüllt von allen Weibsleuten des Hauses. Scholastika war in laute Verzweiflung gerathen, denn Johann hatte wieder seine Gichter bekommen, und kein Besänftigungsmittel wollte mehr anschlagen. Vergebens riethen die Weiber Das und Jenes; vergebens versuchte die Mutter, was die Angst ihr eingab, an dem kleinen Kranken. Der Anfall der Krämpfe wurde immer heftiger, des Leidenden Athem immer kürzer, und der Vater hatte ihm kaum einen Kuß auf die blauen Lippen gedrückt, so streckte sich das Kind zum ewigen Schlafe aus und war todt; das dritte, das die Eltern binnen acht Tagen hatten verlieren müssen. — Das Wehklagen der Mutter, und wie sie ihr schwarzes Haar zerraufte und sich die Brust und Stirne zerschlug, ist

nicht zu beschreiben. Die entsetzliche Lage der Fremden wurde noch peinlicher durch das Heulen der anwesenden Weiber und durch die Hiobsposten, die von Minute zu Minute vom Berge eintrafen. Die Feinde hatten in der Morgendämmerung die Höhen besetzt, und waren mit Schützen und Landsturm in heftigen Kampf gerathen. Man hörte das Schießen, den Lärm des hartnäckigen Gefechts immer näher und näher. Vorübereilende Flüchtlinge weissagten Mord und Brand, alle Schrecknisse des Sieges der vorwärtsdringenden Feinde. Was noch zu bergen war in den armen Hütten, mußte jetzt geborgen oder geflüchtet werden. Der Wirth rief sein Gesinde und seine Kinder zusammen; für Alle gab es Arbeit. Bei der kleinen Leiche blieb Niemand zurück als die trostlosen Eltern und das stille, staunende Vreneli. Scholastika glich bald einer Rasenden, bald einer zu Eis erstarrten Person. Hagenbach begriff indessen trotz seines Leidens, daß längeres Verweilen das größte Unheil nach sich ziehen würde. Der stärkere Mann läßt sich nicht vom Elend in dem Maße niederschmettern, daß er vergäße, was der Augenblick gebietet. Komm, liebes Weib, sagte der Hauptmann; die Stunde drängt. Noch können wir dem Gräuel der Plünderung und Mißhandlung entrinnen. Komm, wir sind um Geld, Pferde und alle Habe gebracht, wenn wir an diesem Orte die Zeit versäumen. — Geh, geh! hieß die Antwort des Weibes; ich bleibe bei meinem todten Kinde. — Unkluges Geschöpf! Dein

eigenes Leben willst du wagen? Und warum? Gott wird diese Reste schützen, sowie er die Seele, die darinnen gewohnt, zu sich genommen. — Sein Zureden war umsonst. Da setzte er schnell entschlossen das kleine Vreneli auf seinen Arm und schleppte die Frau mit Gewalt hinunter, ungeachtet ihres Geschrei's und ihrer heftigsten Gegenwehr. Der Wirth begegnete ihnen an des Hauses Schwelle. Helft mir, diese Wüthende, deren Vernunft dahin ist, auf den Wagen zu setzen, bat Hagenbach, und der Wirth leistete die verlangte Hülfe. Erst nachdem sich der Schweizer seines Weibes völlig versichert und sein einziges Kind im Wagen geborgen, rief er dem braven Wirth zu, die Zügel und die Peitsche erfassend: Legt meinen kleinen Todten zur Seite, daß die Klauen des Feindes ihn nicht entweihen, und begrabt ihn, sobald der erste Tumult vorüber. Ich will Euch gern erkenntlich sein. Warum nicht gar? entgegnete der Wirth: ich will auch ohne Lohn thun, wie Sie es wünschen. Bin ich doch selbst Vater und weiß, wie Ihnen zu Muthe sein muß. Seien Sie versichert, daß ich die Leiche berge und sie im ersten ruhigen Augenblick zur Erde bestatte. Reisen Sie aber jetzt in Gottes Namen, und der Herr stärke Ihre Frau in ihrem schweren Leiden!

Der traurige Todesfall im Posthause mußte so weitläufig erzählt werden, weil in ihm die Wurzel der unseligen Geisteswirrniß, die in Scholastika überhand nahm, zu finden ist. Ein Jammer, wie der ihrige,

betrifft wohl selten eine Mutter so plötzlich, so unaufhaltsam. Von reger Einbildungskraft und nicht überflüssig ausgebildetem Verstande, den Gebräuchen ihrer Kirche, der katholischen, sklavisch zugethan, ohne deßhalb den milden, duldenden und versöhnlichen Geist des Christenthums je begriffen zu haben, war Scholastika von Jugend auf nicht geschickt gewesen, den Aufwallungen ihrer Leidenschaften zu gebieten und ihren Kopf im Zaum zu halten. Sie war von Herzen gut, treu ergeben ihrem Manne, eine zärtliche Mutter ihren Kindern. Aber die Macht irgend eines Vorurtheils konnte oft für lange Zeit ihr Herz verstocken; ihre Ergebenheit in die Beschlüsse des Gatten war häufig nur eine knechtische, die da insgeheim mißbilligt und verabscheut, was sie vor der Welt dem Anschein nach mit Freuden vollbringt. Die Reise nach Hagenbach's Geburtsland war ein solcher von seiner Gattin im tiefsten Herzen gehaßter Beschluß gewesen. Für Scholastika hatte freilich die ihr unbekannte Schweiz keine Reize; dagegen hatte sie selber ein Vaterland und Freunde und gewohnte, zum Bedürfniß gewordene Verhältnisse zu verlassen. Sie war nur mit schwerer Bekümmerniß von den Gräbern ihrer Eltern geschieden, und die Trennung vom heimischen Lande galt ihr als ein tödtlicher Streich, den sie dem Urheber nicht vergab. Sie hatte ihren Widerwillen nicht ausgesprochen, aber um so freigebiger genährt. Ihr Verdruß hatte die Liebe und das Vertrauen zu Hagenbach niedergetreten. Die

Abschiedsklagen und Beileidsbezeugungen ihrer Landsleute waren geschäftig gewesen, den Aberglauben der mit sich selbst in Zwiespalt gerathenen Frau fürchterlich aufzuwecken. Demzufolge sah sie nichts als Unheil und Verderben vor sich, und zwar als eine gerechte Strafe des Uebermuths ihres Gatten, der, um seiner Laune — wie sie sein Heimweh nannte — zu fröhnen, Stand und Erwerb aufgeben und seine Familie zwingen konnte, den Herd zu verlassen, an dem sie entstanden war. — Darum schlug der Tod ihrer älteren Kinder, der bald zu Anfang der Reise erfolgte, wie ein Blitzstrahl in ihr Gehirn und versengte es, während ihr Gemüth vertrocknete. Sie fing an den Mann zu hassen, der nach ihren unvollkommenen Begriffen vom Leben und vom Schicksal in ihren Augen nichts Geringeres war, als der directe Mörder seiner eigenen Kinder. Darum packte beim Hinscheiden des dritten, des geliebtesten Söhnleins der Wahnsinn die Unglückliche, um sie von Stund' an nicht mehr loszulassen. — Es war ein trauriges Schauspiel, die armen Reisenden unaufhaltsam den Schweizerbergen entgegen rennen zu sehen: Hagenbach, all sein Mißgeschick vergessend, beflügelt von patriotischer Freude; sein Weib darniedergeschmettert unterm Verlust ihrer Heimath und ihrer liebsten Schätze; die kleine Verena, die nicht mit dem Vater lachen, nicht mit der Mutter weinen konnte, weil sie Beider Freud' und Leid nicht faßte, und weil ihr Beide so seltsam und ungewohnt erschienen. Hinter den flüch-

tigen Pilgern endlich fegte der ungestüme Krieg seine Wetterwolken hin, gleich hitzigen Jägern, die das schweißende Wild unbarmherzig, ohne ihm Rast zu geben, verfolgen!

Aber nicht lange, und vor den Fliehenden strömte der Rhein, und sie schwammen hinüber auf der rettenden Fähre; und wieder nicht lange, so wehte ihnen entgegen die alpenfrische Luft der Freiheit, und Hagenbach küßte an seines Kantons Grenzen die Erde und pflückte aus dem würzigen Grase die schönste Blume, sie als Kokarde auf den Hut zu stecken, und den ersten Appenzeller, der ihm entgegen kam, nacktarmig und krausen Haars, die Milchbutte auf dem Rücken, den Pfeifenstummel im Munde und das Pechkäppel auf dem Kopfe, den umarmte er als seinen Bruder. — Mit einem lauten Vivat umarmte er auch sein im stillen Wahnwitz brütendes Weib und rief: Sei wacker, Scholastika. Hier ist meine schöne Heimath, und ich bin schon wieder gesund. Laß aber auch dir diese herrlichen Berge, diese himmlische Luft, den stillen Frieden auf diesen Höhen behagen, und vergiß einmal, was hinter uns liegt, und schaue vorwärts! — Da richtete sich Scholastika auf, blickte trüb um sich, deutete über die waldleeren Hügel in die weiße Luft, und dann hinunter ins kahle Thal, wo nicht der breite Strom rann, dessen die Fremde in ihrem Vaterlande sich so oft gefreut hatte. Hierauf sagte sie kurz: Lauter Grabhügel; darunter schlafen unsere Kinder. Laß mich bei

ihnen einscharren und zwar bald. — Herbe Thränen unterliefen das Auge des alten Soldaten; er drückte Verena in seine Arme und sagte zum Kinde schmeichelnd: Vreneli! sei du wenigstens lieb und gut mit deinem Papa. Gefällt's dir hier im grünen Lande, wo die Ziegen klettern und die Kinder fröhlich spielen? — Ei ja, erwiderte das Mädchen; wo ist aber der Hansel, um mit mir zu spielen? Gelt, er bleibt nicht mehr lang aus? den Friedrich und den Joseph brauch' ich nicht, aber der Hansel ist mir lieb, und ich will bei ihm sein. Willst du auch, Papa? — Auch du, mein Kind? seufzte der Vater beklommen und setzte, die Thränen nicht mehr zurückhaltend, das Kind zur Erde. Dann nahm er schweigend die Blume vom Hut und warf sie von sich, und zu des Säntis rauhem Eis- und Felsenrücken schaute er empor mit dem stillen Wunsche: Lägst du doch auf mir, du alter Berg! Kann's denn möglich sein, daß mir in deinem Angesicht die Augen übergehen, und zwar nicht vor Freude? daß mir das Herz zerspringt vor Kummer im Angesicht des lang entbehrten Vaterlandes? —

Es stand ihm der Bitterkeit noch viel bevor. Der Flecken Appenzell, wo Hagenbach geboren, war ihm ganz fremd geworden. Neue Häuser waren gebaut worden, alte waren verschwunden. Die Zeit und die Revolution hatten zerstört, hatten Schöpfungen gegründet. Mit den Menschen war es natürlich noch wunderlicher durch einander gegangen. Hagenbach hatte

Jugendfreunde gehabt; er fand sie meistens nicht mehr auf Erden oder im Lande; die wenigen, die geblieben, kannten ihn nicht, wußten sich seiner nicht mehr zu erinnern. Hagenbach hatte Verwandte gehabt; mehrere von denselben lebten zwar noch, aber sie empfingen ihn abstoßend und unfreundlich, denn sie meinten, er komme, um sich von ihren Almosen zu nähren als ein bettelhafter Vetter. Das ältere Volk glotzte den Fremden an, wie ein seltsames Thier, und plagte ihn mit seiner unersättlichen Neugierde; das jüngere verspottete seine Frau und deren sonderbare Reden und Geberden. Der alte Hauptmann sah sich überall getäuscht und beleidigt. Er hatte geglaubt — so rechnen gewöhnlich die fern vom Vaterlande Lebenden — mit Freuden daheim empfangen zu werden; aber nicht ein einzig Herz schlug ihm entgegen. Erst, nachdem ruchbar geworden, daß Hagenbach's Peter als ein reicher Mann, wie ihn die Genügsamen nannten, aus der Fremde gekommen, wollte sich eine Annäherung verspüren lassen; aber Hagenbach, gekränkt und aus seinen patriotischen Träumen erwacht, trotzte nun seinerseits und wäre bald auf und davon gefahren, um sein Land mit dem Rücken anzusehen. Da kam er eines Tags auf den Platz der Landsgemeinde, und die uralte Linde daselbst fiel ihm in die Augen, und er mußte weinen, denn unter dieser Linde war er so zu sagen aufgewachsen, und von der Zeit an hatte er wieder keinen andern Gedanken und Wunsch, als unfern von der Linde zu wohnen und zu

sterben, unfern von ihr zur ewigen Ruhe gelegt zu werden.

Demzufolge kaufte er ein Haus mit Garten und Matten, schaffte sich einen kleinen Viehstand an und sperrte sich in seinem neuen Eigenthum ein, den Herrenrock an den Nagel hängend und zum Bauer werdend. Aber das Glück lächelte ihm nicht auf der eignen Hufe. Die Gattin gesundete nicht und wurde von Tage zu Tage mehr ein Bild trostloser Geisteszerrüttung. Hagenbach führte sie, das Geld nicht schonend, von Heilquelle zu Heilquelle umsonst. Der Wahnsinn der Armen wurde zwar still, aber um so unheilbarer. Bald that sie nichts mehr, als am Tische sitzen, vor sich hinschauen, die Hände unters Kinn gestemmt; und wenn sie sprach, so redete sie mit den Geistern ihrer seligen Kinder. Vreneli, der sie alle Aufmerksamkeit entzog, wuchs neben der unglücklichen Mutter wie eine wilde Pflanze empor, und Hagenbach mußte noch Gott danken, daß aus einem entlegenen Winkel des Landes die Letztlebende seiner Schwestern herbeikam, um das Mädchen in Aufsicht zu nehmen. Die alte Person war jedoch eine schlimme Erzieherin, von bösen Launen voll, hartherzig und rauh. Ihre Pflege nützte nicht; aber ihrer Härte gegenüber entwickelte sich wunderbarer Weise Verena's Charakter als ein Muster von Nachgiebigkeit, Geduld und Sanftmuth. Das Mädchen hatte die Kinderschuhe noch nicht völlig abgelegt, als schon die Sorge für die erkrankende und bald darauf sterbende Base so wie für

die blödsinnige Mutter auf ihre schwachen Schultern allein fiel. Verena's Schultern waren indessen stärker, als man geglaubt hatte. Sie ertrug Alles mit unermüdlicher Ausdauer, drückte der Base die Augen zu und ließ nicht nach, als ein frommes Kind die Mutter zu heben und zu legen.

Der letzte Versuch, den Hagenbach mit Scholastika angestellt hatte, war so wie die frühern fruchtlos geblieben. Auf ihr plötzliches Begehren, die Gräber ihrer Kinder zu besuchen, hatte der Gatte seine kranke Frau dahin begleitet. In Stuben war die Weiterreise unnöthig geworden. Denn nachdem der Wirth im Posthause die Gäste mit beklommenem Antlitz auf den Kirchhof geführt und ihnen das kleine, ohne Kreuz und Kranz verbliebene Grab des armen Johannes gezeigt hatte, wendete sich Scholastika plötzlich um, mit den trockenen Worten: Das ist nicht wahr; mein Bub' ist nicht todt. Die bösen Leute verstecken ihn vor mir! — ging auf dieses hin, trotz der Bestürzung und der Zureden ihrer Begleiter, wieder ins Haus, und da sie einem jungen Knecht von siebenzehn bis achtzehn Jahren in den Weg kam, warf sie sich an dessen Hals und schluchzte: Behüt' dich Gott, du lieber Johann. So alt mußt du heute sein, das weiß ich gewiß, und gelt, du bist es selber? Der arme Mensch hatte gut sich sträuben und betheuern, er sei der Michl, nicht der Hans, und seine Mutter sei von Dallaas gebürtig und lebe de dato noch; — Scholastika wollte nimmer von

ihm ablassen, küßte ihn einmal übers andremal, weinte an seiner Brust, versicherte ihm, sie sei nicht närrisch, und sie kenne ihn wohl. Um seine Brüder im Salzburgerland sei ihr nicht zu thun; jene seien wohl aufgehoben, aber ihn, den Hansel, habe sie stets vor Allen geliebt, und sie werde sich nicht von ihm trennen. Der Wirth und seine Frau konnten das erschütternde Schauspiel nicht ertragen und flohen in ihre Kammer. Hagenbach vermochte die Bethörte kaum von dem jungen Menschen zu bringen; denn sie wich nur auf die Versicherung hin: der Hans müsse sich erst sauber ankleiden und zu Pferde setzen, um der Kutsche ins Appenzell nachzufolgen, und er werde dann gleich bei seinen Eltern sein. Auf diese Weise ließ sich Scholastika wieder in den Wagen bringen; aber natürlich kam Johann nicht nach. Vergeblich schaute die irre Mutter wohl tausendmal aus der Kutsche, dem geliebten Sohn entgegen. Ihr habt mich belogen, sagte sie endlich zornig, aber er wird euch zum Trotz nachkommen. — Sie verfiel abermals in ihr stilles Brüten und blieb darinnen für alle Zeit; ihre Thränen versiegten auf immer, und wenn ja einmal ein Wort aus ihrem Munde ging, so bezog es sich auf Johann und seine baldige Ankunft. —

So wie die Sachen nun einmal standen, war Hagenbach's Muth gebrochen, und er legte die Hände verzagt in den Schooß, ein hoffnungsloser Zuschauer so vielen Elends. Denn die Haushaltung, betrieben

durch eine alte Magd — da Verena dazu nicht stark genug war und mit der Mutter hülfloser Kindheit zu viel zu thun hatte — ging nicht allzu fein. Die Landwirthschaft, des regen hausväterlichen Fleißes und der besonnenen Ordnung der Hausmutter entbehrend, gedieh nicht; Viehsterben und Futtermangel kam hin und wieder dazu. Die Vettern, die ihren Blutsverwandten bei seiner Heimkunft als einen Bettler von sich gewiesen, entblödeten sich jetzo nicht, selbst gleich Bettlern an der Habe des sogenannt reichen Hagenbach zu saugen und zu rupfen. Sein Wohlstand verminderte sich daher von Jahr zu Jahr, und gar oft ruhten seine Blicke voll ängstlicher Sorge auf der herangeblühten Tochter, die von des Vaters Bedrängnissen nichts wußte und ihren Pflichten nach Kräften oblag. Die wenige Zeit, die ihrer Mutter Besorgung der Verena übrig ließ, vertrieb sie sich mit der Arbeit, die von den St. Galler Fabrikanten in das Appenzeller Land gebracht worden war. Verena hatte auf Mousseline sticken gelernt und sich eine große Fertigkeit in dieser Kunst eigen gemacht.

Einst saß sie emsig schaffend an dem Tambour, da nahte sich ihr der Vater unversehens und sagte nach kurzer Einleitung zu ihr: Vreneli, willst du nicht heirathen? — Ihr erschreckt mich, Vater. Das ist wohl nicht Euer Ernst. — Warum denn nicht? Bist alt genug dazu. — Ich will noch nicht, Vater. Ich will niemals heirathen. — Wie das? Warum das? — Die

Mutter braucht mich nothwendig. — Deine Zukunft ist deßwegen nicht außer Acht zu lassen. — Wie meint Ihr das? — Du mußt versorgt werden; es ist hohe Zeit. — Warum denn? Bin ich nicht bei Euch versorgt? es geht mir ja nichts ab. — Das wird nicht so bleiben. — Bin ich nicht genügsam, Vater? O laßt mich friedlich und ruhig leben wie bisher, Euch zu Diensten sein, Euch und der Mutter bis an Euer Ende, wenn's einmal Gott so haben will. — Hm; wir können noch lange leben, die Mutter und ich. — Ei, desto besser, das ist ja mein Wunsch. — Du würdest indessen eine alte Jungfer. — Was thät's? — Und wenn deine Eltern einmal gestorben sind ... was wolltest du dann beginnen? — In diesem Hause fortleben, von dem, was Eure Güte mir lassen wird, leben, still und frei. — Wenn alsdann aber dieses Haus einem Andern gehörte, wir dir nichts hinterließen als den Bettelstab? — Da bei dieser Rede das Mädchen verwundert in die Höhe schaute und lächelnd in des Vaters Augen studirte, fuhr Hagenbach, wiewohl schweren Herzens, fort: Herzliebes Kind, ich will mich zusammen nehmen, um dir zu gestehen, was du wissen mußt. Wie ich in meiner Wirthschaft gehindert bin, ist dir bekannt; sie geht den Krebsgang, nicht erst seit gestern. Wie gut ich gegen meine habsüchtigen Blutsfreunde gewesen, ist dir auch nicht fremd. Ich habe — mit einem Wort — von Anfang her allzuviel auf mein Erworbenes und auf meine Kräfte gebaut. Beide

reichen nicht mehr aus. Keine Frau mehr, um Alles zusammenzuhalten; keine Söhne mehr, die mit der Zeit ihre Hände zu meiner Unterstützung hergegeben haben würden ... wenig Erträgniß von meinem Eigen, dagegen viel Verzehrung und Unglück — nach ein paar Jahren stehen wir an der Gant; ich kann's nicht mehr länger verhehlen. — Armer Vater! Ihr seid nicht zum Glück geboren. Gäb's aber nicht ein Mittel, das drohende Unheil aufzuhalten? -- Ein einziges nur. Heirathe einen wohlhabenden Mann, der dir eine sorgenfreie Zukunft zu bereiten und mir mit Gelde unter die Arme zu greifen im Stande ist. — Ach, was sagt Ihr da? Ich sollte heirathen? Ich habe keinen Sinn dafür. Alle Mannspersonen sind mir gleichgültig, ob alt oder jung. Ich liebe die Kinder nicht, bin gern für mich allein und mag nicht für einen groben Mann Sorge tragen. Die Weiber, die von ihrem Haushalt plaudern und von ihren Mutterfreuden großes Wesen machen, sind mir zuwider. Die Frauen im Kloster haben mir auch gesagt, ich sei nicht zum Heirathen bestimmt; am liebsten würd' ich selber eine Klosterfrau und fürchte die grobe Kutte der Kapuzinerinnen weniger, als das Joch des Ehestandes.

Da jedoch der Vater nicht unterließ, der Tochter begreiflich zu machen, wie irrig ihre Ansichten seien, und da er namentlich darauf bestand, daß er keines Dinges auf Erden so nothwendig bedürfe, als gerade eines reichen Schwiegersohns, sagte die Gehorsame nach

langem Kampfe, mit ahnungsvollen Thränen und manchem Seufzer: Wohlan denn; wenn ich auch — um Euch das schwerste Opfer zu bringen, das einem Kinde zugemuthet werden kann — wenn ich auch sagte: Es geschehe Euer Wille!... wo fände sich der reiche Bräutigam zur armen Braut? — Der wäre schon gefunden, meinte der Vater, sich behaglich die Hände reibend: des Landweibels Rüttimann ältester Sohn begehrt dich zu freien, und da meine schwankende Lage noch ein tiefes Geheimniß, so ist nicht zu zweifeln, daß Rüttimann's Vorschüsse meine Verluste ausgleichen und mir zum erwünschtesten Wohlstande verhelfen werden. Verena wurde blaß wie ein Tuch. Liebster Vater, stammelte sie mit der größten Bangigkeit, mein ganzes Leben opfern, und den Arglosen betrügen? — Betrüge ich denn, da ich sicher weiß, mich zu retten und ihm mit Zinsen Alles zu vergüten; sicherer als daß ich lebe? Dein Leben opfern, wenn ich dich zur reichen Frau mache? Du träumest, mein Kind, und betrübst mich, statt mit Freuden deine Pflicht zu thun und mir zu gehorsamen. — Meine Pflicht? fragte mit leicht empörtem Herzen Verena, und es wollte schon ein hartes Wort ihrem Munde entschlüpfen; doch preßte sie es zurück, floh in ihre Kammer, betete und weinte die ganze Nacht hindurch und ging in der frühesten Morgenstunde zur Kirche und zur Berathung mit der Oberin des Klosters. Zurückgekehrt von ihrem frommen Gange, warf sie sich an des Vaters Brust und

rief, wenn schon der Schmerz wie ein Messer ihr Herz durchschnitt: Ihr habt gesagt, Vater, daß Euch in Allem zu gehorchen meine Pflicht sei; ... ich will sie erfüllen. Möge es zu Euerm Heil sein; auf mein Glück soll's nicht ankommen. —

In Folge dieser Erklärung, ohne sich zu kümmern um den Preis, den sie der fügsamen Verena kostete, ging der Vater rasch ans Werk und ließ dem Landweibel die nöthigen Eröffnungen machen. Sie wurden mit Freuden aufgenommen, und der junge Freier stellte sich bald in Hagenbach's Hause ein, um durch einige Besuche die Verlobung vorzubereiten. Er war von außen nicht ungefällig gebildet, von innen ein ganz gewöhnlicher Mensch, der, auf sein zu hoffendes Erbe und das Ansehen seines Vaters pochend, sein Hauptaugenmerk auf seine eigene Person zu richten pflegte. Er verehrte in seinem Ich den Mittelpunkt aller Dinge; die Welt war nur da für ihn. Er mochte wohl zugeben, daß es Andern leidlich ging, wenn er nur sich selber vor Allen am besten bedacht sah. Dieses Wenige genügt zu Rüttimann's Schilderung. Er machte dem hübschen Vreneli den Hof, eben weil sie hübsch war und den Ruf einer reichen Erbin für sich hatte. Es focht ihn nicht an, daß sich auf Verena's Seite diejenige Zutraulichkeit nicht einfand, die eine Hauptbedingung guten Verständnisses ist. Das würde sich schon mit der Zeit geben, meinte er. Indessen behagte ihm, als ein beneideter Freiersmann mit seiner Holdschaft spazieren

gehen zu dürfen, sich mit ihr in Gais und Weißbad an einem Sonntag sehen zu lassen. Er spielte den Freigebigen, tractirte und scherzte nach seiner Weise. Die frostige Art, womit Verena alle seine Artigkeiten aufnahm, machte nicht ihm, wohl aber seiner Mutter Sorgen. Da jedoch der Landweibel selber seines Sohnes Freierei billigte und sich mit Hagenbach auf den vertraulichsten Fuß gesetzt hatte, so wurden die Bedenklichkeiten der Frau Rüttimann nicht berücksichtigt, und an einem schönen Sonntag gab der Freiwerber seiner Schönen den goldenen Ring als ein Zeichen und Pfand baldiger Verbindung und tauschte dagegen den ihrigen ein, der ohne auffallendes Sträuben, aber zögernd gegeben wurde. — Die Hochzeit sollte binnen drei Wochen sein.

Ringe binden, und die Verkündigungen des Priesters von der Kanzel halten fest, pflegt man zu sagen. Eine sehr weitläufige Anverwandte des Landweibels, Frau Trümpy, eine wohlbegüterte rasche Wittwe in den besten Jahren, die selber gern geheirathet worden wäre, glaubte nicht so zuversichtlich an die Unauflöslichkeit eines Ringewechsels. — Als die nächste Nachbarin des Brautvaters, und in beständigem Winkelverkehr mit der Magd des Hagenbach'schen Hauses, war Frau Trümpy zu einer gewissen Vorahnung gelangt, die den Projecten Hagenbach's nicht günstig lautete. Sie theilte ihre Ahnungen und Muthmaßungen dem Bräutigam selber mit; er wollte anfänglich nicht glauben. Sie trug ihre

Besorgnisse ins Haus ihrer Verwandten, der Frau des Landweibels, und fand dort ein geneigteres Ohr. Hagenbach's stehn nicht wohl, warnte der süße Mund der Wittwe; das merkte ich schon lang aus diesem und jenem; zum Ueberfluß steckte mir die Magd dies und das. Sieh dich vor, du liebster Vetter; du verdienst ein besseres Weib als eine junge Schnauferin, die nichts hat. Seht Euch vor, allerliebste Frau Base, und thut Euerm Mann die Augen auf: der Hagenbach ist ein Filou und will Euch aufs Eis führen, da Euch zu wohl ist. — Und die Landweibelin segnete sich, und ihr Sohn kratzte sich hinter den Ohren und fing an zu glauben, was ihm die Trümpy mit verführerischen Blicken vorsagte. Dennoch war nicht viel vom Landweibel zu erwarten. Sein Eigensinn war ein Fels, und schwer zu ändern, was er beschlossen. Aber — ein unfreiwilliger Bundesgenosse der Wittwe Trümpy that schon Hagenbach selber das Nöthige, den Fels zu untergraben und die eisernen Beschlüsse des alten Rüttimann zu zertrümmern. Allzufest bauend auf die Unverletzlichkeit des Eheversprechens, wagte er eines Abends, da er in fröhlicher Weinlaune mit dem Landweibel unter vier Augen war, sein Anliegen wegen Geldes und dergleichen auftreten zu lassen. Wenn schon sein Begehren nicht förmlich ausgesprochen, wenn schon eine Summe nicht benannt, wenn gleich nur von einer fernen Möglichkeit und keineswegs von der Drängniß des Bedürfens geredet wurde, so hatte dennoch

der Landweibel, als ein Mann von Erfahrung in Staatssachen und gemeinen Händeln, bald genug gehört. Er zog sich mit einigen glatten, in Dämmerung gehaltenen Bereitwilligkeitsversicherungen vor der Hand aus der Schlinge, aber, in den Schooß seiner Familie zurückgekehrt, war sein erstes entrüstetes Wort: Wißt ihr, daß uns der alt' Hagenbach über den Löffel barbiren will? Wißt ihr wohl, daß ich glaube, daß der alt' Lump nichts hat? — Und des Weibels Gattin und sein Sohn und die getreue Nachbarin Trümpy antworteten als ein dreifach verstärktes Echo dem Zürnenden, der sodann mit sich zu Rathe ging, was er zu thun habe, als vierte höchste Autorität im Stande Appenzell Inner=Rhoden. Der Weibel erkannte nur den Landammann, den Landsfähndrich und den Landschreiber über ihm.

Hagenbach hatte schon längst seine voreiligen Mittheilungen bereut; Verena stand so eben, als eine blasse und betrübte Verlobte, neben ihrer Mutter und sagte der vor sich Hinstarrenden: Liebe Mutter, wißt Ihr schon? ich werde heirathen. — Scholastika erhob den Kopf, schaute ihrer Tochter zerstreut ins Auge. Ich verstehe nicht, Verena, sprach sie scharf. — Verena zeigte ihr den Ring und wiederholte: Ich soll, ich werde heirathen. — Thu es nicht! lautete die Antwort. Dabei wies die Irre auf ihren eigenen Trauring und setzte hinzu: Es ist nur Glanz, nicht Heil im Golde. — Ja wohl, ja wohl, seufzte die Tochter

ergriffen, und wendete sich von der Kranken, die wieder in ihre Apathie zurücksank. Da blickte das Mädchen ins Angesicht eines Gastwirths aus dem Flecken, der mit Rüttimann's nah verwandt war und als ein steifer gleichmüthiger Abgesandter anhob: Jungfer Hagenbach, der Landweibel hat viel von Euerm Vater gehört, das ihm nicht gefällt, und weil's noch Zeit ist, schickt er Euch den Ring zurück, den Ihr seinem Sohn gegeben, und ich soll des Bläsi seinen mitbringen, wenn Ihr so gut sein wollt, ihn abzuthun. — Nach einigem Stutzen des überraschten Mädchens flog das unliebe Kleinod geschwinde in die Hand des unhöflichen Mahners. — Verena's erstes Gefühl war das der Freude; einem vom Tode Begnadigten kann nicht wohler ums Herz sein. Ihre erste Handlung war, auf die Kniee zu sinken und Gott inbrünstig zu danken. — Aber, bei näherer Ueberlegung ... so eng schmiegen sich die Ketten des Brauchs und Herkommens selbst um das nach Freiheit lechzende Herz ... beim nähern Anschauen ihrer Lage weinte sie vor Schmerz! Denn nur eine unendliche Kränkung, eine Demüthigung, im Lande schier ohne Beispiel, hatte sie von der gefürchteten Sclaverei errettet. Willkommener wären ihr die Fesseln gewesen, als die Entlassung, welche sie dem Spott des Volkes, den Unbilden aller geschwätzigen Zungen preisgab. — Was ihr Vater bei dem Anlaß empfand und unverhohlen aussprach, war nicht geeignet, sie zu beruhigen. Er sah sich im Kinde entehrt, alle seine Hoffnungen,

Verena's ganze Zukunft vernichtet. Er knirschte vor Zorn, er ängstigte sich bis zu Thränen; vergebens grübelte sein Geist nach einem herstellenden Auskunftsmittel. Hin und wieder schoß ihm die Hitze seines ehemaligen Soldatenstandes zu Kopfe; er sprach von Genugthuung, von exemplarischer Züchtigung des wortbrüchigen Landweibels. Aber sein böses Gewissen einerseits, anderntheils ein Blick auf sein krankes Weib, auf seine hülflose Tochter und seine eigene zerrüttete Lage brachte ihn schnell zur Besinnung. Er begriff, daß er nicht wagen durfte, durch irgend eine grobe Thätlichkeit seine Ehre und der Seinigen Loos noch freventlicher aufs Spiel zu setzen. —

Die Nemesis, die somit an dem Landweibel schonend vorüberging, verrichtete dagegen an dem Sohne ihr rächendes Amt. Der junge Mann, der eines Tags sich nicht enthalten konnte, im Wirthshause prahlend und spöttisch zu erzählen, wie ihn Hagenbach habe betrügen wollen, und wie er zur Vergeltung die Tochter habe sitzen lassen, wurde von zweien seiner Altersgenossen, welche die Vertheidigung der geschmähten Unschuld übernahmen, wacker zur Rechenschaft gezogen. Beleidigt und thätlich mißhandelt, mußte Rüttimann das Gasthaus verlassen. Frau Trümpy selber, die im Grunde dem stolzen Bläsi die fühlbare Zurechtweisung gönnte, weil er sein weiteres Augenmerk nicht auf die Wittwe, sondern auf eine Bräuerstochter von Altstätten geworfen hatte, war die Erste, die den Vorfall mit gif-

tiger Junge der Nachbarin Verena hinterbrachte. An Hagenbach's Gartenzaun vorübergehend, sagte sie zu dem unsern davon beschäftigten Mädchen: Ihr könnt nichts als Unheil anrichten, Jungfer. Um Eurer Larve willen ist mein Vetter schier todtgeschlagen worden. — Und als Verena bestürzt aufhorchte, fuhr die Schlange fort: Stellt Euch nicht unwissend und erschrocken, falsche Dirne, mit Euern verhexten Augen. — Warum scheltet Ihr mich, Frau Trümpy? — So? Warum? mich geht's etwa nicht an, wenn Ihr meine Knechte gegen meinen Vetter aufhetzt? Der Gallus und der Görg haben den Bläsi geschlagen, und ich jage sie stehenden Fußes auf und davon.

Dieses war nun nicht wahr. Die Wittwe fürchtete den Gallus, der ebenfalls weitläufig mit ihr verschwägert war, gar sehr, und den Görg, der vor Kurzem erst mit dem Gallus aus fremdem Soldatendienst zurückgekommen, liebte sie wie thöricht, obgleich der junge Mann ihren Winken und Lockreden gar kein Gehör schenkte. Um diesen Liebling einem etwaigen Sturm von Seiten des Landweibels zu entrücken, schickte sie ihn auf ihre Alpe am Wildsee. Der Gallus dagegen, der nicht ein Fremder war, wie Georg, wollte nicht von dannen weichen, sondern alle Folgen der raschen That abwarten und die Schuld seines lieben Regimentskameraden ganz auf sich nehmen.

Ob nun die Trümpy bei dem Landweibel ihre Knechte entschuldigt und Alles auf Hagenbach und seine

Tochter geschoben, oder ob Bläsi eine fernere Rache von Seiten der hitzigen Bursche besorgte, im Fall er sie geradezu vor Gericht angriffe, gleichviel: — der alte Rüttimann beschloß, den Hagenbach zur Verantwortung zu ziehen, und ließ ihn als vorgeblichen Anstifter des ganzen Vorgangs vor den Richter laden.

Die Vorladung, die an einem Nachmittag dem Vater Verena's überbracht wurde, machte auf ihn und auf seine Tochter einen ganz verschiedenen Eindruck. Das unerfahrene Mädchen, das weder die Gewalt und Ränke beharrlicher Verleumdung, noch den Einfluß eines reichen Großhansen auf die von Landleuten besetzte Gerichtsbank kannte, sah in der Citation nur einen willkommenen Anlaß, vor aller Welt die Unschuld ihres Vaters und ihre eigene sonnenklar darzuthun. Hagenbach im Gegentheil fürchtete Alles von der Feindseligkeit seiner erbitterten Gegner. Es war überhaupt in dem Manne seit weniger Zeit eine ganz besondere Veränderung eingetreten. Der jammervolle Zustand seines Weibes, den er unabläßig vor Augen haben mußte, und als dessen Urheber er sich vor seinem zagenden Gewissen oft angeklagt, seines Vermögens Verfall und die neuerliche ihm und der Tochter widerfahrene Kränkung hatten seines Charakters Unschmiegsamkeit gebrochen und aus dem Selbstherrn einen Kleinmüthigen gemacht: einen Rathlosen, Furchtsamen, der mit der Hoffnung sich selber aufgegeben. Die Aussicht, in einen drohenden Gerichtshandel verwickelt, vielleicht,

wenn auch unschuldig, mit einer Strafe an Leib und Geld belegt zu werden, machte ihn schwindeln, raubte ihm alle moralische Haltung. Er redete nicht, er weinte und lachte nicht; aber den Hut und Stock ergreifend, ging er, gleichsam die volle Brust im Freien zu erleichtern, aus seinem Hause, nachdem er seinem Weibe, wie schon lange nicht geschehen, die Hand geschüttelt, nachdem er sein Vreneli mit ungewöhnlicher Wärme umarmt hatte.

Verena sah ihm verwundert nach; doch blieb sie ruhig. War doch ihr Vater in den letzten Jahren gar oft still, nachdenklich, oder unwirsch vor sich hinbrütend gewesen und immer nach einem Spaziergange heiter und gefaßt heimgekehrt. Heute, so hoffte sie, würde es auch nicht anders sein. Sie lag daher ihrer häuslichen Arbeit ob, wie sie im Brauch hatte, und ahnte nichts Schlimmes, obgleich der Abend hereinbrach und Stunde auf Stunde verging, ohne daß der Vater zurück gekommen wäre. Endlich rückte die Essenszeit heran, und selbst die kranke Scholastika sah sich plötzlich nach dem abwesenden Gatten um und fragte kurz: Wo ist er? Kommt er nicht mehr wieder? — Verena erschrak vor dem Unglück weissagenden Tone der Irren und versetzte: Ei ja doch, Mutter; bald, bald, denke ich. — Worauf die Alte den Kopf schüttelte, mit beiden Händen zugleich verneinend, und, wie eine Einschlummernde den Kopf neigend, sagte: Nein, nein, Verena. Er ist zum Johann gegangen. Mein Hans hat ihn

geholt. — Jesus! seufzte das Mädchen, denn in ihrem krampfhaft zusammengeschnürten Herzen wollte das Blut gerinnen, und ihre matten Pulsschläge drohten ihr mit einer Ohnmacht. Zum erstenmale überraschte sie der Gedanke: ihr Vater möchte einen plötzlichen Tod gefunden haben.

Just in demselben entsetzlichen Augenblick pochte Jemand ans Fenster der Wohnstube. Verena fuhr zusammen; ihre Lebensgeister blitzten wieder hell auf. Sie horchte; es wurde zum zweitenmale etwas lauter gepocht. Wer ist draußen? fragte sie hinter den geschlossenen Laden mit klappernden Zähnen. — Macht auf, sagte eine vertrauliche Stimme; die Thür ist verriegelt, thut sie auf. Ich bringe Euern Vater. — Heilige Mutter Gottes! den Vater? — Geschwinde, macht auf! —

Die Lampe in der Hand, flog das Mädchen zur Hausthüre und öffnete. Sie war gewärtig, des Vaters Leiche hereintragen zu sehen. Doch war es nicht so schlimm. Wenn gleich erbleicht bis zur Todtenfarbe und schwach, daß er sich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte, so lebte doch der Vater und schwankte, von Georg, dem Knechte der Trümpy, geführt, über seines Hauses und seiner Wohnstube Schwelle. Niedergesunken in seinen Lehnstuhl, gegenüber der in gewohnter Stellung verharrenden Scholastika, brach der alte Mann in bitteres, anhaltendes Weinen aus und stammelte nur dann und wann ein unverständliches

Wort. Um Gotteswillen, Vater, was fehlt Euch? — Keine Antwort, lautes Schluchzen ausgenommen. Mein Gott, Vater, was bedeutet dieses? Georg, wo habt Ihr ihn gefunden? — Unfern von unserer Alp, am See, liebe Jungfer. — Ach, in welchem Zustand! — Der Zustand war nicht der beste; doch wird's nicht schaden. Der Weg heimwärts hat den Mann ermüdet, obschon ich ihn die erste Hälfte auf meinem Rücken getragen habe. Doch wurde er mir zu schwer, um ihn vollends heim zu schleppen; auch waren wir im ebenen Wege. Legt ihn ins Bett und gebt ihm Stärkung. Es wird keine Folgen haben. — Georg, Ihr sagt mir nicht Alles redlich heraus! — Der junge Mann machte ein verlegen Gesicht; indessen griff Hagenbach jammernd an seinen Hals. Da thut's weh, sehr weh, klagte er. Verwundet? schrie Verena. Der Knecht verneinte und wollte das Hemd des Alten selber öffnen; indessen hatte schon die Tochter es gethan und gewahrte mit dem heftigsten Entsetzen eine um den ganzen Hals tief eingeschnittene, roth unterlaufene Strieme. Was ist das, um Alles in der Welt? rief die Tochter. — Ei, wenn ich's doch sagen muß . . . Jungfer . . . antwortete der Knecht mit Widerstreben: ich hab' den alten Mann gefunden, da er an einem Baum hing. Er hatte sich selbst mit seinem Halstuch . . . — Verena taumelte ohnmächtig in die Arme des mitleidigen Burschen. Der gute Mensch brachte sie wieder zu sich und sagte ihr tröstend: Seid doch vernünftig. Ich

hab' ihn ja noch zur rechten Zeit losschneiden können. Bis morgen oder übermorgen ist er wieder frisch und gesund. Ich versteh' was vom Doktern und will selber nach ihm schauen, damit kein Mensch von dem Handel das Geringste erfährt.

Der Zufall wollte, daß in derselben Nacht der Landweibel einen bedenklichen Anfall von Asthma hatte, der ihn bewog, an sein Seelenheil zu denken und nach dem Sacrament des Altars zu verlangen. Der neue Pfarrer, ein Mann von duldsamer und ächtchristlicher Gesinnung, nahm dem Kranken die Beichte ab und gab ihm auf, allen seinen Feinden zu vergeben und jeden nichtigen und eiteln Groll fahren zu lassen. Der Leidende gehorsamte, empfing das Abendmahl, und von Stund an ging's mit seinem Uebel besser, und binnen kurzer Frist genas er gänzlich. Seine erste Handlung war gewesen, die Klage gegen Hagenbach zurückzunehmen und allen Theilnehmern der an seinem Sohn verübten Unbill völliges Vergessen ihrer That zusichern zu lassen. Dieser günstige Umstand beschleunigte die Wiederherstellung des alten Exhauptmanns und erlaubte dem Retter Georg, seinen Schlupfwinkel auf der Alp zu verlassen und jeden freien Augenblick im Dienste bei Hagenbach zuzubringen, wo er verordnete und hantierte, wie ein Heilkünstler. — Während sich in Folge

dieses Verkehrs ein vertrauliches Verhältniß zwischen ihm und dem Geretteten herstellte, konnte Georg's öfteres Verweilen in Hagenbach's Hause seiner Brodherrin kein Geheimniß bleiben. Was machst du denn in Gottes Namen beim Nachbar drüben? fragte die Zürnende eines Tages. Der Knecht nahm diese und jene Ausrede. Es ist all' erlogen, rief die mehr und mehr Erbitterte hierauf: du bist ein Duckelmauser. Ich will dir sagen, was du mir nicht sagst: du bist in das Mädel vernarrt, in die boshafte, einfältige, heuchlerische Dirne, und du wirst noch ins größte Unglück rennen. — Georg lächelte ruhig und erwiderte: Weil Ihr's denn doch einmal wißt, so will ich Euch unverholen sagen, daß mir Vreneli recht gefällt, und daß ich sie recht lieb habe; denn sie verdient's. — Der Wittwe blieb fast der Athem aus, da sie Georg's Sprache hörte: Blinder Tropf, schalt sie: ein Weibsbild, das schon Einer sitzen gelassen? — Eben darum, Frau. Ich kann mir denken, — sprach Georg mit schwermüthigem Ausdruck — wie weh das Verlassenwerden thun muß. — Eine Prinzessin Habenichts, auf die alle Welt mit Fingern zeigt! — Eben darum. Was geht mich die böse und dumme Welt an? — Die nichtsnützige Tochter einer blödsinnigen Mutter, eines bettelhaften Landstreichers! — Oho, Frau Trümpy! macht's nicht zu arg. Das Vreneli ist brav, die Mutter ist krank, und der Vater ist mir schon recht, und wenn Ihr ihn tausendmal nicht leiden könnt! — So?

fuhr die Trümpy fort, indem sie ihrer Galle die Zügel schießen ließ, so? Prosit! Ich aber leide das Zusammenstecken nicht. Ich duld' es nicht. Meine Dienstboten müssen christlich und keusch leben. Ich bin eine unbescholtene Frau; ich behalte keinen Knecht, der in andern Häusern, bei schlimmen Dirnen herumsitzt. Verstehst du mich nun? — Ja freilich, Frau Trümpy. Ich hab' Euch schon sagen wollen, daß ich aus Euerm Brod gehe. — Undankbarer! wohin? — Zum Hagenbach. —

Die Wittwe lachte wie ein Teufel auf, während ihr Herz vor Verdruß schwach wurde. Sie antwortete heiser und sich ermüdet auf die Bank niederlassend: Prosit, sage ich. Du hergelaufener Bursch, den ich nur dem Gallus zu lieb und aus Mitleid in meinen Dienst genommen! das ist mein Lohn? — Frau, ich bin kein hergelaufener Bursche. Meine Eltern waren rechtschaffene Leute; ich habe eine Heimath, wo ich schon eine Unterkunft fände, wenn ich wollte; hört Ihr? Wir sind aber geschieden, Frau. — Das sind wir; du hast nicht hören wollen, hast mich beleidigt, eine Frau, die ihre Batzen hat, die dich etwa noch glücklich gemacht hätte! Geh hin; du stimmst recht zusammen mit den Hungerleidern drüben, hättest es so gut haben können; wirst es bald bereuen. Geh nur hin; ich will nichts mehr von dir wissen. — Gottlob; haltet Wort, Frau Trümpy; haltet Wort auch ferner. Adje, Frau. Zuvörderst müßt Ihr mir wohl erlauben,

daß ich mein Bündel von der Alp hole. — Wird bald bei einander sein, hohnlachte die Ergrimmte und warf dem Fortgehenden ihren Schlüsselbund nach. Das Geschoß traf indessen nur die Thüre, und Georg machte ein großes Kreuz, da er außer dem Hause stand. Zu dem Gallus, der daherschlenderte, sagte er: Adje, Gallus. Mit der Alten bin ich fertig, und geh' meiner Wege. Leb wohl. — Hast Recht, wenn du gehst. Aber wohin? Willst du zurück zu deinem Vater? — Halb lachend, halb verdüstert schüttelte Georg den Kopf. Noch ist's nicht Zeit, entgegnete er. Er trägt lang nach und ist gewiß noch nicht gut geworden. Red nichts davon, hörst du? — Sapristi! einem alten Militär das zu sagen! So gehst du also zum Hagenbach? — Ja. — Recht; laß dir das Vreneli gefallen. — Versteht sich. — Sie ist mir just begegnet; sie ist mit dem Alten ins Weißbad gefahren. Sie wollen aufs Wildkirchle; der Alte hat, denk' ich, ein Gelübd gethan; ich weiß aber nicht, wofür. — Dann seh' ich sie dort oben, die neue Herrschaft. Ich geh' zur Alp, den Havresac zu holen. — Glück zu, und gute Nachbarschaft, Bruderherz. — Allemal. —

Wie schnell auch der junge Mann seine Schritte förderte, so war ihm doch unmöglich, Hagenbach und seine Tochter einzuholen. Diese Letzteren fuhren mit einem raschen Pferde gestreckten Trabs in das Weißbad und verweilten daselbst nur die Zeit, die unumgänglich nöthig war, um einige Erfrischungen einzu-

nehmen. Sie machten sich hierauf alsbald auf den Weg, der an fetten Alpen vorüber in die felsige Einöde des Wildkirchleins führt. Hagenbach, kaum erstanden von der schweren Alteration, der er beinahe zum Opfer gefallen, schritt langsam, von der Tochter unterstützt. Aber je höher ihn seine Füße trugen, um so freier wurde ihm Kopf und Brust, um so kräftiger sein Gang. Als die Wanderer endlich um die Ecke der hochgethürmten Felsen bogen, in deren Höhlen das Wildkirchlein und des Klausners Wohnung ruhen, wie Adlernester, als vor ihnen plötzlich der Säntis riesig aufstieg in wilder Eisespracht, während tief unter ihnen der Smaragd des Alpsees blitzte, da wurden Beide, Vater und Tochter, von den kräftigen Schauern jener Wunderwelt ergriffen und mit Schnelligkeit über die gefährliche Brücke, die nach der Felsenkirche führt, als wie von eifrigen Engelhänden gezogen und geleitet. — Wahrlich! sprach Hagenbach mit tiefer Andacht, hätte Gottes Majestät dazumal wie heute mein Herz erfüllt, ich hätte mich nicht vom Versucher, vom Teufel des Kleinmuths hinreißen lassen und nicht gestrebt, mein unsterblich Theil mit der sterblichen Hülle zugleich zu vernichten. — Denkt nicht mehr daran; redet nicht mehr davon, bat die Tochter flehentlich. Der Vater fuhr mit einer gewissen Heiterkeit fort: Das Uebel schlägt jedoch immer zum Guten aus. Ohne meine verdammliche Vermessenheit hätte ich auch den wackersten Menschen nicht kennen gelernt, der mir jemals vor-

gekommen ist: den Georg. Wir sind ihm den größten Dank schuldig. — Allerdings, versicherte Verena. — Den größten Dank, wiederholte Hagenbach; sowohl für das, was er gethan, als auch für das, was er noch thun wird, zu unserm Besten. — Ich freue mich, Vater, einen Hausgenossen in ihm zu erhalten. — Ich wollte, Kind, er würde uns Beiden mehr als ein Hausgenosse und Knecht. Ich darf ihn zwar nicht eigentlich einen Knecht heißen, da wir ihm unsern erhöhten Wohlstand zu verdanken haben werden. Er hat mir vorgeschlagen, einen Handel zu errichten, einen Handel mit Kräutern und Balsam. Der Mensch hat Kenntnisse in der botanischen Wissenschaft. Mein übrig Geld soll dienen, den Handel einzuleiten; Georg wird den Sammler und zugleich den wandernden Hausirer abgeben. Das Project ist gut und neu. Wir werden den Klötzen, meinen Landsleuten, aufzurathen geben. Und wenn's geglückt ist, wie ich nicht zweifle, daß es glücken wird, so wäre der brave, hübsche, thätige, junge Mensch nicht uneben zu einem Schwiegersohn. Was meinst du, Vreneli? — Reden wir noch nicht davon, lieber Vater. — Meinetwegen; aber zu den himmlischen Mächten, denen ich zum Dank für meine Rettung aus Satansklauen diese Wallfahrt gelobt habe, zu ihnen will ich beten, daß meine Wünsche in Erfüllung gehen, und daß du dich alsdann nicht weigern mögest, den wackern Georg für die Erhaltung meines Lebens zu belohnen. — Verena hing den Kopf; dennoch war

ihr die Vorstellung einer Heirath mit Georg weniger unangenehm, als es die Aussicht, dem rohen Bläsi anzugehören, gewesen war. In die Verhängnisse, die ihr Gott schicken würde, ergeben, betrat sie die Kapelle, verrichtete sie ihr Gebet. Da Hagenbach noch längere Zeit vor dem Altar verweilte, setzte sich Verena alsdann in den Sonnenschein vor der heiligen Grotte nieder und hing, in die Wildniß des Abgrundes niedersehend, ihren Träumen nach. Sie hörte nicht, daß eilige Füße über die Brücke schritten, daß der Klausner einen Ankömmling begrüßte; sie blickte erst auf, als Georg's Stimme sie anredete: Find' ich Euch doch endlich hier, liebste Jungfer? — Schönen Dank. Woher des Wegs, Georg? — Der verlegene Bursche versetzte: Da ich auf der Trümpy Alp gewesen, sah ich Euch des Wegs ziehen, den Vater und Euch, und dachte, Euch guten Tag zu sagen. Wenn's Euch freut, will ich Euch heimbegleiten und zum erstenmal unter Euerm Dache schlafen. Ich bin schon aus dem Dienst der Nachbarin. — Das ging schnell, Georg. — Wär's Euch allzu schnell? Dann thät' mir's leid. Ich konnte kaum erwarten, um Euch zu sein, Vreneli. — Wie redet Ihr? Habt Ihr die glatten Worte unter den Soldaten gelernt? Laßt das für Andere, die Euch glauben. — Ihr macht mir Schmerz, wenn Ihr mir nicht glaubt. — Thut doch nicht verliebt, wie ein Herr aus der Stadt. — Verliebt? Hm, ich bin nicht verliebt in Euch, Vreneli. Ich hab' Euch gern, lieb von Herzen,

aber zum Verlieben wär's noch zu bald. Vielleicht kommt's dazu ... ich weiß nicht recht. Erlaubt indessen, daß ich Euch gut sei. — Recht gern, da Ihr so vernünftig sprecht. — Und seid auch gut mit mir, Jungfer. — Das versteht sich. Erstens hält der Vater viel auf Euch ... — Er soll's nicht bereuen, bei Gott! — Zweitens habt Ihr ihm das Leben erhalten ... — Das freut mich mehrentheils um Euretwillen. — Endlich kann ich Euch nicht vergessen, Georg, daß Ihr, ohne mich noch zu kennen, mein Recht gegen den Rütimann vertheidigt habt. — Ohne Euch zu kennen? Ei ja doch! ich hatte Euch schon oft gesehn; am Morgen, so oft Ihr die Leinwand auf dem Grase netztet; am Mittag, wann Ihr die Hühner füttertet; am Abend, wann Ihr bei Eurer Arbeit unterm Baume saßt und fleißig war't, bis die Sterne langsam kamen, bis die Gletscher verglühten. Gesehn und wohlgefallen und gedacht, ich möcht' bei Euch sein mein Lebelang, das war eins bei mir, und der Himmel, Gott sei Dank, hat schon den Anfang dazu erlaubt. —

Vreneli hörte mit freundlichem Lächeln die schlichten und ungeschmückten Reden des Burschen an, fragte aber plötzlich in einen fremdern Ton übergehend: Gefällt's Euch in Appenzell? — Es hat mir darinnen nie besser gefallen, als heute. — Könnt Ihr denn Eure Heimath vergessen, und wie heißt Euer Geburtsland? — Ich bin ein Berner, wißt Ihr's nicht schon? bin in Pruntrutt daheim. Vor langen Jahren ist mein

Ort des Bischofs von Basel gewesen, und hat dann lange den Franzosen gehört, und ist jetzt zum Kanton Bern geschrieben. Wir sind Schweizer mit Herz und Blut und Hand. — Ich glaub's. Was hat Euch jedoch hieher geführt? — Mit einiger Verlegenheit antwortete Georg: Vater und Mutter sind gestorben; Verwandte hätt' ich zwar noch zu Delsperg. Landenberger gibt's dort genug. Aber mir hat's gefallen, in die Welt zu gehen. Darauf bin ich unter die Soldaten nach Welschland gekommen und hab' den Gallus beim Regiment kennen gelernt. Als unsere Capitulation um gewesen, und weil ich lieber ein Bauer geworden wäre, als ein Scheerer*), wie mein Vater seliger, und mir der Gallus immer vorgesagt, wie schön es in Appenzell sei, und daß allhier Milch und Honig fließe, so bin ich mit ihm gegangen, und habe jetzo mehr gefunden, als ich glaubte; nämlich Euch, liebste Jungfer, die mir besser gefällt, als alle Milch und aller Honig in der ganzen Welt. — Der Vater sagt aber, Ihr seiet zu einem Bauer zu gut; Ihr seiet studirt in allerlei Künsten? Der Knecht lachte verschlagen, indem er sagte: Ho, das Salbenkochen, Schröpfen und Aderlassen und die Wissenschaft von den Kräutern hab' ich aufgeschnappt, da ich auf der Barbierstube lernte. Es ist nicht viel damit; doch hat Mancher mit noch viel weniger sein Glück gemacht, und

*) Barbier.

wenn ich einmal mit einer Trage voll Kräuterthee ins Deutschland und Welschland wandern kann, will ich schon meine Waare an den Mann bringen. Die Leute sind überall gar leichtgläubig, und wer ihnen alle Krankheiten auf den Hals disputiren und wiederum für eine jegliche ein Mittel anhängen kann, der hat gewonnen Spiel. Vreneli lachte über die Unbefangenheit, womit der Georg seine quacksalberischen Grundsätze aussprach, und sagte: Ihr habt treffliche Anlagen. Die Zunge geht Euch, wie einem Fastenprediger. — Wenn ich mich nur einmal in Euer Herz predigen kann, schön' Vreneli, dann hat's keine Noth mehr! erwiderte der Pruntrutter scherzend, aber hinter dem Scherz lauerte der Ernst, den das Mädchen gar wohl verstand, da es den Blick zur Erde senkte. — Hagenbach jedoch, der indessen hinter die traulich Schwatzenden getreten war und Alles vernommen hatte, sagte plötzlich zu ihnen: Die Geduld und Beharrlichkeit geht niemals fehl, lieber Görg. Sei treu und redlich, und führe, was wir ausgemacht haben, zum guten Ende. Dann wird auch das Vreneli vernünftig sein und dem Bläsi und der Trümpy zum Trotz eines braven Mannes Gattin gerne werden.

Die Wallfahrt zum Wildkirchle schien gute Früchte getragen zu haben. Von dem Tage an gewann Hagenbach's Hausstand ein ganz anderes Ansehen. Fleiß und Rührigkeit kehrten unter seinem Dache ein. Große Vorräthe an Kräutern mannichfacher Art, von Georg's

Händen eingesammelt, erfüllten die Räume des Hauses. Der Vater und die Tochter gewannen neue Freude am thätigen Leben, die Pflanzen trocknend, sortirend, nach Georg's Vorschriften mischend, einpackend und überschreibend. Sobald der Winter herannahte, verließ der Knecht als Hausirer, des Sommers und des Herbstes Beute auf dem Rücken tragend, den Flecken, und wanderte in die benachbarten Länder. Mit vielen Bestellungen und leerem Tragkorb kam er bald zurück und ging zum Zweitenmale ins Weite. Sobald der Frühling eintrat, war er wieder daheim, verwandelte sich in den Botaniker, und schon konnte Hagenbach ihm helfen, Verena ihm gewandter beistehen. Zu Anfang des Sommers verschickten die Associés bereits einige Träger, die ihren Wunderthee den sehnlichst harrenden Abnehmern zuschleppten; Georg, in einem halbstädtischen Anzuge und fortan Herr Landenberger geheißen, kutschirte in Hagenbach's Einspänner in weiter entlegene Gegenden und etablirte daselbst Depots, erwarb sich Agenten und Correspondenten. Noch ehe der Herbst kam, sammelten viele Dutzend Hände den marktschreierisch gepriesenen Thee für Hagenbach und Compagnie; andere preßten für dieselbe Firma den vortrefflichen Wunderbalsam, das unvergleichliche Haaröl, womit Handel getrieben wurde nach Wien und Rußland, nach Paris und Spanien, wie auch in der Folge nach Amerika und nach der Levante. — Das Resultat all dieser glücklichen Operationen war das Aufblühen des Ha-

genbach'schen Hauses, der Neid seiner sämmtlichen Landsleute und die Verehelichung Georg's mit der dankbaren Verena, die zwar ohne Widerwillen, aber auch nicht mit allzuherzlicher Beistimmung über ihre Hand verfügen ließ.

Die Trauung hatte am frühen Morgen, bald zu Anfang des Winters Statt. Im Begriff, mit sehr geringem Geleit zur Kirche zu gehen, trat Verena an der Hand ihres Bräutigams vor die Mutter, deren Zustand sich bis dahin nicht im Mindesten geändert hatte, und sagte gerührt: Liebe Mutter, segnet Eure Tochter. — Segnet auch mich, setzte Georg freundlich hinzu: ich werde fortan Euer Sohn sein. — Scholastika schaute das Paar mit blinzelnden Augen an. Was machst du, Verena? fragte sie. — Ich heirathe, liebe Mutter; ich heirathe diesen Mann, Herrn Landenberger. — Wo bleibt denn mein Johann? fuhr die Kranke fort: du mußt nicht heirathen, wenn er nicht dabei ist. Laß es bleiben. — Verena konnte vor Wehmuth nicht antworten. — Nehmt mich für den Johann, gute Mutter, und habt mich lieb, sagte der ebenfalls tief ergriffene Georg. — Die Alte horchte eine Weile, dann sagte sie: Die Stimme könnte es wohl sein, aber ich sehe meinen Johann nicht. — Ich sehe euch Alle nicht mehr, setzte sie trocken hinzu und zog mit den Fingern ihre Augenlider in die Höhe, und die aufmerksam gewordenen Umstehenden nahmen mit Beklom-

menheit wahr, daß die Unglückliche zu all ihrem Elend noch obendrein blind geworden! —

Das war eine traurige Hochzeit! Der Vater still in sich gekehrt, die Braut an Thränen reich und arm an Freude, der Bräutigam ernst, wortkarg und leidend mit der Braut, die Zeugen und das Gefolge verstimmt oder schadenfroh. Das Mahl, das der Trauung folgte, verfloß einsilbig, steif und gestört. Die Gäste gingen gern heim in ihre Häuser; der Vater begleitete den Pfarrer, Georg führte Verena in die für beide hergerichtete Stube. Sei getrost, Vreneli, sagte er theilnehmend; ein alter Aberglaube will, daß der ganze Ehestand sei wie der erste Tag desselben. Es ist aber nur ein Aberglaube. Wir weinen zwar heute, aber die lustigen Tage werden nicht ausbleiben. Schau: reiner und fleckenloser als du ist sicherlich noch keine Braut vor dem Altar gestanden! Hoffe darum alles Gute, so wie ich's hoffe. Du bist noch kalt gegen mich, aber die warme Freundschaft, die ich für dich fühle, wird schon mit deiner Kälte ein Abkommen treffen, so Gott will. — Verena lächelte durch ihre Thränen, indem sie sprach: Du redest ja heute wie ein Buch, Georg. Seit du ein Handelsmann geworden, kennt man den Knecht gar nicht mehr aus dir heraus. — Hm, 's ist nicht anders. Der Knoten im Kopfe ist mir etwas aufgegangen, und du sollst das Beste thun, mich zu einem andern Menschen zu machen. Das Schlimmste an mir ist mein Jähzorn und meine flinke schlaglustige

Hand. Deine Geduld wird mir aber schon, wie's heißt, den Giftzahn ausbeißen. Mein Jähzorn hat mir viele böse Stunden gemacht. Beim Regiment saß ich nur zu oft wegen Händel auf der Wacht. Und wie ich zum Regiment gekommen bin, daran ist wieder meine Rauflust Schuld gewesen. — Du hast doch nicht Jemand todt geschlagen? — Behüte; aber ein Auge hat's dem Kameraden immerhin gekostet, und ich hatte Angst vor Strafe und Gefängniß und vor des Vaters Zorn, und bin daher davon und unter die Soldaten gelaufen. — Der arme Vater! hast du ihn nimmer vor seinem Tode gesehen? — Georg lachte etwas verschmitzt und entgegnete schmeichlerisch: Lieb Vreneli, verzeih' daß ich dich bis zu dieser Stund' angelogen habe; aber mein Vater lebt noch, ich denke, in der besten Gesundheit. — Er lebt noch? und warum hast du gelogen? — Sei nicht böse, Vreneli. Der Alte ist eben zornig, wie ich, nur verraucht der Zorn bei ihm nicht so geschwinde. Er kann seinen Unwillen schier nicht verwinden. Ich hab' ihm vom Regiment ein paarmal geschrieben, aber immer keine Antwort erhalten. Ich schämte mich vor euch, Alles zu erzählen, wie ich davon gelaufen bin. Und dann — hätten der Ammann und der Rath die Einwilligung zur Heirath vom Vater begehrt, ... er hätte mir sie gewißlich nicht ertheilt, und ich wäre zu Appenzell abgewiesen worden. Darum ließ ich mich als eine Waise gelten, und mit ein paar neuen Thalern hab' ich's bei den Herren durchgedrückt,

daß sie mit meinen Regimentsschriften zufrieden gewesen sind. Das ist nun abgemacht, wir sind Mann und Frau, und gelt, du verzeihst mir? — Ich weiß nicht, ob ich's soll. Wer seinem Vater so viel Herzeleid bereiten kann, wie wird der erst mit seinem Weibe umgehen? — Dich auf den Händen tragen — das will ich, Vreneli. Vergiebst du mir auch dann nicht, wenn ich dir sage, daß ich dem Alten vor Kurzem erst geschrieben habe? Ich hab' ihm erzählt, wie glücklich es mir hier ergangen, welch eine Braut ich an dir gefunden, wie ich ganz nahe daran sei, ein vermöglicher Mann zu werden. Das Geld hat der Vater immer gern gehabt, und sein einzig Kind wird er ins Himmels Namen doch nicht auf ewig verstoßen wollen? Ich habe ihn um Pardon gebeten, ihm geschrieben, daß ich nicht als ein Taugenichts hätte vor ihn kommen wollen, daß ich aber jetzt ein gemachter Kerl sei, und er möchte endlich seinen Groll fahren und mir seinen Segen zukommen lassen. Ich hab' mich als seinen reumüthigsten Sohn darunter geschrieben, und zweifle nicht, er werde sich erweichen und mir ein paar Buchstaben schicken, die mich freuen und beruhigen. — Ich wünsche es dir, Georg, sagte Verena gerührt; der Eltern Segen baut Häuser.

Indem tippte Jemand ans Schiebfenster, und der kleine Ruodi, das Briefträgerlein, rief von der Straße: Herr Landenberger, ein Brief! Der Posthalter hat gesagt, er sei französisch, aber Ihr seid doch damit

gemeint. — Georg öffnete flugs, riß mit fröhlicher Ahnung den Brief an sich und jauchzte: Victoria! hab' ich nicht gesagt, Vreneli, daß ich allen Hexen zum Aerger unser Leid in Freud' verkehren werde? Der Brief ist von daheim, der Vater hat ihn geschrieben. Da, Bube, da hast du einen Laubthaler; 's ist nicht zu viel für eine solche Botschaft! Auch Ruodi jubelte ein Victoria und lief als ein glücklicher Prinz davon. — Georg las mit Stolz und funkelnden Augen: A Monsieur George Landenberger, marchand etcetera, à Appenzell! Dann öffnete er das Schreiben, und inwendig war es deutsch mit fingerlangen Buchstaben gefertigt. — Ein langer, langer Brief! sagte er mit Herzklopfen, und seine Hände zitterten, denn er las mit erlöschender Stimme die nicht erbauliche Anrede: Undankbarer, pflichtvergessener Georg! — Der Leser wischte sich die Augen, als wären sie trüb angelaufen, und sagte zur neugierigen Verena: Seh' ich recht, oder ist's ein höllischer Trug? Das klingt nicht wie Verzeihung. Lies du, was im Brief steht. Es schwimmt mir vor den Augen. Lies, Vreneli, und tröst' uns Gott!

Das war ein trauriger Morgen, der nächste, der das junge Ehepaar beschien. Sein Strahl fiel auf Verena's dickverweinte Augen, auf Georg's verstörtes, zerknirschtes Angesicht. Hagenbach, den seines Weibes Unglück abermals von der Höhe wachsender Zuversicht zur bangen Kleinmüthigkeit herabgeschleudert hatte,

suchte vergebens eine Beruhigung in den Zügen seiner Kinder. Auf alle Fragen, die ihm die Besorgniß eingab, wurde ihm nur die Antwort, daß Scholastika's Zustand wohl der Kinder Niedergeschlagenheit rechtfertige, und der bekümmerte Vater mußte sich mit dem Bescheid begnügen. Dafür sagte er um so öfter — laut und in seinen Gedanken: Das wahre Glück will dennoch nicht bei uns einkehren, und meine paar Lebensjahre sollen in Trübsal verfließen! so steht's geschrieben. — Tochter und Eidam umarmten ihn freilich alsdann mit den Betheurungen der innigsten Liebe; Georg verdoppelte seine Bemühungen, sowohl dem Vater als der Mutter mehr zu sein, als ein Fremder; aber der Stachel des Grams blieb in des Alten Herzen nur allzuquälend zurück. — Die Verstimmung der kleinen Familie konnte natürlich den Nachbarn nicht verborgen bleiben. Die Wittwe Trümpy vor allen frohlockte unverhohlen darüber. Da haben wir's, sagte sie zu ihren Klatschschwestern, ungerechtes Gut und falscher Mund bringen nie das Glück ins Haus. Was sie zusammengeschlagen haben, indem sie der Welt ihren eiteln Kram für Wunderarznei verkaufen, nützt den Hagenbach's nicht eines Brosams werth, und der Landenberger, der in die Schüssel tappte und die hochmüthige Verena ohne Ueberlegung mit Rosen und Dornen genommen hat, mag sich jetzt die Nägel von den Fingern kauen. Das Geld, du lieber Gott, macht nicht Heil, nicht Seligkeit. Ein gutes Gewissen und der Friede darinnen

sind mehr als Schätze. Gott bessere es, aber wir werden von den Leuten noch erbauliche Dinge erleben! — Die Mißgünstigen und Schadenfrohen sprachen aus voller Kehle allenthalben den frommen Wunsch und die böse Prophezeihung nach. — In der That gab das Leben, wie es sich jetzo bei Hagenbach's gestaltete, zu mancherlei Nachreden Anlaß. Der Vater bezog mit Scholastika ein kleines Gebäude, das, zum Ruhesitz bestimmt, von ihm dicht neben dem größern Hause errichtet worden war. Die jungen Leute walteten und schalteten in dem letztern ganz allein. Die Thätigkeit in den Magazinen und Geschäftskammern ging ihren alten Schritt, aber in den Wohngemächern wurde eine fast klösterliche Ordnung eingeführt. Das Ehepaar sah blutwenig Leute bei sich, bewohnte weit getrennte Stuben und behandelte sich gegenseitig freundschaftlich, aber ohne eine Spur von inniger Vertraulichkeit. Georg kam und ging, ohne daß Verena sonderlich darauf geachtet hätte. Er reis'te ab, und ihr Auge blieb trocken. Er kam nach mehreren Monaten zurück, und ein einfacher Handschlag der Gattin bewillkommte ihn. Es fiel zwischen ihnen nicht ein unschönes Wort, aber sogar das lauerhafteste Gesinde war nicht vermögend, sie in einem vertraulich-behaglichen Beieinandersitzen zu überraschen. Sie gingen selten zusammen aus; wenn sie's thaten, herrschte eine zwar ungezwungene, aber kühle Freundlichkeit unter ihnen vor. Kein Scherz, wie er auf die Lippen eines jungen Ehemanns kommt,

entschlüpfte dem Georg; kein Blick, wie eine junge Gattin deren oft, selbst in Gesellschaft Anderer, dem Gatten halb verstohlen zu schenken pflegt, war jemals in Verena's Auge zu ertappen. Wo Beider Zärtlichkeit zusammentraf, das war der Eltern Haupt. Diese zu lieben und zu ehren und zu pflegen, schien der Kinder eigentliches Geschäft, sie sparten sich, so zu sagen, die ihnen selbst zukommende Liebe vom Munde ab, um sie den Eltern zuzuwenden. — Sehr natürlich wurde auch diese Aeußerung ihrer Gefühle von den Aufpassern verunglimpft. Die Herzlosesten unter den Letzteren sagten sich in die Ohren: Die Landenberger haben kein Herz; er liebt nicht sie, sie liebt nicht ihn. Wären sie schon zehn Jahre verheirathet, sie könnten sich nicht gleichgültiger begegnen. Aber auch die Liebe zu den Alten, die sie zur Schau tragen, ist nur Heuchelei. Die Alten müssen brav Batzen gespart haben, und die Jungen warten schmerzlich auf der Alten Tod. Die Tochter ist der pure Geiz, und der Schwiegersohn möchte gern Alles haben, der Schwamm, der Pilz, der nackt auf die Welt gekommen und mit Hagenbach's Geld sich bereichert hat. —

Denn es galt seit geraumer Zeit — trotz des ehemaligen Lärms von Hagenbach's bevorstehendem Bankerott — im Flecken für eine ausgemachte Wahrheit, daß der Exhauptmann ein riesenhaftes Vermögen von jeher sein genannt und damit nur hinterm Berg gehalten habe, um seine Freunde auf die Probe zu

stellen. — Der Landweibel, dessen Sohn die Bräuerstochter geheirathet, aber dadurch in eine verschuldete Wirthschaft gerathen war, hatte sich schon öfters vor den dicken Kopf geschlagen und gesagt: Wie dumm war ich, den Hagenbach's den Stuhl vor die Thür zu setzen! Um wie viel besser stände jetzt mein Bläsi; und Niemand ist an der Aufhetzerei schuld gewesen, als die Base Trümpy; und sie soll mir nicht mehr über die Schwelle kommen! — Die Base lachte dazu; war doch ihr Herz voll Freude, daß der Bläsi, der sie verschmäht hatte, in schlimme Schuhe gekommen war! — Auch zu Landenberger's, wie sie sich ausdrückte, mißrathenem Ehestand lachte sie; doch konnte sie den schmucken ehemaligen Knecht nicht völlig aus ihrer Seele reißen und widmete seinen häuslichen Angelegenheiten eine Aufmerksamkeit, die ihr bald selber nicht Ruhe ließ. — Oft, am späten Abend, wenn alle Lichter in den Häusern ringsum ausgelöscht waren und in Landenberger's Wohngemach allein noch die Kerze brannte, schlich die neugierige, selbstquälerische Schlange an des Undankbaren Haus und horchte an demselben Schiebfenster, in welches der kleine Briefträger am Hochzeittage seine Depesche gereicht hatte. Bis daher war die Lauschende nur Ohrenzeuge von den gleichgültigsten Gesprächen der Eheleute gewesen; sobald Georg mit einem ruhigen: Gute Nacht, Breneli! seine Lampe genommen, um ins obere Stockwerk seinem Lager zuzuwandern, sobald Verena mit einem gähnen-

den: Schlaf wohl, Georg! ihre Thüre verriegelt hatte, mußte die aufpassende Trümpy den Rückzug antreten, und zwar immer unbefriedigt, um bald wieder desto neugieriger auf ihren Posten zurückzukehren. Eines Abends jedoch — eine gewisse kribbelnde Unlust und Reizbarkeit ließ die gute Nachbarin nicht einschlafen — sprang sie aus dem Bette, kleidete sich nothdürftig an, wie's die Sommernacht erlaubte, und schlüpfte in ihren kleinen Horchwinkel, da noch heller Lichtschimmer durch die sauber ausgeschnittenen Herzen des Landenberger'schen Fensterladens strahlte. Mit unruhig pochender Brust, auf die Zehen sich streckend, vernahm die Trümpy zu ihrer innigsten Genugthuung, daß ein ungewöhnlich lebhafter Zwiesprach von den Ehegatten geführt wurde. Ihre Neugierde ahnte Wunderdinge.

Georg war so eben von einer Reise zurückgekommen und sprach, heftig auf und ab gehend, mit dem Ton der Selbstanklage: Ich wollte, ich wär' im Himmel; mir wäre wohl. Das Fegfeuer ist aber schon von dieser Welt! — Freilich, antwortete Verena mit Ruhe und Stolz, 's geht nicht anders, wenn man den bösen Gelüsten nachgiebt. Du hast da etwas Schlimmes von der Reise mitgebracht, Görg. — Lieb Vreneli, der Satan hat mich hinters Licht geführt. Wär' ich doch lieber in die Hölle, als zu den Schwestern ins Haus gegangen! Wie ich dir sage, um etwas Anders, als um den Enzian, den sie zu verkaufen hatten, ist mir's nicht gewesen; aber die Jüngere war

so hübsch, und das Häuschen so sauber . . sie sind blutarm, doch reinlich und apart, besser, als die Andern, die im Gebirge wohnen. Kurz, ich bin wiedergekommen, wann die Eltern nicht zu Haus gewesen . . . die Einsamkeit der Alpe hat auch geholfen . . . schilt mich nicht so derb aus, Vreneli. Wir sind allesammt gebrechliche Menschen . . . — Das weiß der liebe Gott, versetzte Verena nicht ohne Weichheit; was soll aber aus dem Würmlein werden, das jetzo zu hoffen steht? — Ich will mich seiner allerdings annehmen, sagte Georg rasch und gutmüthig, ich will ihm freilich Vater sein, rathe mir aber, wie ich's anstelle. Schon um deinetwillen möchte ich nicht in die Mäuler der Leute kommen. — Was soll ich rathen? Wenn die Mutter am Leben bliebe . . . — Das ist aber nicht, fiel Landenberger ein, es kann sie gerade nur ein Wunder retten. Der Gram, da sie erfuhr, daß ich nicht mehr ledig sei, und die Neigung, die sie zum Zehrfieber hat, ihre jetzige Schwäche . . ! gewiß, gewiß, ich darf meinem Blick trauen . . . sie stirbt, dem Kinde das Leben gebend, oder das Kind stirbt mit ihr zugleich. Ich Unglücklicher! wär' ich doch um ein halbes Jahr jünger! ich wollte klüger sein. — Was soll ich rathen? wiederholte Verena mit Bewegung. Ich wüßte wohl allenfalls eine Auskunft . . . ob nicht die Schwester . . . ? — Nein, der Leichtsinnigen lass' ich das Kind nun und nimmermehr . . . — Nun, so fasse dich einmal, Georg. Was geschehen, ist nicht unge-

schehen zu machen, Deine Pflicht ist's, dem armen Wurm, so ihn Gott erhält, ein Vater zu sein ... und, so schwer 's mich ankommt und welche Ueberwindung mich's auch kostet ... ließe der liebe Gott das arme Weib nicht am Leben ... das Kind sollte nicht verstoßen — ich selbst wollte ihm Mutter sein. — Ach, du Engel! frohlockte Georg, ich hab' mich vor deinen Vorwürfen, vor deinem Zorn gefürchtet, und du bist mein lebendiger Trost gewesen! — Was helfen denn Vorwürfe? Ist's nicht hingegen unsere Sache, den Makel unserer Lieben mit dem Mantel Christi zuzudecken? — Georg küßte die Milde heftig auf Stirn und Wangen und sprang dann ans Fenster. Ich muß Luft haben; ich ersticke in der schwülen Stube! rief er und ließ den Laden nieder. — Kaum vermochte die lauschende Nachbarin einen kleinen Vorsprung zu gewinnen. Bei einem Haare wäre sie verrathen gewesen. Indessen entkam sie unbemerkt, streckte sich, glühend vor Hast und Unruhe, ins Bett und murmelte einmal und tausendmal: Saubere Geschichten! Ein seliger Lebenswandel von den Beiden! Der Bruder Liederlich! die heuchlerische Hehlerin! Pfui! nicht einen Funken von Ehre hat sie im Leibe! Aber nur Geduld! mäuschenstille Geduld! Wir wollen abwarten, wie der schmutzige Handel abläuft, und dann, erst dann Lärm geschlagen, wie sich's gehört.

Des bösen Weibes Nachbegier war so gewaltig, daß sie sogar der geschwätzigsten Zunge des Kantons

Fesseln anlegte. Die Wittwe gewann es über sich, von dem, was sie gehört, zu schweigen und des Verlaufs geduldig zu harren. Sie begnügte sich, ringsum verstohlen auszubreiten, daß sie von Landenberger's ganz entsetzliche Dinge erfahren, und daß sie schon zur gelegenen Zeit erzählen werde, was sie wisse.

Und da auf einmal ganz unverhofft die Kunde umherging, Verena stehe in der Hoffnung, Mutter zu werden, schüttelte die Trümpy boshaft den Kopf und meinte, das sei ein eitel Vorgeben, und man werde schon ganz etwas Anderes erfahren. — Sie schwieg noch immer und harrte der Stunde der Vergeltung.

Und als es auf einmal hieß, Verena sei mit ihrem Manne in die Fremde gereis't, was noch niemals geschehen, sagte die Trümpy wieder: Der Haber wird reif und das Brod wird aufgehen, daß es eine Freude ist.

Und als nach recht langer Abwesenheit das Ehepaar Landenberger wiederkehrte und Verena einen Säugling in den Armen trug, den sie auf der Reise geboren; als die Verwunderung im Lande und das Entzücken in Hagenbach's Herzen ausbrach, und selbst Scholastika mit einer dunkeln Ahnung von großmütterlicher Freude das Geschrei des kleinen Enkels anhörte und das zappelnde Kind segnend betastete — da konnte die Trümpy nicht mehr an sich halten. Zwar schwatzte sie noch nichts den Freunden und Freundinnen, dem Markte und der Spinnstube, aber sie packte, nach ihrer

Meinung, die Sache beim rechten Ende an und lief zum Pfarrer und erzählte ihm Alles, was sie erhorcht und erlauscht, und beschwor bei ihrer Seligkeit, Landenberger's Kind sei nicht Verena's, und die Kirche wie die Obrigkeit müsse das Aergerniß bestrafen. — Der Pfarrer, wenn gleich zweifelnd, stutzend und zögernd, wenn gleich die verächtliche Horcherin derb abkanzelnd, hielt es für seine Pflicht, der argwöhnischen Gemeinde gegenüber, einen dreisten Blick in Landenberger's Familie zu thun; und darum begab er sich am selben Abend in das ihm als verdächtig bezeichnete Haus.

Sein ungewohnter Besuch befremdete natürlich. — Landenberger empfing ihn jedoch mit Zuvorkommenheit; Verena bewillkommte ihn herzlich. Längere Zeit drehte sich das Gespräch um gleichgültige Gegenstände. Der Pfarrer glaubte zu bemerken, daß die Eheleute sich gegenseitig mit Blicken der Erwartung ansahen. — Aber weder auf der Stirn des Mannes, noch auf dem Antlitz der Frau war eine Spur von bösem Gewissen zu erforschen. Der Pfarrer wußte daher nicht recht, wie er sein kitzliches Verhör zu beginnen habe. — In derselben Minute trat die Amme mit dem Kinde auf dem Arm herein und meldete, es sei Jemand da und frage nach Herrn Landenberger. Um des Pfarrers Besuch abzukürzen oder zu seinem eigentlichen Ziel und Resultat so geschwind als möglich zu führen, antwortete Landenberger, der Fremde möchte indessen beim Vater eintreten und warten. Er

selber würde kommen, sobald der Herr Pfarrer sich entfernt haben würde. — Die Amme, den Auftrag auszurichten, ließ das Kind auf dem Schooße der Mutter und ging hinaus. Der Pfarrer seinerseits, wohl einsehend, wie Landenberger's Bescheid zu verstehen, beschloß, ehrlich und gerade mit der Sprache herauszugehen. — Dies Euer Kind, liebe Frau? fragte er. Verena bejahte. — Euer Kind, wahrhaftig und wahr? — Verena erröthete. Der Herr fragt so dringend und sonderbar, Georg. Sage ihm doch . . . — Ich will redlich sein, fiel ihr der Pfarrer ins Wort. Dieses und Jenes — er erzählte den Bericht der Angeberin — hat mir Jemand als die reinste Wahrheit hinterbracht. Ich bin es mir und euch selbst schuldig, euch auf euer Gewissen zu befragen. Wenn Ihr, Frau Landenberger, durch Euern Edelmuth Euch habt überreden lassen, Eures Mannes Schwachheit im Dunkel zu begraben und sein Kind das Eurige zu nennen, so habt Ihr etwas gethan, das zwar an sich eher zu loben als zu schelten ist, das aber nichts desto weniger in seinen Folgen verderblich werden kann. Der frömmste Betrug ist immer nur Betrug. Wenn er ans Licht kommt — und er wird's — wie könnt ihr euch beide vor dem weltlichen Richter verantworten? Wenn eure Ehe dereinst mit Kindern gesegnet würde . . . was wolltet ihr mit dem Eingedrungenen beginnen? Oder sollte er mitzehren am Erbe der rechtmäßigen Sprößlinge, und könntet ihr zugeben . . .?

Verena unterbrach den Pfarrer, indem sie zu Georg lebhaft sagte: Der geistliche Herr hat den Ruf, ein braver Mann zu sein. Als ein solcher wird er uns nicht unglücklich machen, wenn wir ihm Alles sagen. — Ich mein's auch, antwortete Georg, plötzlich getrost werdend: Nehmt's als eine Beichte, würdigster Herr. Dieses Kind ist wirklich nicht Vreneli's, es ist m e i n Kind, das sein Leben der Versuchung und dem Zufall zu verdanken hat, und dessen Mutter gestorben ist. Das Einfachste schien uns, es für unser eheliches Kind auszugeben. Stört uns nicht in dem Besitz, hochwürdiger Herr, wenn Ihr ein menschliches Herz habt. Macht uns nicht um meiner Schwäche willen zu Schanden. Macht unsern Vater nicht unglücklich, der einen Enkel zu wiegen glaubt und sich verjüngt in dieser Freude. — Ich will nicht jetzo, in diesem Augenblicke, eurer Sünde Richter sein, sagte der Pfarrer schwankend, bedenkt aber, daß euerm Vater noch gegönnt sein wird, aus den Armen seiner Tochter einen Enkel zu empfangen, der . . . — Nimmermehr! rief Verena vorschnell, mit einer Geberde des Unwillens. — Nein, o nein! setzte Georg eben so heftig hinzu. Der Geistliche schüttelte den Kopf. Wie versteh' ich euer Betragen, eure Reden? Wie könnt ihr wagen, der Zukunft den Stab zu brechen? Schon ist viel Sonderbares von eurer Ehe laut geworden. Mir war aber vorbehalten, das Sonderbarste aus euerm Munde selbst zu vernehmen.

Er ist ein ächter Diener Gottes! . . . bat Verena ihren Gatten, mit einem Blick auf den Pfarrer. Sag ihm Alles. — Das Sonderbarste freilich sollt Ihr hören aus unserm Munde, der schon so lange und so ungern schwieg, hob Georg an, indem er sich den Schweiß von der Stirne trocknete. Nehmt unsern ehrlichen Namen in Eure Obhut, Herr Pfarrer. Diese Verena ist mir zwar von Euch selber angetraut worden . . . aber sie ist nicht mein Weib . . . sie ist meine Schwester, Herr!

Der Pfarrer fuhr zurück und schlug voll Schrecken die Hände zusammen. — Georg lief nach seinem Schreibkasten und brachte in seinen zitternden Fingern den Brief herbei, den er am Hochzeittage empfangen. Bevor ich diesen Brief erhalten, sagte er weinerlich, war ich ohne Ahnung, ohne Furcht, voll von Zuversicht und Glück. Les't aber, was mein zürnender Vater darinnen geschrieben hat: er hat mich nur aus Mitleid erzogen, hat mich zu seinem Erben bestimmt, da seine Gebrechlichkeit ihm verboten, ein Weib zu nehmen; mein Davonlaufen hat mich jedoch aus seinem Herzen gerissen, jeden Anspruch meinerseits an ihn getilgt; er überlasse mich meinem wohlverdienten Schicksal, schreibt er, und würde mir auch seinen Namen zu tragen verbieten, wenn er denjenigen meiner Eltern wüßte . . . Ach, ich hätte ihm den theuern Namen, gleich nachdem ich seinen erschrecklichen Brief gelesen, wohl sagen können!! . . . Les't weiter, Hochwürdiger.

Und der Geistliche las, die Sätze halb verschlu-ckend vor Hast und Neugier: „Am neunundzwanzigsten August . . . da ich Chirurg bei der Armee gewesen . . . im Verfolgen des Feindes . . . im Posthause am Arlberg . . . in meiner Stube verborgen einen Knaben gefunden, der eine Leiche schien . . . indessen noch Zeichen des Lebens verspürte . . . nachgeholfen . . . von dem langgedauerten kataleptischen Anfall und Starr-krampf befreit . . . darüber gestört worden durch des Feindes neues Vordringen . . . Alles aus dem Hause entflohen, kein Mensch zu finden gewesen . . . das Kind, in der Ambülance wohl eingepackt, mitgenom-men . . . dann auf langen Märschen heimgekehrt . . . ohne, wie ich gehofft, in jenes Haus zurückzukehren . . . ich war an den Knaben so gewöhnt . . . erst nach manchen Jahren in jenem Posthause nachgefragt . . . es waren andere Leute auf der Wirthschaft; war gar nichts mehr zu erfahren. — Suche jetzt deinen leib-lichen Vater, da du, undankbarer Raufhahn, deinen Pflegevater mit Füßen von dir gestoßen!“ —

Der Pfarrer blickte mit nassen Augen gen Him-mel. Deine Vorsehung, o Herr! stammelte er. Dann fragte er rasch: Trifft, was der Chirurg schreibt, mit Euers Vaters mir wohlbekanntem Unglück zusammen, Verena? — Auf Tag und Stunde und Ort; viele Hundertmal hat der Vater die traurige Geschichte er-zählt, erwiderte Vreneli, ihr kummervolles Gesicht hin-ter dem Kinde verbergend. — Als ich den Unglücks-

brief da lesen hörte, fügte Georg bei, hab' ich mit Einemmale lang eingeschlafene Bilder wieder in meinem Hirn aufgehen gesehen. Als Bube war mir oft, als sei schon früher, ehe ich von meinem Pflegevater etwas gewußt, allerlei mit mir vorgegangen, aber es scheint, daß nach der Starrsucht mein Gedächtniß lange schwach geblieben, daher ich auch nicht viel gelernt. O stellt Euch unser Herzeleid vor, würdiger Herr, und dann wieder unsere Freude, daß die böse Post so schnell und nicht erst spät gekommen! Wir sind unschuldige Leute, Herr! das heißt, ich bin wohl ein Sünder, wie dieses Kind besagt, aber 's Vreneli ist ein Lamm, ein Engel! — Warum aber schweigen? sprach der Geistliche mit freundlichem Vorwurf. — Das Gerede, Herr, und weil der junge Rüttimann meine Schwester ins Geschrei gebracht . . . versetzte Georg hastig. Und noch hastiger ergänzte Verena: Vor Allem, Würdigster, des Vaters Leben und Seelenheil! Hätt' er die Schreckensnachricht, daß sein Sohn und seine Tochter sich geehlicht, hingenommen, ohne zu Grund zu gehen, er, der um eines mindern Unfalls willen Hand an sich selbst gelegt? — O ihr frommen Kinder! rief der Geistliche aus, seine Thränen nicht mehr verbergend.

Da sprang die Thüre auf. Wie einst an Georg's Hand, schwankte an eines Fremden Arm der alte Hagenbach in die Stube. — Mit Ungestüm und Schmerz und Freude . . . unterbrochen von heftigen Athemzügen, stöhnte er seinen Kindern entgegen: Ist's wahr,

ist's wahr, was dieser Mann mir so eben erzählt hat? — Bei Gott! das ist mein Pflegevater! schrie Georg, sich in des Chirurgen Arme stürzend. — Ich kam, reuig und liebevoll, dir zu verzeihen, sagte der alte Landenberger zitternd; ohne es zu wollen, habe ich durch die Erzählung deiner Herkunft diesen Mann bis auf Mark und Bein erschüttert. Geh, tröste ihn; geh, tröste deinen Vater und sag ihm tausendmal, du seist sein Sohn, bis er's glaubt. — Mein Sohn! jubelte der alte Hagenbach an Georg's Halse; aber mit herzzerreißendem Ausdruck setzte er bei: Verena, meine Tochter, dein Weib? O Verena, geh, labe deine Mutter, denn sie hat gehört, was dieser Mann erzählte, und hat's verstanden, und sie liegt drüben wie todt in Lisi's Armen!

Verena flog hinüber. Diese dein Weib? fragte der Alte weiter mit ängstlicher Spannung, der Eilenden nachdeutend. — Seine Schwester, seine liebevolle Schwester! betheuerte der Geistliche, indem er den Enkel an Hagenbach's Brust hob. Dieser Knabe ist aber Euers Sohnes, Euers braven Sohnes Kind. — Nachdem sich Hagenbach etwas vom Sturm des Entzückens erholt, sagte der edle Pfarrer zu Georg: Die Schlange der Verleumdung wird nicht ruhen. Ich werde aber sprechen, daß ich euch rein erfunden. Indessen sammelt, was ihr habt, und gehet in ein ander Land, damit ihr Ruhe findet. Ich selbst will sorgen, daß euer

Band getrennt und einem Jeden von euch die Freiheit wiedergegeben werde.

So geschah es auch. Der Pfarrer hielt Wort, die Kirche that ihre Pflicht. Im Bernerland, im Hause Landenberger's, ließen sich die Verkannten nieder, und Hagenbach vermißte seine Heimath nicht mehr. Er lernte noch das seligste Glück kennen, das ihm blühte, in Landenberger's, des Erretters, Freundschaft, in den Armen seiner Kinder und seiner Scholastika, deren inneres Auge sich wunderbar bei der Auffindung ihres Sohnes wieder aufthat und offen blieb, wenn auch ihr äußeres Auge beständig von den Schleiern der Nacht verschlossen gehalten wurde. — Doch entschädigt ja das innere warme Leben für die äußere bunte Welt. Nur seufzte die Genesene manchmal: Wie manches Unheil hätt' uns der Wirth am Arlberge erspart, wenn er uns gestanden hätte, daß ihm die kleine Leiche entwendet worden; wenn er nicht aus Angst und falschem Mitleid geschwiegen hätte! Aber sein Schweigen und Landenberger's und Georg's Schweigen hat Alles böse gemacht. Doch ist Georg ja nicht mehr vorhanden, und meinen Johann hab', ich so lieb, daß ich ihm von Herzen Alles vergebe! — Hierauf küßten und drückten Sohn und Tochter die so mild gewordene Mutter und pflegten sie nebst dem Vater als ein Paar von Kleinodien, und schworen sich's zu, niemals sich zu verehelichen und zuerst den Eltern, dann dem Kinde Johannes ihr ganzes Leben zu weihen. — Sie haben Wort gehalten.

Jörg Muckenhuber.

Von W. H. Riehl.

Geschichten aus alter Zeit von W. H. Riehl. 1863.
Sämmtliche Geschichten und Novellen von W. H. Riehl.
Volksausgabe. Bd. 1. Stuttgart 1863. J. G. Cotta'sche
Buchhandlung.

Wilhelm Heinrich Riehl, geboren den 6. Mai 1823 zu Biberich, studirte in Marburg, Tübingen, Bonn und Gießen Theologie, Philosophie und Geschichte, in Gießen vornehmlich Cultur- und Kunstgeschichte, wurde 1845 Mitredacteur der Oberpostamtszeitung in Frankfurt, dann der Karlsruher Zeitung und des Badischen Landtagsboten, redigirte seit 1848 in Wiesbaden die Nassauische Zeitung, trat dort in die Commission zur Reorganisation des Hoftheaters, wurde 1851 als Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung nach Augsburg berufen, wo er hauptsächlich wissenschaftliche und kritische Abhandlungen für die Beilage schrieb, bis er 1854 von König Maximilian II., der ihm seine besondere Neigung zuwendete, an die Universität München gezogen wurde. 1859 trat er an die Spitze der Commission, welche die seitdem vollendete „Bavaria", eine sehr zweckmäßig angelegte Beschreibung der bayrischen Lande, herausgegeben hat, und 1862 wählte ihn die Münchener Akademie zu ihrem Mitgliede. Seine bedeutenden Leistungen als culturgeschichtlich-ethnographischer und als musikalischer Schriftsteller sind bekannt. Ein rüstiger Wanderer, durchpilgerte er viele Gaue Deutschlands und schilderte Land und Leute, wie er sie überall mit eigenen Augen gesehen und mit eigenthümlichster Beobachtungsgabe aufgefaßt hatte. Diese Schriften haben sowohl Beifall als Widerspruch gefunden, aber von beiden Seiten wird ihnen gleichmäßig bezeugt, daß sie geistreich, lebendig, voll feiner Züge und auch für den Gegner in hohem Grade anregend seien. Im Anschluß an diese Schilderungen von Volk, Gesellschaft und Familie gab er „Culturgeschichtliche Novellen", die ihnen gleichsam als illustrirende

Bilder zur Seite gehen sollten. In freierer Bahn der Dichtung, doch immer auf culturhistorischem, deutschgeschichtlichem Boden, gehen seine „Geschichten aus alter Zeit", welchen er später noch ein „Neues Novellenbuch" folgen ließ.*) Diejenige, die wir hiemit unserer Sammlung einverleiben dürfen, wird sicher nicht verfehlen, durch ihre Originalität und körnige Frische, durch ihre warme Darstellung einer aus tiefster Lebensfinsterniß siegreich hervorbrechenden gemüthlich-sittlichen Tüchtigkeit auch jene Leser, welchen sie nicht mehr neu ist, aufs Neue zu gewinnen.

---

*) Diese sämmtlichen Erzählungen erscheinen jetzt (Ende 1871) gesammelt in einer zweibändigen Volksausgabe.

Erstes Kapitel.

Im Jahre 1594 hatte der Stadtschreiber von Nördlingen einen seltsamen Besuch. Ein etwa zwanzigjähriger, baumstarker fremder Bursche, verwahrlos't und zerlumpt, kam eines Morgens auf die Amtsstube, pflanzte sich ohne Gruß dem Schreiber gegenüber und starrte ihn schweigend an.

Auf die barsche Frage: Was willst du? antwortete er eben so barsch: Einen Strick!

Der Stadtschreiber sagte, da sei er fehlgegangen, der Seiler wohne links um die Ecke. Der Bursche aber erwiderte, den Seiler brauche er nicht, sondern den Henker; er wolle gehenkt sein. Dem Stadtschreiber gruselte es, denn er glaubte, der fremde Kerl sei verrückt. Er rief daher einen handfesten Knecht herbei, ehe er das wunderliche Gespräch weiter führte.

Der Fremde bekannte sich nun als einen heimathlosen Landstreicher, von seinen Genossen Jörg Muckenhuber geheißen, und da seine Sprache aus eben so vielen Lappen von allerlei Mundart zusammengeflickt war, wie sein Rock aus alten Tuchlappen, so mußte

man ihm auch wohl ohne Heimathschein glauben, daß er überall und nirgends zu Hause sei.

Er erzählte dann kurz und kalt, daß er vor mehreren Wochen einen reisenden Krämer auf Nördlinger Gebiet ermordet, auch zwischen Augsburg und Kaufbeuern einen wälschen Juden umgebracht habe. Der Jude und der Krämer ließen ihm aber Nachts keine Ruhe mehr: darum wolle er gehenkt sein, und da er den letzten Mord auf Nördlinger Grund und Boden begangen, so könne sich der Rath dieser Reichsstadt auch nicht weigern, ihn an den Nördlinger Galgen zu hängen.

Der Stadtschreiber schimpfte gewaltig und meinte, da könne Jeder gelaufen kommen; die Stadt habe ihren Galgen für ihre eigenen Bürger gebaut und nicht für fremdes Gesindel, ließ aber doch den Muckenhuber in Gewahrsam führen und trug den Handel dem Rathe vor.

Der Rath in corpore konnte zwar anfänglich auch nicht daraus klug werden, ob der Bursche ein Narr sei oder ein verzweifelnder Bösewicht. Da man aber damals Verrückte ohnehin in dasselbe Loch zu werfen pflegte, in welchem Diebe und Mörder saßen, so lag Jörg Muckenhuber einstweilen gut und sicher im Thurm, und die Sache war jedenfalls richtig eingefädelt, mochte auch weiter ans Licht kommen, was da wollte.

Der Folterknecht, der Pfarrer und der Feldscherer, welche den Gefangenen der Reihe nach besuchten und Jeder nach seiner Weise sondirten, erklärten einmüthig,

daß der Bursche zwar äußerst roh und verwahrlos't sei, allein von sehr klarem Verstande, und daß er bei seinem Geständniß beharre.

Inzwischen durchlief die Neuigkeit natürlich rasch die Stadt, und die guten Bürger stritten heftig darüber, ob man auch Einen auf sein bloßes Geständniß und dringendes Begehren hängen könne, selbst wenn sich die That, deren er sich anklage, weiter gar nicht erweisen lasse. Denn nirgends war eine Spur von dem angeblich an dem reisenden Krämer verübten Morde aufzufinden.

Auch als man den Muckenhuber unter starker Wache und großem Zulauf hinausführte, daß er den Ort bezeichne, wo er den Krämer erschlagen und die Leiche verscharrt, wußte er zwar durch die feinsten Gründe und Ausreden seine Richter zu verwirren und stutzig zu machen, allein eine thatsächliche Urkunde des Frevels entdeckte man nicht. Der Gefangene aber blieb steif und fest bei seinem Satz, daß er den fremden Krämer auf Nördlinger Boden umgebracht habe und also am Nördlinger Galgen gehenkt werden müsse.

Obgleich die deutschen Reichs-Kleinstädter zu jener Zeit an hochgewürzte kriminalistische Dramen gewöhnt waren wie ans tägliche Brod, so wuchs doch die Spannung über diesen unerhörten Fall von Tag zu Tag; namentlich konnte man die Antwort des Augsburger und Kaufbeuerner Magistrates kaum erwarten, denen das Nördlinger Gericht die Acten zugesandt hatte

mit dem freundnachbarlichen Ersuchen um genaue Forschung nach dem angeblich zwischen beiden Städten an einem wälschen Juden verübten Mord. Allein auch hier hatte man weder von einem wälschen Juden noch von einem Morde das Mindeste aufgespürt.

Weil nun aber im peinlichen Verfahren des sechzehnten Jahrhunderts das eigene Geständniß hoch über jedem anderen Beweise stand, so konnten sich die Richter nicht beruhigen, zumal der Bursche mit immer neuen Gründen den Mangel aller äußeren Anzeichen zu erklären wußte.

Man schritt also zum schärfsten Prüfstein der Wahrheit, zur Folter. Hatte man schon so oft bei Leuten, die keine Verbrecher sein wollten, das Geständniß der Schuld herausgefoltert, warum sollte man nicht auch einmal umgekehrt bei einem Manne, der schlechterdings ein Verbrecher sein wollte, das Geständniß der Unschuld herausfoltern können?

In der Folterkammer aber kam der Nördlinger Rath erst recht vom Regen in die Traufe. Denn bei den Daumschrauben blieb Jörg Muckenhuber bei seinem alten Lied, und als man ihm zur Steigerung weiter die spanischen Stiefel anlegte, begann er sogar noch eine Liste von Räubereien dazu zu bekennen, von denen jede einzelne für sich schon den Galgen verdient hätte. Der Untersuchungsrichter hatte zwar auch noch einen Ritt auf dem scharfkantigen Esel für den Inquisiten in Aussicht genommen, allein aus Furcht, der unbeug=

same Jörg möge dann wohl gar noch etliche Brandstiftungen als Zugabe drein schenken, ließ man's bei den zwei ersten Graden der peinlichen Frage bewenden und führte den triumphirenden Burschen wieder in sein Loch zurück, indeß der Rath rathloser war als zuvor.

Denn obgleich den Klügern nun ein ziemlich helles Licht aufging, daß Jörg Muckenhuber die ganze Reichsstadt zum Besten habe, so war doch ein solcher Galgenhumor ganz beispiellos. Auch konnte Niemand einen Grund ersinnen, weßhalb der struppige Gesell mit einem Muth und einer Willenskraft ohne Gleichen seinen Hals dem Strick und seine Glieder der Folter darbot. Das war doch selbst für den boshaftesten Spaß zu viel. Dazu kam, daß nicht bloß das angebliche Verbrechen, sondern auch die ganze Person dieses Muckenhuber wie über Nacht aus dem Boden gewachsen erschien. Denn von seiner Herkunft ließ sich eben so wenig eine Spur auffinden, wie von seinen Verbrechen. Einige behaupteten kurzweg, es sei der Teufel selber, der sich den Spaß mache, in dieser Maske ganz Nördlingen an der Nase herumzuführen.

Allein hiermit war der schwierigste Theil der Frage doch nicht gelös't, nämlich, was man denn überhaupt nun mit dem Landstreicher anfangen solle?

Die öffentliche Meinung neigte damals so ziemlich zu dem Satze, daß es im Zweifelfalle besser sei, drei Unschuldige zu hängen, als einen Schuldigen laufen zu lassen. Und überdies war Jörg Muckenhuber unter

allen Umständen schuldig. Denn hatte er jene Mordthaten verübt, dann verdiente er den Galgen; hatte er sie aber nicht verübt, dann verdiente er erst recht den Galgen, weil er den ganzen Rath einer Reichsstadt so fabelhaft zum Narren gehalten hatte. Da man sich aber durchaus nicht einigen konnte, auf welche von diesen beiden Arten er den Galgen verdient habe, so ließ man ihn einstweilen ruhig in seinem Loche sitzen.

Zweites Kapitel.

Dort sah es nicht gar freundlich aus. Die Zelle war halb über, halb unter der Erde in einem kleinen Thurm, der nach drei Seiten in einem sumpfigen Wassergraben stand; an Licht hatte das Gemach gerade keinen Ueberfluß, doch fiel durch ein schmales Fensterchen wenigstens so viel Helldunkel herein, daß man an einem sonnigen Mittage einen Tisch von einem Stuhl hätte unterscheiden können, wenn nämlich derlei Luxusgeräthe vorhanden gewesen wären. Desto besser war die Nachbarschaft. Unter der Fensterscharte sangen die Frösche im Sumpfgraben sehr mannigfaltig und vollchörig. Zur Seite aber grenzte ein anderes Gefängniß, von einem alten Weibe bewohnt, welches hartnäckig läugnete, daß sie eine Hexe sei. Ihr sogenanntes Fen-

ster ging gleichfalls auf den Graben, und wenn beide Nachbarn zu ihren Fenstern hinaussprachen, so konnten sie sich recht gut unterhalten, doch ohne einander zu sehen, und Niemand, außer den Fröschen, belauschte ihr Zwiegespräch.

Auf ganz eigene Art hatte dieser Verkehr begonnen. Jörg erhielt nämlich die erste Kunde von seiner Nachbarin, indem er sie laut beten hörte. Es war kein weiches, demüthiges Beten, sondern heftig, fast stürmisch, als ob die Alte eher Befehle als Bitten an unsern Herrgott zu schicken habe. Jörg hatte nie beten gelernt, weder laut noch leise, und anfangs däuchte ihm die Andacht der Alten sehr wunderlich; allmählich aber imponirte es ihm, daß ein altes Weib so nachdrücklich mit Gott zu sprechen sich getraue, und er meinte, die da neben müsse wohl baumstark sein und zehn Männer im Zaum halten können.

Er gab übrigens seinerseits nicht das erste Wort zum Gespräch, sondern wartete, bis die Nachbarin seine Anwesenheit erlauschte und ihn anredete. Auch heroische Weiber plaudern gern. So brachte eine Rede die andere, und bald waren die beiden Leidensgenossen recht vertraut mit einander, ohne daß sie sich jemals gesehen hatten. Das Ohr mußte zugleich Auge sein. Anfangs warf Jörg der Nachbarin manchen trotzigen und spöttischen Satz in die freundliche Ansprache; allein die Alte antwortete immer so mild und doch so überlegen, daß Jörg's Uebermuth bald gezähmt war.

Die vorher verhöhnte Zwiesprach mit der Unbekannten ward ihm zum süßen Bedürfniß. Drei Dinge begannen ihm das harte Herz zu bewegen: die Stille des Kerkers, in welcher er sich selber fand, die Stimme der Natur, tief unten herauf von den Fröschen im Graben, die ihm manchmal wie ein Lockruf zur verlorenen Waldesfreiheit des Landstreichers klang, und die Stimme nebenan aus mitfühlender Menschenbrust.

Doch blieb er fest bei seinem Satze, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden wolle.

Nach etlichen Tagen kannte Jörg schon haarklein die Schicksale seiner Nachbarin, doch schwieg er immer noch hartnäckig über sein eigenes.

Die Alte war die reiche, kinderlose Wittwe des Kronenwirths, Maria Hollin. Mit sechzig Jahren mußte sie den Jammer erleben, als Hexe angeklagt zu werden. Eine reiche Hexe ist eine Rarität. Man hatte aber in Nördlingen seit fünf Jahren fast alle häßlichen und armen Weiber weggebrannt, und da jede Hexe Mitschuldige angeben mußte und der Eifer der Hexenrichter mit der Zahl der Scheiterhaufen wuchs, so kam die Reihe zuletzt auch an die schönen, jungen und reichen Frauen. Unglückliche Frauen gab es da genug, aber so unglücklich und so heldenhaft zugleich, wie Maria Hollin, war keine zweite. Sie hatte achtundfünfzig Mal auf der Folterbank gelegen und doch nichts gestanden! Wohl hatte Jörg Muckenhuber aus dem Ton ihres Gebetes richtig herausgehört, daß sie zehn Männer im

Zaum halten könne. Die Richter waren in Verzweiflung; denn eine achtundfünfzig Mal Gefolterte freizusprechen, das ging doch nicht an, und sie ohne Geständniß zu verurtheilen, eben so wenig.

Dazu kam, daß die Kunde von der Standhaftigkeit der Hollin ins Volk gedrungen war und ihr viel verstohlene Theilnahme erweckt, auch ein leise anwachsendes Murren gegen die gefürchteten Hexenrichter erregt hatte. Bisher war Alles so glatt und nett abgelaufen. Zweiunddreißig Weiber waren angeklagt, gefoltert, überführt, verbrannt worden: keine hatte große Umstände gemacht. Höchstens daß man die Eine oder Andere einmal mit Fußgewichten so lange am Strick ausgerenkt mußte schweben lassen, bis die Richter gefrühstückt hatten. Kamen sie dann vom Frühstück zurück, so erfolgte allemal das offenste Geständniß. Und nun war durch die Halsstarrigkeit dieser Hollin der ganze schöne Rechtsgang auf einmal ins Stocken gerathen! Denn außer ihr war noch eine große Zahl verdächtiger Frauen eingesperrt. Bei dem wachsenden Mißvergnügen des Volkes wagte man aber nicht, neue Processe auf den Rocken zu stecken, bevor nicht der alte abgesponnen war.

Nun mußte gar noch obendrein der Scandal mit dem Muckenhuber aus blauer Luft herunterfallen!

Die Eine wollte ihre Schuld nicht bekennen, und man hätte sie doch so gern verurtheilt; den Andern hätte man so gern laufen lassen, aber selbst auf der

Folter gab er seine Unschuld nicht zu! Der Stadtschreiber meinte, wenn nur der Jörg Muckenhuber auch ein Weibsbild wäre, dann könnte man durch einen kühnen Mißgriff jenen als Hollin verbrennen und diese als Muckenhuber laufen lassen, so hätte ein Jedes seinen Willen und das Gericht sein Recht.

Das Aergerlichste drohte aber dem Rath zu alle Diesem von fernher. Am südöstlichen Horizont, von Regensburg herüber, stieg nämlich ein schweres diplomatisches Unwetter auf. Maria Hollin war nicht von der Gasse aufgelesen, sondern eines Ulmer Amtmannes Tochter, und ihre angesehene Verwandtschaft in jener Reichsstadt, von der Unschuld der Beklagten überzeugt, hatte den Ulmer Magistrat vermocht, beim Nördlinger Rathe Fürsprach einzulegen. Doch das half nicht viel. Denn der Stadtschreiber meinte, es sei gefährlich für die Reputation eines Gerichtes, Jemand achtundfünfzig Mal zu foltern und ihn schließlich nicht einmal etwas anbraten, geschweige verbrennen zu dürfen. Die Ulmer gaben aber keine Ruhe. Zu Regensburg war im selbigen Jahre ein wichtiger Reichstag und Kaiser Rudolf II. in Person gegenwärtig; der Gesandte von Ulm erhielt von seiner Stadt den Auftrag, bei dem Gesandten von Nördlingen zu Gunsten der Hollin zu intercediren, und da er auch hier anfangs abfuhr, so drohte er, Kaiser und Reich gegen die Nördlinger Rechtspflege in Harnisch zu setzen.

Kannte die Hollin diesen Stand der Sache auch

nicht genau, so wußte sie doch, daß mächtige Freunde für sie thätig waren, und diese Ueberzeugung machte ihren Muth erst recht stahlhart. Um so genauer kannten dagegen die Richter den Stand der Sache, und weil sie nicht vorwärts gehen konnten und nicht rückwärts gehen wollten, so blieben sie stehen, ließen den Proceß hängen und sämmtliche Arrestanten sitzen. Durch ein diagonales Entgegenwirken der verschiedensten Kräfte gab es plötzlich unfreiwillige Rechtsferien in Nördlingen.

Auf den Jörg Muckenhuber machte die Geschichte der Hollin einen gewaltigen Eindruck. Vor seinen Richtern hatte er sich bisher einen Helden gedünkt, vor dieser wahren Heldin dagegen kam er sich vor wie ein böser Bube. Aus Trotz und Stolz hatte er vor Jenen seine wirkliche Geschichte verschwiegen; vor diesem Weibe schwieg er aus Scham. Doch konnte er der festen, theilnehmenden Stimme der unsichtbaren Genossin auf die Dauer nicht widerstehen. Sie klang ihm manchmal wie eine Stimme vom Himmel, denn es war eine ächte Menschenstimme, und die war ihm zur Zeit noch so neu wie der Himmel selber.

So ward er endlich zahm und begann der Alten seine wahre Geschichte zu beichten, und ob er wohl wußte, daß die Untersucher gern Gefangene anstiften, um verstockte Mitgefangene auszuhorchen, so wußte er doch auch, die Hollin werde sein Geständniß so treu bei sich behalten, wie die Frösche, welche unten im

Sumpf lauschten. Nur fand er schwer den rechten Anfang.

Zuerst fragte er, ob sie nicht einmal ein Paar verbissene Hunde gesehen, die ihre Zähne so fest in einander geschlagen hätten, daß sie sich immer fester packten, je mehr man sie aus einander prügeln wollte? Er und seine Richter seien ein Paar solcher verbissener Hunde. Der Stadtschreiber allein habe gescheidten Rath ertheilt, indem er gleich am ersten Tag auf Daumschrauben angetragen. Dann hätte er wohl gestanden. Als er aber einmal verbissen gewesen sei mit den Richtern, da habe die Folter so wenig genützt, wie der Prügel, den man auf einen verbissenen Hund wirft. Doch nein, das sei nicht der rechte Anfang.

Nachdem sich Muckenhuber hierauf lange wieder besonnen, erzählte er der Hollin, daß er von Kind auf mit seinen Eltern das frechste Landstreicherleben geführt habe und alle die wilden Freuden eines ruhelos schweifenden Tagediebs ausgenossen, aber auch alle Mühsal, Entbehrung und Schmach. Gemordet habe er nie, auch nie geraubt oder gestohlen, sondern nur mitgenommen, was er gebraucht. Solch ein Treiben werde man bald satt. Er sei zerfallen mit seinen Verwandten und Freunden und mit sich selbst. Herumstreifen wollte er nicht länger, und festsitzen konnte er auch nicht. Das Leben war ihm entleidet, allein sich selber umzubringen, daß man ihn aus dem Wasser ge-

fischt oder im Wald gefunden hätte wie ein crepirtes Vieh, das war auch nicht nach seinem Geschmack.

Nun hatte er oft den Tod am Galgen als den schönsten preisen hören, und wenn seine Genossen von den „besten Männern“ und „Helden“ erzählten, so waren diese Helden immer Leute, welche auf der obersten Sprosse der Galgenleiter die höchste Stufe ihrer Laufbahn erstiegen hatten. Sich hängen lassen, hieß bei den Genossen Hochzeit halten; der Delinquent war der Bräutigam, der Galgen die Braut, der Henkersknecht der Kranzelherr und der Henker der Pfarrer, welcher mit der stärksten Copula, dem Strick, copulirte; der Tanz in der Luft der Hochzeitstanz.

Um dem Leben, welches ihm reizlos geworden, ein glänzendes und ehrenvolles Ende zu machen, ging Jörg nach Nördlingen, als einer wegen hurtiger Justiz damals berühmten Stadt, und meldete sich.

Uebrigens, sagte Jörg, er würde selbst dann keinen Menschen, ja nicht einmal einen Juden umgebracht haben, wenn er auch vorher gewußt hätte, daß man hier so viel Umstände mache. Zuletzt schloß er dann wieder mit dem Satze, womit er begonnen: er habe sich nun verbissen mit den Rathsherren und wolle Recht behalten; hätte man ihn gleich am ersten Tage peinlich gefragt, so würde man die Wahrheit herausgepreßt haben, ja, es hätte damals nur eines Buckels voll Schläge bedurft, aber eines recht tüchtigen Buckels voll. Jetzt möge man ihn mit glühenden Zangen zwicken,

und er werde seine gelogenen zwei Mordthaten aufrecht halten. Diese gehörten ihm jetzt eigen, sie seien sein unantastbarer Besitz, den er mit seinen Schmerzen gekauft und bezahlt habe.

Die Hollin hielt dem Jörg hierauf eine fürchterliche Bußpredigt. Er glaubte nach dem Ton ihrer Stimme, sie müsse jetzt wie der Engel mit dem feurigen Schwert in ihrer dunkeln Zelle stehen. Trotzdem rührte ihn diese Predigt nicht besonders. Viel tiefer zerknirschte es ihn, wenn er in der schweigenden Nacht den Heldenmuth der Hollin und ihre Todesverachtung mit seiner eigenen Geschichte verglich, denn sein starrer Trotz dünkte ihm dann nur die Fratze jenes edeln Muthes. Darum gab er auch der Frau Nachbarin in allen Stücken Recht, wenn sie ihm mit derber Hand am Gewissen rüttelte; nur den anderen Leuten konnte er nicht Recht geben. Und wenn ihn die Hollin verdammte, so schreckte ihn dies fast, als ob er beim jüngsten Gericht verdammt werde; allein vor dem jüngsten Tag wollte er doch erst noch den Nördlingern den Possen spielen und an ihrem Galgen gehenkt sein.

Inzwischen verstrichen Monate. Die beiden Nachbarn kamen sich ungesehen immer näher. Jörg hatte nie einen Menschen so lieb gehabt wie Frau Hollin, vor der er sich doch so tief schämte, und die ihn so erbärmlich abkanzeln konnte, und die alte Frau entdeckte so manch vergrabene Tugend in dem Gemüth des wilden Naturburschen, daß es ihr fast Gewissensangst

machte, sie höre des Guten zu viel aus dem bösen Buben heraus. Zum Trost gelang es ihr, der verstockten Hexe, ihm, dem vor Gericht sich selbst anklagenden Büßer, wenigstens ein klein Stück Christenthum beizubringen, so viel nämlich durch zwei schmale vergitterte Kerkerfenster sich hindurchzuzwängen vermag. Jörg nahm alle Glaubensartikel willig an, blieb aber auch bei seinem eigenen Glaubensartikel, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden müsse.

Drittes Kapitel.

Jörg hatte sich mit dem Rathe verbissen und der Rath mit Jörg: aber der Rath hatte sich auch in sich selbst über den Jörg verbissen.

Es bestanden zwei Parteien, die sich dermaßen stritten, daß der Gegenstand des Streites über dem Streit als solchem ganz vergessen ward. Die Einen wollten, wie schon oben erwähnt, den Jörg hängen, weil er gemordet, die Anderen, weil er nicht gemordet habe. Nur der Stadtschreiber bildete — aber ganz im Stillen und für sich allein — eine dritte, vermittelnde Partei. Er wollte den Jörg laufen lassen. Denn, so sprach er zu sich selber, hätte man den Inquisiten gleich am ersten Tage torquirt, so wäre wohl die

Wahrheit ans Licht gekommen; jetzt ist es zu spät; warten wir aber ab, bis die beiden Parteien sich geeint haben, aus welchem Grund der Muckenhuber gehenkt werden solle, so kann er inzwischen im Thurm an Altersschwäche sterben. Den Schaden aber hat die Stadt, welche dem hergelaufenen Kerl so lange frei Kost und Obdach giebt. — Da nun der Stadtschreiber mit seiner Menschenkenntniß weiter schloß, Jörg möge nach so vielen Wochen wohl mürbe und die schmale Küche des Eisenmeisters satt geworden sein, so däuchte ihm die beste Lösung, dem Burschen so ganz von ungefähr die Thür offen zu lassen, daß er davonlaufen könne. Mit dem Gegenstande des Streites werde dann auch der Streit verschwinden, ja, Jedermann werde sich wundern, wie man sich über solch einen Hallunken so lange habe den Kopf zerbrechen können, die Ehre der Justiz sei gerettet und die Rechtfertigung des nachlässigen Eisenmeisters wolle er, der Stadtschreiber, schon auf sich nehmen.

So veranlaßte er es denn, daß die Riegel an Jörg's Kerkerthür zum öftern nicht vorgeschoben wurden. Jörg merkte es wohl, blieb aber doch sitzen; er wollte auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt sein.

Als er jedoch eines Tages seiner Nachbarin von der wachsenden Nachlässigkeit des Eisenmeisters erzählte, kam die Sache in ein anderes Geleis. Mit dem bloßen Gedanken der offenen Thür (wenn auch nicht des eigenen Gefängnisses) erwachte bei Frau Hollin

die ganze mächtige Liebe zur Freiheit. Wenn ich hinaus könnte! rief sie, nicht entfliehen wollte ich; ich wollte fortgehen, um wiederzukommen, um meinen Ulmer Freunden alle die erlittene Schmach zu erzählen, wiederzukommen mit den Zeugnissen und Zeugen meiner Unschuld, — ich will gar nicht einmal die Freiheit, ich will nur meine Ehre und Reputation retten — —! Sie brachte den Satz nicht recht zu Ende, doch hatte ihn Jörg verstanden.

Schon lange arbeitete er daran, die dünne Scheidewand zwischen den beiden Kerkern zu durchbrechen; er war bisher, bloß mit einem kleinen Stückchen Eisen bewehrt, nur langsam vorgeschritten; nach jenem Ausruf der Hollin aber schaffte er Tag und Nacht mit Riesenkraft, und in der dritten Nacht konnte er's versuchen, durch das Loch, welches er im dunkelsten Winkel geöffnet, hindurchzukriechen.

Da war keine Zeit zu verlieren. Heute Nacht stand Jörg's Thür wieder offen: also gab es kurzen Abschied. Frau Hollin kroch herüber in des Nachbars Zelle. Da umfaßte Jörg, am ganzen Leibe zitternd, des alten Weibes Knie und rief — als wolle er in dieses einzige Wort die ganze Fülle seines Gehorsams und seines Dankes schütten —: Mutter! — und sie fuhr ihm mit der Hand übers Gesicht, im schwarzen Dunkel seine Züge befühlend, und rief: Mein armer, unglücklicher Sohn!

Dann trennten sich die beiden Freunde, die sich

nie gesehen und doch so nahe gestanden. Die kinderlose Wittwe hatte in dieser Stunde zum ersten Mal mit der vollen Empfindung einer Mutter den Kindesnamen ausgesprochen, und der Landstreicher, welcher nie seine Mutter gekannt, zum ersten Mal den Mutternamen in tiefster kindlicher Ehrfurcht.

Frau Hollin verbarg sich in derselben Nacht noch bei treuen Freunden, um mit dem nächsten Tage nach Ulm zu entkommen. Jörg aber schlüpfte hinüber in das leere Hexenkämmerlein, und als am Morgen der Eisenmeister an die Thür kam, um die karge Speise durch einen Schieber herein zu befördern, kauerte er sich, in den zurückgelassenen Mantel der Frau gehüllt, in die hinterste Ecke, und als der Mann dann weiter zu der Thür seines eigenen Kerkers ging, schlüpfte er geschwind durch das Mauerloch hinüber und nahm nun als Jörg Muckenhuber die andere Portion in Empfang. So trieb er es fast eine Woche mit vielem Geschick und stillem Vergnügen, wenn ihm nicht der Gram über den Verlust der treuen Nachbarin die Freude erstickt hätte.

Eines Tages öffnete sich jedoch nicht bloß der Schieber, sondern die ganze Thür, und herein trat der Stadtschreiber mit dem Eisenmeister und forderte die Hollin auf, ihm zur Gerichtsstube zu folgen. Jörg spielte seine Rolle weiter, so lange es gehen wollte, drückte sich wie aus höchster Angst in den dunkeln Winkel und wies die Andringenden mit stummer Geberde zurück. Als aber der Stadtschreiber ermunternd

rief: Weib, folge uns getrost, ich führe dich nicht mehr zur Folter, sondern zur Freiheit! da vergaß der Muckenhuber völlig seine Maske, warf den Mantel weg, sprang trotzig hervor und erwiderte, die Fäuste in die Hüften gestemmt, dem erschrockenen Stadtschreiber: Das werdet Ihr wohl bleiben lassen, gehenkt will ich sein, und zwar auf Nördlinger Grund und Boden!

Der Stadtschreiber zerraufte sich das Haar vor Wuth und Aerger, als er sah, daß die Hexe davon gelaufen und der Landstreicher sitzen geblieben war. Er wollte in der That die Hollin zur Freiheit führen, aber zur Freiheit unter gewichtigen Bedingungen, und nun war sie ganz bedingungslos verschwunden, Jörg dagegen, der bedingungslos hätte verschwinden sollen, saß dem Rathe nun wieder auf dem Nacken. Kerl, du bist gar nicht umzubringen! schrie der Stadtschreiber dem Muckenhuber in schäumendem Zorn entgegen. Dieser aber erwiderte ganz kalt: Das eben ist ja meine Klage, daß Ihr's niemals probiren wollt!

Mit dem Proceß der Hollin stand es nun aber folgendergestalt. In Regensburg drängte und drohte man so gewaltig, daß die Mehrheit des Rathes stutzig wurde und gegen die drei Mitglieder, welche die ganze Hexentragödie aufgebracht und seit fünf Jahren als wahre Schreckensherrscher fortgespielt hatten, Front zu machen begann. Die immer stürmischeren Beschwerden des Volkes, welches wie aus einem Fiebertraum erwachte, ermuthigten jene Mehrheit, und die Hexenrichter

sahen nur zu klar, daß ihr Regiment zu Ende gehe, und daß sie an ihre eigene Sicherheit denken müßten. Sie wollten daher die Hollin freigeben unter der Bedingung, daß selbige eine Urkunde unterschreibe und beschwöre folgenden Inhalts: Sie nehme ihre Freiheit als Gnade für Recht, wolle niemals anderweit Klage erheben gegen ihre Richter, noch sich persönlich an ihnen rächen, die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden verlassen, dazu gelobe sie über den ganzen Verlauf des Processes ewiges Stillschweigen. Von einem geängsteten alten Weib, welches hinter sich die Folter hatte und vor sich den Scheiterhaufen sah, glaubte man leicht Schwur und Unterschrift zu so billigen Bedingungen erhalten zu können. Groß war daher der Schreck, als man hörte, die Hollin sei entflohen; denn nun konnte sie von außen her Beschwerde führen und das Volk aufhetzen, so viel sie wollte.

Der Stadtschreiber stand wie ein begossener Pudel vor seinen Amtsbrüdern, als er ihnen statt der Alten den Jörg Muckenhuber auf die Gerichtsstube brachte. Die Rathsherren machten sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe, erst leise, dann lauter, zuletzt wuchs der Sturm, und Alle schrieen durch einander, wie in der Judenschule. Da schaffte der Stadtschreiber, mit seinem tiefen Baß das ganze Stimmengewirr übertönend, plötzlich Ruhe und einigte die Zänker durch ein Wort wie mit Einem Schlag. Er rief: An alle diesem Unheil ist nur der Muckenhuber Schuld. Hängt ihn auf, wenn

er nicht augenblicks seine alten Geständnisse widerruft! Jörg entgegnete: Ich widerrufe nicht! und als ihn der Stadtschreiber zum zweiten Mal fragte: Jetzt widerruf' ich erst recht nicht! und zum dritten Mal — —

Da stand, wie aus dem Boden gewachsen, die alte Hollin in der Stube, geführt von zwei der angesehensten Bürger aus Nördlingen und Ulm. Sie sah dem Muckenhuber scharf ins Auge und sagte ihm mit festem Ton: Jörg, du wirst dein falsches Geständniß widerrufen! Die Stimme traf den verbissenen Burschen wie ein Donnerstreich. Er schwieg lange und schlug die Augen nieder. Alles schwieg; man hörte nur die leisen Athemzüge — dann sprach er: Keine andere Macht der Welt hätte mich zum Widerruf bringen können, aber dieser Frau kann ich nicht ins Gesicht lügen; — ich widerrufe!

Inzwischen wuchs von außen das Getümmel der Menge, welche unter den wildesten Drohworten gegen den Rath die augenblickliche Freilassung der Frau Hollin begehrte. Die Herren spürten Gefahr auf dem Verzug. Nach kurzem geheimen Wortwechsel las daher der Stadtschreiber der Alten im artigsten Ton jene Urkunde vor, welche sie beschwören sollte. Frau Hollin aber erwiderte, sie fordere Recht und keine Gnade, sie habe sich auch nur gestellt, damit man ihren Proceß in aller Form zu Ende führen könne; diese Schrift beschwöre sie nicht.

Die Herren vom Rath machten sehr lange Ge-

sichter und wollten sich aufs Ueberreden legen, wußten aber schon von früher, daß bei dieser Frau Ueberreden nicht viel verfange.

Da sah die Alte, daß der Eisenmeister dem Muckenhuber schwere Ketten anlegte, um ihn in festeren Gewahrsam zurück zu bringen, und der gebrochene Blick, mit welchem er zu ihr herüberschaute, fiel ihr schwer aufs Herz. Nach kurzem Besinnen sprach sie zu den Richtern: Ihr Herren habt euch bei mir aufs Unterhandeln gelegt, ihr seid also gar keine ordentlichen Richter mehr; denn Richter unterhandeln nicht. Seid ihr aber keine Richter, so könnt ihr mir auch kein Recht mehr schaffen. Wohlan, auch ich lege mich aufs Unterhandeln: gebt mir dort den bösen Buben frei, ich will ihn an Kindesstatt annehmen und mit mir nach Ulm führen und sehen, ob ich ihn besser erziehen kann, als ihr. Mein Vermögen hat todt gelegen während der elf Monate, da ich im Thurme saß, ihr solltet mir wohl die Zinsen vergüten, die ich inzwischen verloren habe: gebt mir diesen bösen Buben mit, ich will ihn als den Zins nehmen, welchen Gott während meines Leidens meinem Besitzthum hat zuwachsen lassen. Unter dieser Bedingung beschwöre und unterzeichne ich Eure Schrift.

Schon stürmten drohende Volkshaufen in die Vorhalle des Hauses. Dem Rath wäre keine Wahl geblieben, auch wenn die Hollin ganz andere Dinge begehrt hätte.

Als sie die Urkunde unterzeichnete, fand sie noch die Rechnung beigelegt über ihre Verköstigung während der elfmonatlichen Haft. Sie reichte jedoch das Blatt mit artigem Lächeln dem Stadtschreiber zurück, und da die Menge bereits an der Thür pochte, so zerpflückte derselbe die interessante Beilage möglichst geschwind und streute die Stückchen unter den Tisch.

Dem Jörg hatte man derweil die Ketten wieder abgenommen; er schaute umher wie im Traum und ließ sich Alles schweigend gefallen.

Frau Hollin nahm ihn bei der Hand und ging zur Thür, wo Beide von der hereindrängenden Menge jubelnd empfangen wurden. Der Stadtschreiber wollte auch jetzt noch zeigen, daß er doch nicht gar aufs Maul geschlagen sei, und rief halblaut den Abgehenden nach: Nun findet dies edle Pflegkind in Ulm doch wenigstens einen Galgen, an welchem es heimathberechtigt ist.

Frau Hollin hatte ihn wohl verstanden, darum kehrte sie sich in der Thür noch einmal zurück und rief mit erhobenem Ton: Stadtschreiber, man sollte Euch auch einmal elf Monate einsperren, damit Ihr des Menschen Herz kennen lerntet. Ihr würdet dann vielleicht finden, es giebt Leute, die verachten den Tod und begehren ihn zugleich, so öd und reizlos ist ihr rohes Leben, Andere dagegen haben die wahre Herrlichkeit des Lebens so reich geschmeckt und so gewaltigen Lebensmuth dadurch gewonnen, daß sie darum den Tod verachten, den sie nicht gesucht. Jene schreckt der Tod

nicht, weil sie noch gar nicht leben gelernt haben; diese aber schreckt er noch viel minder, weil sie so ganz zu leben verstehen. Ich will diesen meinen Sohn nun leben lehren, damit er den Tod, welchen er in der ersten, wilden Weise so wohl zu verachten gewußt, auch in der anderen, feinen Weise eines wahren Christen verachten lerne.

Die Alte hielt Wort. Jörg ward in ihrem Hause ein redlicher und tapferer Mann, der seiner neuen Vaterstadt Ulm im ersten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges große Dienste leistete, daß man dort seines Namens noch lange in Dank und Ehren gedachte. Die Nördlinger Hexenrichter aber mußten ihr Amt niederlegen, der ganze Magistrat ward gereinigt und erneuert, und auf jene fünf Jahre des Schreckens folgte ein besseres Jahrzehnt, in welchem Recht und Gerechtigkeit wieder herrschten in der altehrwürdigen Reichsstadt.

Eine Verlorene.

Von Leopold Kompert

Böhmische Juden. Geschichten von Leopold Kompert.
Wien. Jasper, Hügel & Manz. 1851.

Leopold Kompert wurde zu Münchengrätz in Böhmen am 15. Mai 1822 von jüdischen Eltern geboren, besuchte das Gymnasium zu Jungbunzlau und später, unter vielfachen Kämpfen und Entbehrungen, da der Wohlstand der Familie zurückgegangen war, die Universität Prag, wo er sich philosophischen Studien widmete. Nachdem er ein Jahr lang in Wien eine Hauslehrerstelle versehen, siedelte er nach Ungarn über, verdiente sich in Preßburg die literarischen Sporen als Mitarbeiter an der „Pannonia", dem belletristischen Beiblatt der Preßburger Zeitung, und erregte durch seine Dichtungen die Aufmerksamkeit des Grafen Andrassy, der ihm als Erzieher seiner Kinder eine Stellung in seinem Hause gab. Im Jahre 1847 erwachte der Drang, die unterbrochenen Universitätsstudien fortzusetzen, so lebhaft in ihm, daß er den Plan faßte, in Wien Medicin zu studiren. Das Jahr 1848 vereitelte diesen Vorsatz, indem es Kompert wieder in die journalistische Thätigkeit zurückwarf. Bis 1852 widmete er seine Kraft dem „Oesterreichischen Lloyd" (später „Constitutionelle österreichische Zeitung") und legte dann die Redaction nieder, um wieder als Erzieher zu wirken. Nachdem er fünf Jahre im Hause des preußischen Consuls Goldschmidt gelebt hatte, heirathete er 1857 die Tochter des ehemaligen Vorstandes der Pesther israelitischen Gemeinde und lebt seitdem ausschließlich historischen und literarhistorischen Studien und seiner reichen dichterischen Production.

Kompert's Novellen bilden eine besondere Domäne auf dem gemeinsamen Boden der Culturnovelle, dem auch die

Dorfgeschichte angehört, indem er fast ausschließlich das Leben im Ghetto und in den jüdischen Dörfern seiner Heimath schildert. Auf den ersten Blick möchte dieses Stoffgebiet noch beschränkter erscheinen, als der Kreis der bäuerlichen Zustände, wie Gotthelf, Auerbach, Meyr u. A. sie novellistisch ausgebeutet haben, und bei der Abneigung, die ein großer Theil der Gebildeten und Ungebildeten immer noch gegen alles jüdische Wesen empfindet, wäre es kaum auffallend, wenn ein Dichter, dessen Heimathsgefühl ihn immer wieder zu den Verkannten und Gemiedenen zurückzieht, nicht sonderlichen Anklang fände. Obwohl aber diese Dichtungen,*) die beinahe sämmtlich ins Französische, Englische, Russische, Holländische und Dänische übersetzt worden, in Deutschland lange noch nicht nach Verdienst verbreitet sind, so haben sie doch überall Aufsehen erregt und warme Freunde gefunden. Und freilich ist nichts geeigneter, altgewurzelte Vorurtheile zu besiegen, als diese Bilder des jüdischen Lebens, wie Kompert sie mit ergreifender Innigkeit, dabei ohne Verhüllung oder Beschönigung der Schroffheiten und Verkehrtheiten seiner Stammesgenossen, in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit entworfen hat. Nur auf den ersten Blick nämlich möchte es scheinen, als ob auch die reichste Dichterphantasie in einer Culturspháre, deren traditionelle Schranken durch den Bann des Gesetzes noch starrer aufgerichtet sind, als die Convention der Sitte, die das Leben westphälischer, Schwarzwälder und Rieser Bauern einengt, bald um neue Motive verlegen sein müßte. Dagegen ist zu bedenken, in wie viele Uebergänge und Abstufungen die moderne christliche Bildung diese abgeschlossene Welt zerklüftet hat, wie mannigfaltig unter dem Einflusse verschiedenster Berufe und socialer Stellungen die Charaktere sich ausprägen konnten. Vor Allem aber ist Kompert nachzurühmen, daß er als ein wahrer Dichter sich dieser Fülle von Motiven bemächtigt hat, daß

---

*) Geschichten aus dem Ghetto (1848); Böhmische Juden (1851); Am Pflug (2 Bde., 1853); Neue Geschichten aus dem Ghetto (2 Bde., 1860) und Geschichten einer Gasse (1865).

Hausthür ist breit genug, um im äußersten Falle einen Menschen durchzulassen, dessen Rücken eine schwere Last trägt. Die Fenster sind hoch und hell; denn die Augen, die da hervorlugen, müssen klar sehen, wer die Straße daherkömmt. Kein Baum verengt die Aussicht; die Vögel des Himmels, die da vorüberziehen, müssen noch die zwanzig Schritte, wo die Bäume der Pfarrei stehen, weiter fliegen, bis sie einen Ruheort finden. Der dieses Haus einmal gebaut, muß traurigen Gemüthes gewesen sein, daß er den Keim in die Erde zu legen vergessen hat, aus dem dann ein schöner Baum werden konnte! Oder war er zu heiteren Sinnes, wenn er bedachte, daß er für sich und seine Kinder eine sichere Wohn-
[illegible] gefunden, die Fuchs, Marder und Taube nicht
[illegible]uchen hatten, und darüber der Vögel vergaß,
[illegible]uartier hatten?

[illegible] Wohnung des Dorfjuden. Es
[illegible]t beengende Stille da
[illegible]em Banne um-
[illegible] als sollte
[illegible]

ourch
man inne wir
und selige Herzen gieb
Zauberkreise seiner Gewalt ge
müssen wir die Wegweiser mach
bleiben vor einem Hause stehen, das nur
zwanzig Schritte von der Pfarrei entfernt
nimmt sich fast fremdartig neben den andere
häusern aus, als gehörte es nicht ihrer G
an. Auf den ersten Anblick erkennt man,
Leute wohnen müssen, die in ihrem Lebe
einen mit Garben hochaufbelasteten Wagen
weit geöffnete Hofthor gelenkt haben — D

Hausthür ist breit genug, um im äußersten Falle einen Menschen durchzulassen, dessen Rücken eine schwere Last trägt. Die Fenster sind hoch und hell; denn die Augen, die da hervorlugen, müssen klar sehen, wer die Straße daherkömmt. Kein Baum verengt die Aussicht; die Vögel des Himmels, die da vorüberziehen, müssen noch die zwanzig Schritte, wo die Bäume der Pfarrei stehen, weiter fliegen, bis sie einen Ruheort finden. Der dieses Haus einmal gebaut, muß traurigen Gemüthes gewesen sein, daß er den Keim in die Erde zu legen vergessen hat, aus dem dann ein schöner Baum werden konnte! Oder war er zu heiteren Sinnes, wenn er bedachte, daß er für sich und seine Kinder eine sichere Wohnstätte gefunden, die Fuchs, Marder und Taube nicht erst zu suchen hatten, und darüber der Vögel vergaß, die kein Nachtquartier hatten?

Wir stehen vor der Wohnung des Dorfjuden. Es liegt heute eine wundersame, fast beengende Stille da herum, als wäre es von irgend einem Banne umfangen. Die niedere Hausthür ist zugelehnt, als sollte da heute Niemand ein-, Niemand heraustreten. Auch eine andere Thür mit schwarzen Läden ist fest verschlossen; man begreift nicht, was das hölzerne Schild, das darüber hängt, mit seinen verwitterten und verwischten Worten: „Gemischte Waarenhandlung“ heute bedeuten soll. Es kommt Niemand kaufen, und die verkaufen sollen, schrecken vor dem Berühren des blanken Geldstückes zurück. Kluge Bachstelzen und

schwänzelnde Schwalben kommen bisweilen herbei, streifen auch mit ihren Flügeln zuweilen an den Fenstern vorüber, aus denen Niemand herausschaut, aber sie verweilen nicht lange und ziehen zu der Pfarrei hin, wo sie Gesellschaft und Conversation finden. Hier aber ist Alles still und unthätig, keine Hand regt sich und kein Ohr lauscht, daß es vernehmen könnte, was die Vögel des Himmels von ihrem Dasein im Reiche der freien Lüfte erzählen.

Wunderbare Gegensätze! Morgen um dieselbe Stunde werden die schwarzen Läden jener verschlossenen Gewölbethür weit offen stehen, und das Aushängeschild wird wieder etwas zu bedeuten haben. Zu den hellen hohen Fenstern werden scharfe Augen hervorlugen, wer die Straße daherkömmt. Wenn dann die Bachstelzen und die Schwalben sehen werden, wie viel Menschen da aus- und eingehen, werden sie vielleicht auch nicht zögern, dem Zuge sich anschließen und gleichfalls kommen. Dann wird der zauberhafte Bann gelös't sein, der jetzt über diesem Hause liegt — und wird über andere Häuser sich gelagert haben. Denn der Tag des Herrn kehrt nicht zu gleicher Zeit bei den Menschen ein. Wie sprechen sie doch Alle von Verständigung zwischen Völkern und Fürsten, von Harmonie der Geister und des Wissens! Aber haben sie es noch erreicht, daß, wenn zwei Hände, die das Gottesgebot der Unthätigkeit feiern wollen, schlaff herunter hängen, nicht tausend Andere den schweren Hammer auf den Amboß

dröhnen lassen? Haben sie dem Munde geboten, das unzüchtige Lied nicht zu pfeifen, wenn ein Anderer die Festtagsgebete des Herrn vor sich hinspricht? Mit Elle und Waarenpack geht der Mann an der Kirche vorüber, aus der die sonntägliche Orgel ihre Töne herausschickt. Machen sie ihn stille stehen? Beflügeln sie nicht vielmehr seinen Schritt?

Könnten sie Alle, die um Freiheit ringen, sich dazu verstehen, den Tag des Herrn, als den Tag innerer und äußerer Befreiung, zugleich zu feiern, wären sie dann nicht frei? . . .

Aus solcherlei Gedanken heraus werden wir durch den mahnenden Ruf gerissen, uns mit den Bewohnern dieses Hauses näher zu befreunden. Treten wir hinzu.

Auf der hölzernen Bank, die sich zwischen den zwei mittleren Fenstern befindet, sitzt ein altes Mütterchen. Grüßt sie mit eurem besten Gruße, tretet leise und andächtig zu ihr hin, denn das Alter hat sie geheiligt! Wie sie dasitzt mit in einander gefalteten Händen, den Kopf, der das Aufrechtsehen verlernt hat, nach der Brust geneigt, über sich eine volle Glorie verschwenderisch flutender Sonnenstrahlen ausgebreitet, daß das runzlige Antlitz oft von einer wunderbaren, nicht mehr irdischen Durchsichtbarkeit erscheint, ist sie nicht ein rührend schönes Bild? Und ihr würdet mein Mütterchen noch viel tausend Mal schöner finden, wenn ihr sie so kennen würdet, als die goldigen Sonnenstrahlen, die seit fünfzig und mehr Jahren über

dieselbe Bank vor der Thür und über dasselbe liebe Antlitz hinstreifen! Was nützt es, daß sie oft vor einem kecker auf sie fallenden Strahle verschämt die Augen schließt? Sie kommen doch wieder und lassen sich nicht abweisen und behaupten den liebgewordenen Platz. Es ist schwer zu errathen, welche Gedanken an diesem Sabbatabende durch den Kopf der alten Frau gehen, sie nickt in Einem fort, sie lächelt beständig. Ein hochaufbelasteter, von Garben strotzender Wagen fährt vorüber; oben auf der vollen Frucht sitzt ein Bursche; dem muß in diesem Augenblick ein eigener Gedanke durch den Kopf fliegen, daß er den mächtigen Strauß, aus blauen Kornblumen geflochten, der alten Jüdin zuwirft. Und habt ihr nicht gesehen, wie ein flüchtiges Erröthen die Wangen überflogen hat, als wären es die ersten Tage der Liebe und der würden die Blumen vor die Füße geschüttet?

Warum hat der Bursche ihr den Kranz nicht in den Schooß, warum hat er ihn zu ihren Füßen geschleudert? Sie muß sich nun bücken und kann es nicht, und möchte doch den frischen Feldduft der blauen Blumen mit allen Sinnen einziehen. Die alte Frau muß ihren Enkel drei Mal rufen, ehe ein rothwangiger Junge auf der Thürschwelle erscheint, zu dem sie sagen kann:

Komm her und buck dich und heb mir die Blumen auf. Du kannst mir zehntausend baare Gulden

unter meine Füße herlegen, und ich bin nicht im Stand, mich drum zu bucken.

Auch ohne die zehntausend Gulden hätte sich der Knabe um den Strauß gebückt; er legte ihn der alten Frau in den Schooß.

Sie betrachtete ihn mit stillem Entzücken und nickte mit seligem Lächeln auf die blauen Blumen herab. Nach einer Weile sagte sie fast grollend mit sich selber:

Geh! geh! man vergißt auf sich selber, wenn man alt wird und schwach. Hätt' ich da nicht bald an den Blumen geschmeckt, und weiß doch ganz gut, daß des Bauers Sohn sie am heiligen Schabbes ausgerissen hat auf dem Feld? Werd' Einer nur alt und schwach! Mit offenen Augen und offenen Ohren begeht er Sünden auf Sünden, man weiß schier nicht, wie man dazu kommt. Gott aber, der Allmächtige da oben im siebenten Himmel, der hat alleweil sein groß Rechenbuch vor sich liegen und schreibt ein, und wenn Einen der Mallech hamowes (Todesengel) abholt, hat man eine Rechnung vor sich da, wie ein Trunkenbold, der nicht weiß, wie viel man ihm hat geliehen.

Während dieses in halb flüsterndem, halb grollendem Tone mit sich geführten Gespräches war ihr der Kranz wieder vom Schooß entglitten. Der Knabe hob ihn auf, aber, anstatt ihn zurückzustellen, führte er die schöne Gottesgabe an seine Nase und zog den frischen Feldduft der Blumen herzhaft ein.

Was stellst du an, Fischele? rief erschrocken die Großmutter, indem sie sich umsonst bemühte, sich vom Platz zu erheben und ihrem Enkel den Kranz zu entreißen.

Babe, was willst du denn? meinte er verwundert.

Nicht schmecken sollst du dazu, schrie sie mit einiger Anstrengung, am heiligen Schabbes hat sie des Bauers Sohn draußen abgebrochen auf dem Felde; welches Jüdenkind wird hingehen und wird dazu schmecken? Hast du vergessen, wer dein Vater, wer dein Dede (Großvater) ist gewesen? und erst dein Urdede, den du gar nicht hast gekannt?

Mit einer Art Grauen hatte sich der Knabe des schönen Kranzes entledigt, der das Unglück hatte, am heiligen Sabbat geflochten worden zu sein; weit weg hatte er ihn von sich geschleudert, als wäre ein giftiges Ungeziefer daraus hervorgeglitten, und der nächste Wagen, der des Weges daherkam, mußte mit seinen Rädern über die blauen Blüten hinweg! Gedemüthigt, mit brennenden Wangen, die an der kaum gekosteten Sünde ihre Glut entzündet hatten, stand der Enkel vor der alten Frau.

Sie aber richtete sich auf und rief ihn zu sich.

Mein lieb Kind Leben, sagte sie zu ihm und strich ihm mit der knochendürren Hand über das rothwangige Antlitz, mein lieb Kind Leben, der Mensch muß sich noch manches Andere gefallen lassen, als wegzuwerfen ein Blümele, zu dem er nicht darf schmecken. Was

willst du haben, wenn's Gott nicht will? In der Gemera steht's, und was in der steht, das ist Wahrheit. Frag alle Rabbiner in der Welt, was werden sie dir für eine Antwort geben?

eigenthümlicher Gedankengang schien jetzt den Kopf der alten Frau zu durchziehen. Als sie den Knaben so still und nachdenkend an ihrer Seite sitzen sah, zuckte aus ihren braunen, fast jung gebliebenen Augen ein Strahl, der aus einer anderen Welt zu stammen schien; auch überkam es den Knaben gar seltsam, als sie im Tone eines tiefen, nur zwei Menschenherzen angehörigen Geheimnisses zu sprechen begann:

Hast du dir das Bild von deinem Urdede, wie er drin über meinem Bette hängt, schon gut angesehen? Wie du ihn ansiehst, hat der schon in seinem dreißigsten Jahre über zehn Bücher gehabt geschrieben, Gott der Lebendige weiß, was da drin Alles ist gestanden. Ich seh' ihn noch vor mir, wie wenn's heut wär; er war ein gewaltig großer Mann, und hat Tag und Nacht gelernt; getragen hat er ein dreieckig Hütel, und darunter sind die schwarzen Haar in Locken hervorgegangen, du kannst dir nicht denken, was das für ein Frommer und Gelehrter ist gewesen. Und doch, und doch —

Der Knabe rückte näher, die Augen unverwandt auf die Großmutter gerichtet.

Soll ich dir sagen, was geschehen ist mit den zehn

Büchern, die dein Urdede in seinem dreißigsten Lebensjahre hat geschrieben?

Das Kind fragte nicht, aber sein Schweigen und die geschlossenen Lippen verriethen mehr.

Meine Mutter, was seine Tochter war, hat mir's einmal erzählt. An einem Erew Jom Kippur*) ist draußen vor der Schul' ein großes Feuer angemacht worden, das Holz dazu hat man von den Leuten zusammengetragen, und dadrauf hat man die Bücher verbrannt.

Verbrannt? schrie der Knabe mit gellender Stimme.

Still, still, rief die alte Frau erschrocken, und sah sich Minuten lang um, du bist noch nicht fertig. Währenddem man hat die Bücher verbrannt, ist dein Urdede drin in der Schule auf der bloßen Erd gelegen, neben ihm ist der Schames (Schuldiener) gestanden und hat ihm mit einem ledernen Riemen vierzig Hieb' auf den nackten Rücken geschlagen. Meine Mutter, die seine Tochter ist gewesen, hat mir noch weiter erzählt; wie Alles fertig war, haben ihm die Leut' ins Gesicht gespieen.

Gespieen, Babe? rief der Knabe mit Entrüstung, das thut man ja keinem Hund!

Daher weiß Gott der Lebendige, sagte die alte Frau, wie sie einen Menschen, der zehn Bücher hat geschrieben, haben anspeien können wie einen Hund;

*) Vorabend des Versöhnungstages.

ich hab' das meine Mutter, die seine Tochter ist gewesen, hundert Mal gefragt, meinst du, sie hat mir eine Antwort gegeben? Nämlich du mußt wissen, wie dein Urdede noch gelebt hat, hab' ich von dem Allem nichts gewußt; erst wie er schon lang gestorben war und ich schon eine große „Mad" war, zu der die jungen Leut sind auf die Beschau gekommen, erst da hat sie mir's erzählt. Erst da ist mir Manches eingefallen, was ich, wie ich noch ein Kind war, an meinem Dede nicht hab' verstehen können. Soll ich dir etwas sagen: dein Urdede war gar nicht fromm.

Haben sie ihn denn nicht wie einen Hund angespieen? sagte Fischele zornig und gleichsam zur Entschuldigung des todten Urahnen.

Wie kommt das dazu? sprach die alte Frau kopfschüttelnd; meinst du denn, wenn ich sage: er ist nicht fromm gewesen, daß er vielleicht am Jom Kippur nicht hat gefastet, oder daß er bei den Christen hat gegessen, oder daß er ist nicht in Schul' gegangen und hat sich sein Gespött gemacht aus Gott und aus den Menschen? Das glaub ja nicht; er war ein merkwürdig frommer Mensch, du hast ihm nicht können vorwerfen, was auf ein Quentchen gegangen wär', und was anbelangt das Jüdsein, hätt' er's mit dem ersten Landrabbiner in der Welt aufnehmen können. Einmal, das weiß ich aber, wie wenn's heut' geschehen wär', da hat mein klein Brüderl aus einem Topf, in dem man Fleisch gekocht hat, Milch getrunken. Da ist meine Mutter vor

Schrecken fast umgefallen und hat geschrieen und gejammert. Dein Urdede aber, der dabei gestanden ist, hat gelacht und gesagt: Narrele, was schreist du da und jammerst? Ist dir ein Haus eingefallen? Nicht sollt'st du wissen, was man Alles thun darf ...

Das Antlitz der Großmutter hatte in diesem Augenblicke einen eigenthümlichen Ausdruck; man hätte es verklärt genannt, sie wollte weiter sprechen, doch die Stimme versagte. Auf den Knaben hatten die letzten Worte offenbar einen tiefen Eindruck gemacht, wiewohl ihm das rechte Verständniß abging. Die Großmutter hatte ihm nach Art alter Leute ein Geheimniß anvertraut, dessen innerster Kern und Wurzeln in ihren eigenen Kindertagen lagen. Warum sollte sie, die Hochergraute, Grabumfangene, es ihm nicht anvertrauen? Gab es oder giebt es eine Kluft zwischen dem hohen Alter und der blühenden Kindlichkeit? Sie beide reichen sich die Hand hinüber und fassen sich und schütten ihre Seelen in einander, daß sie zusammenklingen in einen Ton, in einen Glauben, in ein Märchen! Gebt im Hause Acht, wo alte Leute einhergehen! Das kleinste Kind weiß um ihre Heimlichkeiten und ihre Geheimnisse; Vater und Mutter müssen sich erst bei ihm erkundigen und errathen spät, was in der Seele des Kleinsten im Hause schon längst als trauliches Pfand verborgen liegt.

Darum auch fuhr die alte Frau so erschrocken zu-

sammen, als sie im Augenblicke, wo sie ein siebenzigjähriges Geheimniß wie einen Blütenkern in die Seele ihres Enkels legte, daß er da aufschieße und vielleicht auch Früchte trage, als sie in diesem Augenblicke durch das Kommen ihres Sohnes, des Knaben Vater, gestört ward.

Es war ein stämmiger, hoher Mann, der langsam mit auf dem Rücken gekreuzten Händen des Weges daher kam. Er ward zuerst den Knaben ansichtig, der bei seinem Anblick ausrief: Guck, Babe, der Vater kommt! daß die alte Frau wie durch ein wunderbares Machtgebot sich erhob, um gleichfalls nach ihm zu sehen.

Um diesen Augenblick begann die Abendglocke zu läuten. Von der anderen Seite des Weges kamen Männer und Frauen des Dorfes, sie alle blieben bei den heiligen Klängen, die die stille Abendluft durchzitterten, eilig stehen und machten über sich das Zeichen des am Holze zu Tode geschlagenen Säemannes der Menschheit! Den Zug beschloß eine junge Bäuerin, die schwerer belastet schien, als die anderen Weiber. Sie trug eine Haue in der Hand, in der anderen einen vollen Sack; sie mußte beides von sich legen, ehe sie die Hände frei bekam; dann machte auch sie das Kreuz. Es war eine Gruppe stiller Beter, das Dorf in diesem Augenblicke eine große Kirche, der blaue Himmel als mächtige Kuppeldecke darüber gespannt.

Siehst du sie dort, Babe? flüsterte der Knabe fast

unhörbar zur Großmutter, indem er mit dem Finger auf die letzte Bäuerin in der betenden Gruppe hinwies.

Um Gotts Willen, sagte diese erschrocken, weis' nicht mit dem Finger hin, du weißt, wie sie sind; sie meinen hernach, man macht sich ein Gespött aus ihnen. Ist sie denn auch dabei? fragte sie flüsternd; der Knabe stockte eine Weile mit der Antwort, dann sagte er rasch: Ich hab's gut gesehen, sie hat's gemacht wie die Anderen.

Ein dumpfer Ton, unbeschreiblich in seiner Höhe und Tiefe, kam aus der Brust der alten Frau hervor.

Die betende Gruppe hatte sich indessen aufgelös't; das Läuten endigte mit einem kräftigen Schlage des Klöppels an die eherne Glocke, da begann es nach einer kurzen Rast wieder zum zweiten Male. Wieder sammelten sich die Beter.

Jetzt hab' ich's gut gesehen, schrie Fischele mit gewaltsam unterdrücktem Laut.

Was hast du gesehen? sprach die Großmutter mit zitternder Stimme.

Sie hat das Kreuz über sich gemacht, sagte der Knabe, und es schien, als hätte der Schauer, in den sich diese Worte kleideten, die geheimsten Nerven in seinem Leibe zum Aufruhr gebracht. Das Kind war blaß geworden wie ein weißes Linnen.

Die alte Frau saß stumm und lautlos da; der Kopf war ihr auf die Brust herabgesunken. Die Glocke begann ihr drittes Geläute; diesmal sprach der Knabe

gar nichts; seine Augen starrten magnetisch gebannt nach der Betergruppe hin, in der er nur Eine Person wahrnahm, und diese Eine schlug wieder das Gotteszeichen des Gekreuzigten über sich.

Einzeln kamen sie jetzt herbei. Hie und da erscholl ein Abendgruß herüber, auf den die Großmutter nur mit leisem Kopfnicken antwortete. Sprechen konnte sie nicht, und wenn Gott selbst in himmlischer Majestät vorübergewandelt. Zuletzt kam auch sie; Fischele stieß unwillkürlich mit dem Ellenbogen die Großmutter an, daß sie aufschaue.

Wer den geheimen Zug ergründen könnte, der vom Herzen zu den Augen aufstrebt, daß sie sich öffnen müssen und zusehen, wovor sie sich sonst auf ewig schließen wollten! — Die Bäuerin, man sah es ihr an, wollte an der Großmutter und dem Knaben rasch vorüber; sie hastete ihre Schritte, indem sie sich so nahe als möglich an der anderen Häuserreihe hielt. Aber für dieses Beginnen schienen ihr die Kräfte zu mangeln. Fast im Angesichte der alten Frau mußte sie die Haue und den schweren Sack weglegen; sie versank fast unter der Last.

Die alte Frau fragte leise: Guckt sie herüber? Ich kann's nicht ausnehmen.

So kommt's mir vor, antwortete der Knabe, über dessen Antlitz ein Zug tiefen Mitleids ging.

Die Bäuerin stand noch immer da; sie fuhr sich zuweilen mit der Schürze über die schweißbedeckte Stirn,

dann bückte sie sich wieder zu der Haue und dem schweren Sacke nieder, um sie aufzulesen und fortzueilen; es drängte sie mit Sturmgewalt aus der Nähe der vier Augen, die wie glühende Kohlen auf ihr brannten. War es allzu große Ermattung, war es eine andere Empfindung, so oft sie sich niederbeugte, um die schwere Last aufzuheben, so oft mußte sie davon abstehen, kaum daß sie die Haue ergreifen konnte.

Babe, sagte mit stockendem Athem der Knabe, sie kann ja gar nicht fort.

Seh' ich's denn nicht? sagte diese mit wundersam bewegter Stimme.

Ich helf' ihr, sagte Fischele rasch und stand auf.

Fischele! war der einzige Ausruf der alten Frau. Sie konnte es ihm nicht verbieten.

Während dem hatte die Bäuerin es aufs Neue versucht, die beiden am Boden liegenden Lasten zu sich aufzuheben; als sie die Absicht des Knaben bemerkte, der über den Weg daher gelaufen kam, verdoppelte sie ihre Anstrengung und spannte ihre Muskelkraft zu unmenschlicher Arbeit an. Umsonst, jede Kraft schien in ihr wie mit eisernen Banden gefesselt, und das gerade hier, gerade im Angesichte der alten Frau! Ein Bild fürchterlicher Verzweiflung stand sie da, rath- und thatlos!

Hinter der Kirche kam jetzt ein Mann hervor, er hatte dort während des ganzen Läutens verharrt. Der

hastige Knabe rannte ihm in den Weg; es war Rebb Jossepʜ, sein Vater.

Was willst du? wo laufst du hin? fragte er ihn streng.

Fischele erbleichte, zwei harte Augen ruhten furchtbar, sein Inneres durchforschend, auf ihm.

Meinst du, ich weiß nicht, was dir die Babe anbefohlen hat? rief er mit grausamem Hohne.

Der da, sagte er, indem er sich gegen die Bäuerin wandte und mit dem Finger sie bezeichnete, der da sollst du helfen? Ich brech' dir aber ender den Hals und das Genick, wenn du nur einen Finger aufhebst. — Fort, fort, wenn sie sich den Pack hat aufgelast', kann sie ihn auch schleppen.

Er riß den Knaben hastig weg und ging mit ihm auf das Haus zu.

Die Bäuerin mußte um diesen Augenblick die Gewalt einer Löwin empfangen haben, mit einem einzigen Rucke hatte sie die eiserne Haue und den schweren Sack vom Boden aufgehoben; rasch ging sie von dannen, die Last schien federleicht in ihren Händen geworden; hinter der Kirche entschwand sie den Blicken. — —

Zwei Thränen, die aus den Augen der alten Frau schwer und langsam fielen, folgten ihr nach. Wir werden diese Thränen zu deuten wissen! —

---

2. Ein Kind ist aus dem Hause gegangen.

Die Nacht, die diesem Tage folgte, war eine der traurigsten, die je in dem einzigen Judenhause des Dorfes verlebt worden. Es war, als ginge ein in den Lüften klagendes Wimmern, ein unterdrückter, unausgesprochener Jammer auf stillen Socken durch alle Räume. Die Großmutter hatte sich früher, als sie sonst pflegte, zur Ruhe begeben; mitten in der Nacht wachte sie auf, und man hörte sie über unsägliches Wehe klagen. Auf die Frage ihres Sohnes: wo es ihr fehle, gab sie lange keine Antwort, bis sie auf sein inständiges Bitten und Drängen in ein krampfhaftes Weinen ausbrach. Das schnitt ihm durchs Herz, doch bewältigte er diese Regung und fast zornig fuhr er sie mit den harten Worten an:

Weinst du nicht ihr nach? Zehn Jahr sind vergangen, daß sie fort ist aus dem Haus, die Verschwarzte, und grad heute verstörst du mir und dir die Nacht?

Gerad heut, gerad heut, klagte die alte Frau, die sich im Bett aufgerichtet hatte, mir ist ja, als wär' sie erst heut aus dem Hause gegangen. Hast du sie auch recht betrachtet, Josseph, wie schlecht sie aussieht? Gott, Lebendiger im Himmel! Sie hat ja mehr kein Fleisch auf sich, ein jung Weib, und ist noch keine dreißig Jahr alt! Das heißt sich abgeplagt und abgezehrt!

und der schwere Sack mit Erdäpfeln dazu, mit dem sie nicht hat fort können! Wo soll ihr das auch herkommen? Ist sie denn das gewöhnt?

Gewöhnt soll's sie auch noch sein? entgegnete drauf Jossepḣ mit einem bitteren Beigeschmack von Hohn. Hat sie's denn anders gewollt? Sie hat ja müssen eine Bäuerin werden! Hast du sie dazu gezwungen, daß sie aufs Feld hinaus muß, daß sie ganze Tage dort stehen und graben und ackern muß, wenn auch die Sonn' vom Himmel herunter brennt, daß sie darüber könnt' vergehen? Ihr Mann, der Bauer, sitzt im Wirthshaus und spielt und trinkt, kann sie was Besseres thun, als Erdäpfel aus dem Feld graben, damit sie und ihre Kinder nicht verhungern? Sie hat ja den Kuchen nicht gewollt, den sie im Vaterhaus hätt' haben können — soll sie Erdäpfel essen. — Dafür straft sie — —

Gott, willst du sagen, sprach die alte Frau kopfschüttelnd, misch da Gott nicht hinein; ich weiß nicht, was Gott dazu sagt, daß du als ihr Bruder so redst. Du bist ja doch ihr Bruder.

Eine bange Stille folgte diesem schmerzlichen Ausrufe, wie sie Ausbrüchen verhaltener Wuth voranzugehen pflegt.

Mamme, rief Jossepḣ mit geballter Faust, wenn du nur das eine Wort nicht in den Mund nehmen möch'st, ihr Bruder! und sie meine Schwester! Wenn ich im Grab werde liegen und die Würmer werden an

mir zehren, und Einer grabt mich auf und gemahnt mich, daß ich ihr Bruder bin, glaubst du nicht, daß ich meine Gebeine zusammenklaub' und mich hinlege, wo mich keiner mehr finden kann? Drin im Gewölb hast du Vitriol stehen, man kann damit wegbrennen und wegätzen, Blutfleck' sogar, wenn Einer einen Andern hat todtgeschlagen; das will mir aber kein Mensch wegnehmen vom Herzen, was mich seit zehn Jahren brennt und plagt. Du bist ihr Bruder, sagst du, frag anders: War sie meine Schwester? Du hast also schon vergessen, wie ich mir hab' die Krije*) schneiden müssen vor zehn Jahren, wie ich hab' müssen Schiwe**) sitzen, weil ich damals ihr Bruder war? Jetzt bin ich's nicht mehr. Der Narr, der ich wär'!

Es war ersichtlich an dem Schweigen der alten Frau, die die zornige Wucht dieser Worte wie ein schweres Gewitter über ihr Haupt hingehen ließ, daß sie der Rede Josseph's kein Gegengewicht entgegenzusetzen hatte. Sie hatte in ihr Wunden aufgerissen, die noch nicht ausgeblutet. Wie schweres Leid bei altgewordenen Menschen es zu thun pflegt, nickte sie beständig mit dem Kopfe, als gestehe sie die Wahrheiten ein, die in so furchtbarer Gestalt aus dem Munde ihres Sohnes kamen. Dennoch sprach sie, nachdem sie lange genug geschwiegen, mit einer gewissen Milde:

*) Das Kleid zerrissen, aus Trauer um die Gestorbenen.
**) Sieben Tage trauern.

Dessentwegen hättest du dem Jüngel doch nicht wehren sollen, wie er ihr hat helfen wollen. Du hast ihn ja fortgejagt, und sie hat doch nicht fort können.

Mamme, sagte er darauf mit fürchterlicher Ruhe, mit der Hand, die ich da aufhebe, hätt' ich ihm das Genick gebrochen, wenn ihm eingefallen wär', ihr nur ein leicht Federl von der Erd' aufzuheben. Erlebt hätt' er's nicht.

Josseph, Josseph, schrie die alte Frau und sah ihm entsetzt in das wild aufgeregte Gesicht, versündig dich nicht an Gott.

Heißt das auch versündigen? gab er zur Antwort; wegen der werd' ich mich versündigen?

Warst du denn blind und hast nicht gesehen, daß sie ein schwanger Weib ist? kreischte die Mutter auf.

Es muß in diesen Worten eine geheimnißvolle Gewalt liegen, daß sie den Zorn Jossephs's fast augenblicklich bändigen konnten. Er war sichtbar erschrocken; eine Weile lang blickte er der alten Frau, beinahe zweifelhaft über das Geständniß, das den gesegneten Zustand seiner Schwester betraf, in das noch immer aufgeregte Antlitz. Dann wandte er sich von ihr ab; er löschte die Kerze aus, als hätte er damit das Wehe seiner Mutter, vielleicht auch sein eigenes auslöschen können. Zu Bett ging er nicht; er stellte sich zum Fenster hin und starrte in die Nacht hinaus.

Es war mit einem Male in der Stube still geworden, die alte Frau klagte nicht mehr und schien

entschlummert. Hatte sie sich von ihrem Weh losgesprochen? War es ihr leichter geworden? Aber sie schlief nicht. Spät in der Nacht war's, als Jossepd das Fenster verließ, aber nicht, um die Ruhe zu suchen. Die Mutter hörte ihn leise nach der Thür tappen und sie fast unhörbar öffnen. Sie konnte ihn nicht mehr fragen, wohin? und was er beginnen wolle. Das Morgengrauen blickte bereits in die Stube, als Jossepb von seinem nächtlichen Gange zurückkehrte. Er warf sich ermüdet aufs Bett; die Großmutter schlief noch nicht.

Wir werden das geheimnißvolle Walten dieser noch unverständlichen Natur später zu enthüllen haben. Die schwache Feder ist keine Fackel, daß sie ein Wesen, wie es sich in Jossepb darstellte, plötzlich in allen seinen Tiefen und Höhen aufhellen könnte.

Das kleinste Kind im Dorfe wußte es, daß die Bäuerin Madlena die Tochter der „alten Jüdin“ und die Schwester des „Juden“ sei; für uns ist es seit jenem nächtlichen Gespräch, das wir so eben zwischen Mutter und Sohn gehört haben, schon längst kein Geheimniß mehr. —

Es ist schauerlich, eine Leiche zu berühren, wenn sie daliegt, die Schale eines Kernes, die geboren ward, um zerbrochen zu werden; wenn den eigenen lebendigen Leib der Schauer überfliegt, was er selbst sei, und wie er sich für etwas ausgebe, was er eigentlich doch nicht ist; wie er stolz ist auf das thierische Leben,

das in seinen Adern braus't, und wie wenig es bedürfe, um diese hochmüthig aufgeworfenen Lippen auf ewig zu schließen. Dennoch, wenn die Leiche hinweg ist aus dem Bereiche weinender Augen und gebrochener Herzen, wird sie vergessen und zu all den Todten eingethan, denen die menschliche Seele von ihrem ersten Ahnen bis zu ihrem letzten Athmen als Leichenhof dient.

Es giebt noch eine andere Art zu sterben; sie ist nicht minder schauerlich, als das Berühren einer wirklichen Leiche. Die Menschen haben sie erfunden, nicht das ewig waltende Naturgesetz, das sein geheimnißvolles Netz schon um die ersten Augenblicke unserer Geburt gelegt hat. Man lebt dann und ist doch gestorben, man liegt bei den Todten und geht doch aufrecht unter den Lebenden einher. Man ist herausgerissen aus dem Verband einer Familie, in der es für ein Verbrechen gilt, wenn man seiner mit einem Liebeswörtchen gedenkt, und in derselben Familie giebt es vielleicht nicht ein Glied, das sein vergessen könnte. Ein wirklicher Todter liegt längst im Grunde der kühlen Erde, und ewiges Schweigen webt um ihn seine geheimnißvollen Kreise. Für solche Gestorbene sorgt nur der Haß und der Groll, daß sie nicht vergessen werden.

Es ist ein Kind aus dem Hause seiner Eltern hinweggegangen und hat zwischen sich und ihnen einen anderen Gott aufgepflanzt; dieselben Lippen, die einst gelehrt ward, das „Schmah Jisroel“ zu beten, werden

jetzt freilich in einer anderen Sprache das „Vater Unser“ oder den „Engelsgruß“ zum Himmel richten! Blut wird nicht zu Wasser, sagt man sonst, aber das eigene Fleisch und Blut, nur weil die Seele, die ihm innewohnende, nicht dieselben Wege geht, wie die unsere, sich zu versauern und zu vergällen, die Faust gegen es zu ballen, es als Todten einzuscharren — das war eine leichte Erfindung jener schwarzen Stunden, wie sie die Geschichte des Menschenslaventhums so oft überschlich. — —

Wir wissen aus dem Gespräche zwischen Mutter und Sohn, was ein solcher Todter für die Familie zu bedeuten hat, und doch waren die Ausbrüche bitterer Gereiztheit, wie wir sie so eben erlebt, nichts Seltenes in dem einzigen Judenhause des Dorfes. Diese „Todte“ war seit zehn Jahren gestorben, aber noch streckten sich die Schatten des Zornes lang und breit über das Haus, und es bedurfte nur eines unbedeutenden Steinchens, das hinein geworfen ward in die sonst so stille Flut ihres Daseins, daß der zischende Gischt des Grolles hoch aufbraus'te!

Wer die Menschen kennt und ihre Eigenthümlichkeiten, besonders die der Juden, den wird es nicht in Verwunderung setzen, daß die Bewohner jenes Hauses, die wir unter so eigenthümlichen Umständen haben kennen gelernt, in der Bäuerin Madlena nicht so sehr die Katholikin und die vom Glauben ihrer Väter Abgefallene haßten; sie haßten sie, wie man einen Selbst-

mörder haßt, der mit eigener Hand in die Lebens-adern schneidet, um daran zu verbluten, der sich selbst den Stein umhängt, um in der Flut ein Leben zu begraben, das nicht ihm gehört, und auf das Andere fast noch mehr Anspruch hatten, als er selbst. Sie grollten ihr wie Einer, der man jahrelange Liebes-werke des Mitleids und der Gnade angethan, und die bei der nächsten Gelegenheit, wo man ihr begegnet, als Dank dafür eine häßliche Grimasse zurückschneidet.

Als die einzige Tochter des Hauses vor zehn Jahren einem jungen Bauer zu Liebe, dem sie anhing, ganz unversehens, fast in nächtlicher Stille aus der Familie entwich, als sie trotz aller Bitten sich nicht abhalten ließ, in der Kirche das Glaubensbekenntniß abzulegen, daß sie die Religion ihrer Väter wie ein böses Geschwür ansehe, dessen sie so eben durch das heilige Wasser der Taufe los und ledig geworden — da gab es einen ungeheuren Schmerz in dem einzigen Judenhause des Dorfes. Der Vater war vor Gram gestorben, aber die Mutter setzte sich hin auf einen nie-deren Fußschemel und weinte sieben Tage und sieben Nächte. Jossephְ zerriß seine Kleider von oben nach unten und that wie seine Mutter. Aber er weinte nicht; er trug sich mit Rachegedanken in der gift-geschwellten Seele, er sah funkelnde Messer vor seinen Augen auf und nieder gehen, er sah geschliffene Aexte in seiner Hand und andere Mordwerkzeuge; er dachte wirklich an Mord. Wollte er sich, wollte er *sie*, deren

Name nicht mehr genannt werden durfte, dem Tode weihen? Er sah es als etwas Gottgefälliges an, wenn die Erde, auf der ein so ungeheures Verbrechen begangen, durch ein anderes, nicht minder grauenhaftes gleichsam wieder geheiligt würde.

Erst spät, sehr spät, als Zeit, Gewohnheit und tägliche Gewerbsmühen wieder in ihre alten Rechte traten, hatte sich dieser blutige Hintergrund seiner Seele verflüchtigt, um einem Niedersatze versäuerten Grolles, der bei der geringsten Gelegenheit in giftigen Blasen aufstieg, Raum zu gönnen. — Der große leidenschaftliche Haß hatte sich im Laufe der Jahre in tausend kleine Leben zerstückelt; aber jedes zuckte schmerzhaft auf, wenn es in die leiseste Berührung mit der Außenwelt gerieth.

Umstände der kleinsten Art wirkten dazu mit, daß die Wunden, die der Abfall des Mädchens dem Hause geschlagen hatte, nie verharrschen konnten. Es mag sonderbar dünken, wenn wir erzählen, wie die Nennung ihres Namens allein eine Reihe der schmerzlichsten Gefühle erwecken konnte. Sie hatte in der Taufe den Namen Madlena angenommen; im Hause war man an das heimliche „Dinah“ gewöhnt. Den Leuten aus dem Dorfe konnte natürlich nicht das Zartgefühl zugetraut werden, daß sie mit den in der Taufe angenommenen Klängen des Namens sparsamer umgingen; im Gegentheil, sie nannten ihn bei jeder Gelegenheit, sie gebrauchten ihn, wie man glaubte, mit einer ge-

wissen Schadenfreude. Er verirrte sich oft unwillkürlich auf Lippen, die ihn vielleicht freudig zurückgenommen hätten, wenn sie die Schmerzen ermessen konnten, die er verursachte.

Hätt'st du dein Leben gedacht, sagte einst die Mutter zu Jossephh, daß sich ein jüdisch Kind so einen Namen kann beilegen? Ein Mensch soll Madlena heißen!

Willst du vielleicht, entgegnete er damals darauf, daß sie ihren ehrlichen jüdischen Namen hätt' behalten sollen? Du weißt doch, wer Dinah war? Dinah war die Tochter Jaikew's und Lea's, und willst du, daß sie heißen soll, wie das Kind von Jaikew, unserem Vater? Wie kann sie denn noch einen jüdischen Namen haben?

Ich heiß' ja aber doch selbst auf deutsch Maria, meinte die Mutter, wenn ich auch auf jüdisch Marjim heiß'. Weißt du denn nicht — — —

Auch versteh' ich's nicht, warum die Rabbonim den Namen nicht längst abgeschafft haben. Wenigstens heißt du noch Marjim; warum hat sich die Verschwarzte aber Madlena geheißen? Der Geistliche wird ihr gesagt haben, wie er das Wasser auf sie geschüttet: Heut hat die Heilige ihren Namenstag, und da ist aus dem jüdischen schönen Dinah zum Unterschied Madlena geworden.

Es dauerte lange, daß sich die Mutter diesem Troste Jossephh's fügte, der dazu nicht aus seinem

Herzen kam. Arme Mutter Marjim! Du wolltest dir Stück für Stück von dem Leben aus der Seele reißen, das einst unter deinem Herzen dem Lichte des Tages entgegengepocht hatte; aber die zerrissenen Theile fügten sich immer wieder zu einem Ganzen zusammen, und statt der katholischen „Madlena" blieb die jüdische „Dinah" immer auf deinen Lippen, in deinem Herzen! Sie kränkte sich darüber, daß sie „zu deutsch" wie die gebenedeite und gnadenreiche Mutter des Heilands hieß, als wenn keine Maria gewesen wäre! —

Die alte Marjim hatte sich im Laufe der Jahre an manches Andere gewöhnen müssen, was sie nie für möglich gehalten hätte. In ihr stritt die Mutter und die Jüdin einen verzweiflungsvollen Kampf, der sich stets zu Gunsten der Letzteren entschied. Marjim erging es, wie es allen jenen Müttern ergeht, die sich zu sehr unter die Gewalt eines ihrer Kinder beugen. Dinah war von ihr abgefallen, dafür hatte Jossseph alle Herrschaft an sich gerissen. Seiner gewaltsamen Natur war es gelungen, jeden ihrer Gedanken, der sich der getauften Tochter zuwandte, in die innersten Räume ihrer Seele zurückzubannen; er hatte es dahin gebracht, daß sie sich vor ihm fürchtete. Marjim mußte es erleben, daß sie bei der Nachricht von der ersten Niederkunft ihrer Tochter — Schrecken empfand, sie mußte es erleben, daß Jossseph entsetzt die Hände zusammenschlug und in die Worte ausbrach: Jetzt glaub' ich's erst recht, daß sie beim Gallech gewesen. Sie mußte

es erleben, daß nebenan in der Kirche die Glocke geläutet ward, als man das Kind ihrer Tochter zur Taufe trug; sie sah das Tuch mit dem darauf gestickten Kreuz, das über dem Sprößling aus jüdischem Blut lag, und ihre Sinne vergingen dennoch nicht, als sie den Geistlichen aus der Kirche kommen sah, hinter ihm die Hebamme mit dem getauften Kind, über das nicht die Worte des altgeschichtlichen, schon von Abraham bekräftigten Bundesvertrags mit Gott, sondern die heilige Dreifaltigkeit ihre Schwingen gebreitet hatte.

Es wird Viele sonderbar bedünken, wenn wir für die alte Marjim das Geständniß ablegen, daß sie keines von ihren Enkelkindern kannte; sie wußte wohl, wie groß der „Familienstand" ihrer Tochter sei, aber von Angesicht zu Angesicht hatte sie noch keines gesehen. Wenn sie durchs Dorf ging, getraute sie sich nicht, eines der ihr begegnenden Kinder um seinen Namen zu fragen, oder wem es angehöre. Wie oft kam sie an dem Hause der Bäuerin Madlena vorüber und sah dort spielende Kinder vor dem Thore — und trippelte eiligst vorbei, ohne sich aufzuhalten. Wie oft kam sie entsetzt und erschöpft nach Hause, daß man sie fragen mußte: Mamme, ist dir was passirt, was ist dir über den Weg gekrochen? daß sie dann bitterlich weinend in die Worte ausbrach: Kann ich dafür, daß sie nicht hundert Meilen von hier wohnt? Wenn sie gestorben sein wird, werd' ich Ruh' von ihr haben. —

Es war leicht gesagt, aber schwer geändert, daß

dieses traurige Verhältniß mit der Zeit ein ungerechtes geworden war, und daß die Getaufte unter der Last des Hasses, den ihr die Familie nachtrug, ihr schweres Unrecht beinahe gebüßt hatte. Solche einfache Naturen lassen sich nie beurtheilen nach dem, was sie thun sollen: wie man den Baum nicht fragen kann, warum er in dem einen Erdreich besser gedeiht, als in dem anderen.

In Josseph hatte sich mit der Zeit der Bruch fast unheilbar gestaltet, er haßte in der katholisch gewordenen Madlena auch — die Bäuerin. Es ist dies traurig, aber wir müssen es gestehen. Durch die Taufe war ein furchtbarer Riß in der Familie entstanden, der sich mit den Jahren vielleicht geschlossen hätte; sie wäre dem Hause langsam abgestorben, und man hätte ihrer nur als einer Todten gedacht; sie aber war auch Bäuerin geworden und darum sein Stolz aufs Tiefste gedemüthigt. Wann hatte Jemand aus seiner Familie auf freiem Felde gearbeitet? wer war auf den Acker hinausgegangen, um Erdäpfel auszugraben? wessen Hände hatten je einen Spaten gefaßt? Er konnte es nicht begreifen, wie Madlena, ein bloßes Tuch um den Kopf herumgeschlagen, in bloßen Füßen, ausgesetzt dem Sonnenstiche, dem Sturme und Regen, Tage lang auf dem Felde bleiben konnte. Ihm, dem die Gaben der Erde nur aus zweiter Hand zukamen, ihm war es dunkel, wie man sich mit dem Schmutze der Erde beflecken konnte. Auf die Bauern angewiesen und auf

den Erlös der Waaren, die er ihnen verkaufte, sah er sie tief unter seiner Würde. Madlena schien ihm in bäuerliche Rohheit versunken, erniedrigt, weit unter ihrem Stande. Er haßte in ihr die doppelt Gefallene; sie hatte nicht nur die Religion ihrer Väter verlassen, sondern auch ihre Sitten verläugnet; sie war ihm in jeder Hinsicht schlechter geworden.

Siehst du, siehst du sie, sagte er immer zu seiner Mutter, wenn er die Getaufte bei einem ihrer Tageswerke bemerkte, zu dem hat sie müssen das Wasser über sich schütten lassen? Ein Jüd hätt' ihr's nicht gethan, wo sie hätt' können daheim sitzen in der Stub', eine Bäuerin hat sie werden müssen, in den Stall muß sie gehen und die Küh' melken? Wo hat das ein rechtschaffen Kind aus unserer Familie erlebt?

Sah er sie vom Felde heimkehren, mit irgend einer schweren Last, etwa einem Bunde frischen Grases beschwert, so lachte er gewöhnlich bitter in sich.

Hat sie zu dem den Bauer sich genommen, sagte er dann, daß sie sich abmartern und das Fleisch abzehren muß, wenn er im Wirthshaus sitzt und sauft? Laßt das ein Jud zu? Er vergreift sich ender an sich selbst, als daß er sein Weib sich so plagen läßt. Wo soll aber dem Bauer das Mitleid herkommen mit dem Weib? Weinen habe ich sie schon gesehen bittere Thränen, wenn ihnen die Kuh im Stall oder der Ochs auf dem Feld ist umgefallen, das Weib aber

ist ihnen nichts, die können sie sterben sehen, und es wird ihnen kein Aug' davon naß.

Machte ihm die Mutter dann Einwürfe, daß Madlena sich nur in ihr Schicksal füge, wenn sie den Beruf einer Bäuerin vollständig ausfülle, daß sie eben darin einen Beweis ihrer guten Abstammung aufstelle, wenn sie sich des Hauswesens tüchtig annähme, so lautete die Gegenrede aus Jossеph's Munde gewöhnlich:

Das hätt' sie nicht werden müssen. Hätt' der Vater sie nicht beim Geborenwerden schon verflucht, wenn er gewußt hätt', daß sein Kind einmal Mist auf den Wagen legen, die Küh' melken oder Erdäpfel aus dem Felde ausgraben wird? Red mir nichts von den Bauern, und was ist aus ihr, Gott sei's ewig geklagt, geworden, Gott hat uns und sie gestraft.

Wie wunderbar muß die Wandlung in dem durch zehn Jahre vergrollten Gemüthe Jossеph's gewesen sein, als ihm die Mutter Meldung that von der Frucht, die ihre alten Augen unter dem Herzen Madlena's entdeckt hatten! Marjim hatte ihn nicht gefragt, wohin er in der Nacht gegangen war, warum er erst mit dem Morgengrauen wieder zurückgekommen.

Wir aber können jenen nächtlichen Gang verrathen.

Er war an zwei Stunden vor der Wohnung seiner Schwester gestanden.

---

3. Ein alter und ein neuer Mensch.

Als Josseph am frühen Morgen nach dieser denkwürdigen Nacht die den Sabbat über verschlossene „gemischte Waarenhandlung" wieder öffnete, fand er auf den äußeren Thüren des Gewölbes einige mit Kreide geschriebene Worte in böhmischer Sprache stehen, die zu deutsch lauteten: „Ahasverus, du verfluchter Jude."

Der Sinn dieser nur von einer Bauernhand hingezeichneten Schriftzüge war für den Dorfjuden dunkel. Er lächelte darüber und wunderte sich, wie der Schreiber dieser Worte so einfältig sein konnte, den Ahasverus für einen verfluchten Juden anzusehen. Das weiß das kleinste jüdische Kind, murmelte er vor sich hin, daß Ahasverus ein König ist gewesen von hundertundzwanzig Provinzen, wie es in der Geschichte Esther's heißt. Die Königin Esther ist eine Jüdin gewesen, das ist wahr, aber Ahasverus? Der das geschrieben hat, muß in der Thora nicht gut beschlagen sein.

Gleichsam zur Strafe für die Unkenntniß des Schreibers ließ er diese Worte auf der Thür stehen und verlöschte sie nicht, wie er's sonst mit den vielen Kreuzen that, die ihm die Kinder des Dorfes zum Aerger hinzeichneten. Ohnehin las sie kein Mensch, weil die Thüren des Gewölbes den Tag über an die Wand angelehnt waren. Was versteckt war, darum kümmerte er sich nicht, aber bei guter Gelegenheit nahm

er sich vor, den Schreiber jener Worte, für die er das ganze Dorf verantwortlich machte, über dessen Unkenntniß der heiligen Schrift aufzuklären.

Noch an demselben Tage sollte ihm selbst ein Aufschluß über seine eigene Unkenntniß werden. —

Trotz des Sonntags, an dem die alte Marjim sich sonst auch im Gewölbe zu schaffen machte, weil es da viele „Kunden" zu bedienen gab, blieb sie heute länger im Bette und schien zu schlafen. Während dem schlich Fischele auf den Zehen in der Stube umher, um die Großmutter nicht zu stören. Plötzlich verrieth ein leises Husten, daß sie aufgewacht sein mußte. Fast unhörbar rief sie den Namen ihres Enkels, der zu ihrem Bette hinflog.

Hast du schon geort (gebetet), Fischele Leben? fragte sie flüsternd.

Ich hab' nur noch das letzte Stückel zu sagen, sprach Fischele laut.

Um Gott's Willen, red nicht so hoch, rief die alte Marjim, indem sie ängstliche Blicke nach der Thür hinwarf, die in das Gewölbe führte.

Der Knabe sah erstaunt die Großmutter an; er begriff nicht, warum er eine so einfache Frage und die man fast täglich an ihn stellte, nicht laut beantworten sollte.

Sind Leut im Gewölb drin? fragte sie dann leise, es kommt mir vor, als wär' kein Mensch drin.

Der Knabe mußte auf den Zehen leise zur Thür schleichen und das „Vorhängl“ vor dem Guckfensterchen zurückziehen, durch das man in das Innere des Gewölbes blicken konnte.

Ich seh' den Vater im Handel mit einem Bauern, der eine Lederhaut kaufen will, lautete die Antwort des spähenden Knaben.

So ist's gut, sagte Marjim und schien durch diese Nachricht von einer drückenden Sorge befreit, denn wenn man mit einem Bauern etwas zu thun hat, wird man mit ihm vor drei, vier Stunden nicht Handel Eins. Ender läßt sich der Bauer todtschlagen, als daß er den Juden einen „Pehm“ an sich verdienen läßt. Der Bauer ist jetzt klüger als der Jüd selbst, er hat jetzt einen Kopf auf sich, wie von Eisen, und läßt sich nicht so leicht mehr aufsitzen. Ich sag's ja immer, es wird zuletzt noch dahin kommen, daß der Jüd wird müssen auf dem Feld ackern und säen, und daß der Bauer wird im Gewölb stehen und wird dem Jüden verkaufen. Leider Gottes! die Welt wird Tag für Tag schlechter. . . .

Plötzlich stockte der Redefluß dieser dem Knaben nur allzu bekannten Gedanken. Die Großmutter hob den Kopf auf, der sich in diesem Augenblicke so unfähig gezeigt hatte, gerade dasjenige zu tragen, was der Mund aussprechen sollte; sie sah aufs Neue mit ängstlicher Miene nach der Gewölbthür hin.

Guck noch einmal, sagte sie flüsternd, ob der Vater drin ist.

Fischele schlich wieder zum Vorhängel hin und schob es leise zurück. Marjim folgte dem Thun des Knaben zitternd vor innerer Aufregung.

Was siehst du? fragte sie mit fast stockendem Athem.

Ich seh', daß der Vater noch nicht ist Handel Eins mit dem Bauer, lautete aufs Neue die Antwort des Knaben, der Vater hält noch immer die Lederhaut in der Hand.

Gott Lob und Dank, sagte die Großmutter mit freudigem Antlitze, und es trat eine lange Pause ein, während welcher der Knabe die räthselhafte alte Frau halb neugierig, halb mitleidig anstarrte.

Fischele Leben! rief sie aufs Neue.

Er stand hart an ihrem Bette. Da richtete sich die Alte auf und fuhr ihm mit der Hand über Stirne und Wangen. Eine wunderbare Röthe, fast anzusehen, wie die verschämte Züchtigkeit eines jungen Mädchens, lag auf dem Antlitze der alten Frau. Sie sprach:

Lang' mir das hervor, was ich da liegen hab' unter meinem untersten Kopfkissen; ich kann nicht mehr recht dazu.

Fischele griff nach dem bezeichneten Orte, und ein ziemlich schweres Päckchen kam in seine Hand; die Großmutter nahm es ihm sogleich ab und bedeckte es,

gleichsam um es vor sich selbst zu verbergen, mit beiden Händen.

Und auf dem bist du gelegen, Babe? fragte verwundert der Knabe, die ganze Nacht durch, und das hat dir nicht weh gethan?

Ich sag' dir, Fischele Leben, nicht gespürt hab' ich's die ganze Nacht, antwortete Marjim, ich bin drauf gelegen, als hätt' ich noch sechs Kissen unter dem Kopf gehabt.

Aber warum?

Wieder entstand eine lange Weile; die Großmutter hustete verlegen, dann blickte sie wieder ängstlich nach der Thürklinke, ob sich die nicht bewege, ob dort Niemand lausche.

Red' nicht so hoch, mahnte sie und neigte sich zu seinem Ohr:

Weißt du, was da drin ist?

Ich weiß nicht.

Zucker und Kaffeh ist drin, aber ich muß das vor deinem Vater verstecken.

Zucker und Kaffeh?

Fischele blickte sie zweifelhaft an, als ob der Verstand der alten Frau irregegangen wäre.

Nicht sollte dein Vater wissen, sagte sie kopfnickend, wem ich das schicken will, es druckt mir ja genug das Herz ab, daß ich's ihm nicht sagen darf. Gescheidter, wie ich's gemacht, kann nicht einmal ein

ausgelernter Dieb es anfangen, daß dein Vater davon hat nichts gesehen.

Vor Fischele dämmerte es wie ein fernes Licht; mit jener, Kindern, die lange mit alten Leuten umgehen, eigenthümlichen Intelligenz begriff er allmählich, welches Ziel die langen Vorbereitungen und Rüstungen der Großmutter verfolgten.

Babe, flüsterte er schüchtern, soll ich dir sagen, wem du den Zucker und Kaffeh schicken willst?

Marjim zitterte am ganzen Leibe, Schauer, wie die eines nahenden Gottesgerichtes, durchflogen sie; krampfhaft bebten die Hände der alten Frau auf dem kleinen Päckchen, das sie bedeckten.

Nu? sagte sie fast unhörbar.

Fischele zögerte mit der Antwort. Endlich brachte er mühsam hervor: Das willst du schicken der Muhm' — der Muhm' Dinah.

Hab' ich's errathen? fragte er dann nach einer Weile, da die Großmutter, noch immer mit dem Kopf nickend, keine Antwort zu geben vermochte. Sie aber brach in ein so heftiges Schluchzen aus, daß es Jossieph gewiß vernommen hätte, wenn er mit dem Bauer schon Handel Eins geworden wäre.

Als sie der Sprache wieder mächtig wurde, glich sie in der That einem siebenzig Jahre alt gewordenen Kinde, das eben so schnell seine Thränen zu trocknen, als sie zu weinen gelernt hat. Statt des Schmollens lag aber eine eigenthümliche Resignation auf ihrem

Antlitze; die Last, die dieses Herz gedrückt hatte, mußte aber auch unaussprechlich gewesen sein. Sie selbst meinte:

Kann Einem, der einen Menschen todtgeschlagen hat, anders zu Muthe sein, wie mir ist? Ich hab' gehört, so Einer, wenn er das ganze Jahr Alles geläugnet hat, was man ihm vorwirft, soll oft mitten in der Nacht um den Richter schicken, und da schüttet er sein Herz vor ihm aus und sagt ihm Alles, was ihm wie ein Centner drauf gelegen ist. Merkwürdig soll aber sein, wie so Einem dann zu Muth ist; es ist ihm, als hätt' er etwas sehr Gutes und Gottgefälliges gethan, und er weiß doch, daß er sich selber hat geschadet, denn jetzt werden die Büttel kommen, und der Galgen wartet auf ihn.

Babe, rief, erschreckt durch das grauenhafte Gleichniß, das er nur halb verstand, der Knabe, wer hat denn einen Menschen todtgeschlagen?

Wer redet von dem? entgegnete die alte Frau, fast selbst erschrocken. Fischele! einen Menschen todtschlagen, wo fallst du auf dem aus? Hab' ich von dem gesprochen?

Instinctmäßig begriff der Knabe, um was es sich eigentlich hier handle; er that keine Einsprache mehr; er wußte aus langer Gewohnheit, daß man die Großmutter einen Umweg durch das Gedankengebiet müsse machen lassen, bis sie wieder dahin zurückkehre, woher sie ausgegangen.

Weiß ich denn nicht, Gott, Lebendiger im Himmel! begann sie wieder wehklagend, daß ich eine Sünde begeh', und hab' ich denn die ganze Nacht ein Aug' können zumachen, wie mir die Sünd' ist eingefallen? Was soll ich aber thun? Was soll ich anfangen? Hast du sie gestern gesehen, wie sie gekeucht hat unter dem schweren Sack, wie sie nicht hat aufstehen können? Ich bin ja doch die Mamm' und sollt' kein Mitleid mit ihr haben?

Stillbewegt lauschte Fischele auf die eigenthümlich verworrene Rede der Großmutter, die vielleicht nur er verstand.

Mein alter Kopf soll das unterscheiden können, fuhr sie fort, ob ich da eine Sünde begeh' oder nicht? Hab' ich Gemahra gelernt, daß ich das wissen soll? Nicht einmal fragen kann ich Einen, und dein eigener Vater, Fischele, möcht' Feuer und Flamm' werden, könnt' er nur das kleinste Wörtchen davon erfahren! Sag aber selbst, Fischele Leben, du bist ja auch ein Mensch, soll ich's thun oder soll ich's nicht thun?

Was denn? fragte erstaunt der Knabe.

Diese unschuldige Frage mußte der alten Frau ihr ganzes Bewußtsein zurückgegeben haben; sie mußte mit aller Klarheit, die der gereiften Seele eigen ist, ihre Lage überschauen, sich fühlen aufs Neue als die Großmutter des Kindes, das sie zu ihrem Rathgeber erwählt hatte! Ein namenloser Zug zuckte um ihre dünnen, blassen Lippen; aber mit großer Festigkeit im

Töne, wie sie der Knabe aus ihrem Munde noch nie gehört, sprach sie nun:

Da, nimm den Zucker und Kaffeh und trag ihn zu ihr hin. Versteck' ihn aber gut, daß dich der Vater nicht sieht, denn er möcht' gleich Alles errathen. Sag auch keinem Menschen davon und thu, wie ich dir heißen werde. Sag ihr: die Mamm' schickt ihr das, und sie soll sich nicht so plagen und abzehren, und sie soll sich lieber schonen, damit ihr nichts Böses geschieht. Du kannst ihr auch sagen, sie soll sich damit etwas Gutes anthun, und wenn sie mehr braucht, will ich ihr wieder schicken. Und sag ihr noch, sie soll ja den schweren Sack nicht mehr auf sich packen; sie könnt' sich etwas zerreißen in ihrem Leib, daß sie auf einmal todt umfällt, wie man das schon oft hat gehört. Und vergiß nicht, daß du ihr sagst, wenn sie noch etwas auf ihre Mamme hält, so soll sie nie barfüßig auf dem Feld stehen, und soll nicht trinken, wenn sie erhitzt vom Feld heimkommt, und sie soll auf sich sehen, daß sie sich nicht verkühlt und, Gott behüt'! krank wird. Denken soll sie auf sich, sag ihr, und daß sie Kinder hat, und daß, wenn sie krank wird, Keiner da ist, der den Kindern auch nur einen Löffel Wasser reicht.... Und jetzt geh, Fischele Leben. . . .

Die Stimme versagte ihr; erschöpft sank ihr das Haupt auf den Polster zurück, nur die Augen hielt sie weit offen, aber sie glänzten von der leuchtenden Freudigkeit glorreich besiegten Mutterschmerzes. So lag sie

eine lange Weile da, anscheinend in einer Art Verzückung, daß sie den Knaben nicht bemerkte, der, das Päckchen in der Hand, unschlüssig dastand und mit dem Fortgehen zögerte.

Babe, rief dieser leise.

Die alte Marjim fuhr auf:

Bist du noch da? fragte sie fast grämlich, ich hab' gemeint, du bist schon über alle Berge.

Babe, wirst du nicht bös sein, begann Fischele kleinlaut — — ich fürcht' mich.

Fürchten? gehst du denn mitten unter Räuber, entgegnete Marjim lächelnd, ich mein', es wird dir Keiner was zu Leid thun.

Babe, begann wieder der Knabe, der kaum die Augen aufzuschlagen sich getraute, Babe, was mach' ich aber, wenn sie das Kreuz über mich macht?

Diese Einwendung schien auf die alte Frau nicht die gehoffte Wirkung hervorzubringen; ein eigenthümliches Lächeln schwebte um die dünnen Lippen, als Glorie eines wahnbefreiten Gemüthes.

Narrele, sagte sie, weißt du, was dein Urdede immer gesagt hat, wenn mir meine Mutter etwas verwiesen hat, was nicht jüdisch war? „Narrele," hat er gesagt, „nicht sollst du wissen, was man Alles thun darf."

Wenn sie aber doch das Kreuz über mich macht? entgegnete der unüberzeugte Knabe.

Da will ich dir einen guten Rath geben, Fischele

Leben, und der wird dich vor allem Bösen bewahren. Weißt du das erste Kapitel Thillim (Psalmen) auswendig, ich meine wenigstens, du hast's oft genug gelernt.

Babe, das kann ich —

So sag's.

Fischele begann in hebräischer Sprache: Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen, noch wandelt auf dem Weg der Sünder, noch sitzet da, wo die Spötter sitzen.

Die Großmutter nickte Beifall und „weiter!" erscholl es aus ihrem Munde.

Sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn, und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht. Der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, geräth wohl.

Und was er macht, das geräth wohl, wiederholte Marjim, deren Augen im Wiederscheine jener heiligen, aus dem Munde des Knaben kommenden Worte fast überirdisch glänzten.

Aber so sind die Gottlosen nicht, erhub Fischele lauter seine Stimme, sondern wie Spreu, die der Wind verstreuet. Darum bleiben die Gottlosen nicht im Gericht, noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten — —

Weiter! befahl Marjim, der diese letzten Worte anscheinend sehr wehe thun mußten.

Denn der Herr kennet den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergeht, schloß der Knabe. Selah!

Amen, Amen! tönte es leise von den Lippen der alten Frau nach.

Es trat eine leise Stille in der Stube ein; nur das Pochen dieser beiden Seelen, wovon die eine das letzte Glied einer langen Lebenskette hielt, während die andere kaum aus dem Erdreich ihres Daseins hervorragte, vernahm sich gegenseitig.

Fürchtest du dich noch? fragte endlich die Großmutter.

Ich geh' schon, Babe, rief Fischele fast freudig aus und schob vorsichtig das Päckchen mit Zucker und Kaffeh unter den Rock, dann schlich er leise zur Thür hinaus. —

Der ist ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl. Amen.

So sprach die alte Marjim noch lange vor sich hin, als der Knabe schon zum Hause hinaus war. Dann schloß sie die Augen wie zum Schlafe.

Wir können Fischele nicht auf seinem Gange zur „Muhm' Dinah" begleiten; andere Vorgänge halten uns in dem einzigen Judenhause des Dorfes zurück.

---

4. Ahasver.

Im Menschengewühle sind die Wandlungen eben so wunderbar, wie die draußen in der Natur, fast noch unerklärlicher, fast noch eigenthümlicher. Die Wissenschaft faltet es sich aus einander, warum auf heiteren Sonnenschein sich oft schwere Regenwolken wälzen, sie prophezeit die Störungen voraus, die im Laufe des Tages, des Monats und des Jahres eintreten müssen. Hat sie aber euch jemals die Stürme eines verstörten Gemüthes voraussagen können?

Ein sonderbares Gedankenleben wogte um diese Stunde durch Jossieph's Seele. Es war schon eine geraume Zeit verstrichen, daß er das Geschäft mit dem Bauer abgethan, und nun ging er, da kein anderer Kunde eben kommen wollte, in dem engen Raume des „Gewölbes“ auf und ab.

Es war nicht Ein Gedanke, der ihn da beschäftigte; wie losgelassene Bienen umschwärmten sie ihn zu Tausenden. Er fühlte, daß etwas an seinem Leben einen kranken Theil haben müsse, er sah es fast mit leiblichen Augen, wie irgend ein Ungemach, dessen Namen er nicht anzugeben wußte, ihm nachschlich wie ein düsteres Gespenst; es beunruhigte diese starke, hassende Natur etwas, das sie wie einen in Holz eingetriebenen Keil nicht auszustoßen vermochte. —

Er mußte an den gestrigen Vorfall mit der Schwester denken und begriff es nun nicht, wie er sich zum „Nachgeben“ habe verleiten lassen; er hatte die Regungen des Mitleides vergessen, die ihn selbst ergriffen hatten, als ihm die Mutter den gesegneten Zustand Madlena's berichtet, jene Regungen des Mitleides, die ihn in finsterer Nacht hinausgetrieben hatten, um an dem Fenster eines Hauses die Athemzüge — einer Schwester zu belauschen.

Er fing an. darüber nachzudenken, warum die Mutter selbst jetzt weicher und milder gegen die gefallene Tochter gestimmt sei; er war es sich dunkel bewußt, daß die Gewalt, die er so lange über das Gemüth der alten Frau ausgeübt hatte, von ihm gewichen sein mußte, — oder hatte er sie nie besessen? —

Etwas mußte vorgefallen sein, kam er endlich zum Schlusse, so von mir nichts dir nichts ist das der Mamme nicht angekommen. Das Ganze ist, die Mamme ist wie alle Weiber und hat mit ihr Mitleid gehabt, wie sie es mit Jeder hätte, die in der Hoffnung ist. Etwas Anderes ist's gar nicht gewesen. Und endlich, wenn das Kind, das sie jetzt unter dem Herzen trägt, wirklich wird geboren sein, was ist dann vorgefallen? Wird man sich in meinem Haus darüber freuen? Wird es einen jüdischen Namen bekommen? Wird die Mamme die Hand können legen auf den Kopf des Kindes, um es zu benschen? Hat denn der Gallech (Geistliche) nicht schon seinen Wedel bereit und

das Wasser, und hätt' ihr Name nicht schon sollen ausgelöscht werden in der anderen Welt, daß die eigene Mutter sich nicht freuen darf, wenn die Tochter ins Wochenbett kommt? Gott hat sich vielleicht einen Spaß machen wollen, wenn er sagt: Ein Jeglicher fürchte seinen Vater und seine Mutter. Haltet meine Feiertage, denn ich bin der Herr, euer Gott. Sie aber hat Vater und Mutter gefürcht', daß Gott erbarm', und die Feiertage hält sie, daß es mir noch heut in den Gedärmen wie Gift schneidet, wenn ich sie am heiligen Schabbes muß sehen.

Durch eine sonderbare Gedankenverbindung mußten seine Blicke hinaus auf die Gasse fallen. Er war es seit zehn Jahren gewohnt, daß er um diese Stunde gewöhnlich seine Schwester Madlena mit ihrem Manne Pawel zur Kirche gehen sah. Seit zehn Jahren hatte ihn diese Stunde immer auf dem nämlichen Flecke gefunden, jeder Sonntag trieb über das hassende Herz dieses Menschen die schwersten Donner des Zornes zusammen. Dennoch mußte er sie sehen; er fand ein Wohlbehagen daran, die Abgefallene den Weg des Unheils und der Verderbniß gehen zu sehen und sich jeden Sonntag sagen zu können: Verschwarzt soll sie liegen; sie ist nicht werth, daß man ausspeit vor ihr!

Heute sah er Madlena's Mann allein zur Kirche gehen, und er erschrak fast.

War sie krank? Hatte sie sich vielleicht überhoben (zu sehr angestrengt)? Und er, der vielleicht Schuld

daran trug, daß sie jetzt wimmernd und ächzend zu Hause lag, hatte er ihr nicht in demselben Augenblicke geflucht? — —

Es befiel diesen starken Menschen eine ungeheure Seelenangst, er hätte um Hülfe schreien mögen, um sich von ihr zu befreien. In der That wollte er anfangs um Fischele rufen; er fürchtete sich fast vor sich selbst. Weßwegen er den Knaben sehen wollte, das wußte er selbst nicht; aber eine gewaltige Sehnsucht nach dem Schauen eines Menschenantlitzes hatte ihn ergriffen.

In diesem Augenblicke war es sich Josseph bewußt worden, welches Unrecht er gestern an der Schwester begangen; er fühlte, wie es mit tausend spitzigen Stacheln in sein eigenes Fleisch gefahren war.

Seine Brust hob sich aber, wie befreit von einer schwarzen That, als er Madlena langsam, aber doch aufrechten Ganges eine Weile später auf die Kirche zukommen sah. Zum ersten Mal seit zehn Jahren, daß sie ihm nicht angethan mit den Schrecknissen der Gehennims erschien, daß er ohne Fluch und Zorn sie unter dem Geläute der schrecklichen Glocke in das Gotteshaus eintreten sah! Zum ersten Male seit einer so langen Zeit, daß ihn Madlena's Anblick mit einer Art Freude überkam!

Sie war also nicht krank! Sie hatte sich also nicht überhoben!

Müde von innerer Erschütterung mußte er sich auf eine Bank niederlassen.

Wer weiß, sprach es in ihm, ob sie gar so schlecht ist; man meint oft nur, man hat einen schlechten Menschen vor sich, und wenn man ihn in einer rechten Stunde antrifft, so sieht man erst, wie man sich betrogen hat. Und woher sollt' denn das Schlechte ihr auch kommen? Hat sie keine jüdische Ader in sich? Hat ihr Vater nicht Reb Schmul geheißen? Ich möcht' nur das Eine gerne wissen, ob sie in den zehn Jahren, die sie fort ist aus dem Haus, einmal zu Gott gebetet hat. Ich kann mir das nicht denken; jüdisch kann sie und darf sie ja nicht beten, also muß sie's böhmisch thun. — Gott, Lebendiger! und welcher Mensch könnt' mir einreden, daß sie dort in der Kirche mit den Bauern und vor dem Johann von Nepomuk auf der Brücke, oder vor der heiligen Maria so mit ganzer Seele, mit Leib und Leben sich ausbeten kann und ihr beschwertes gedrückt' Herz ausschütten? — Dinah, Rebb Schmul's Tochter! Wenn sie also nicht beten kann, wie sie will, was muß da herauskommen? Was wird aus einem blanken Stück Silber, was ich in der Erd' vergrab'? Es kömmt der Rost darüber und verzehrt's fast. Und Madlena sollt' den Rost nicht schon auf ihrer Seele haben? Der Wein wird dumpf, wenn man den Keller nicht lüftet, und das schönste Kleid zerfällt, wenn man's nicht anzieht — — und Madlena sollt' gut geblieben sein? Schlecht, grundschlecht und verfault wie ein wurmiger Apfel muß die sein, die zehn Jahre schon fort ist aus einem jüdischen Haus,

und wie einen wurmigen Apfel muß man sie auch weit weg von sich schleudern. Eine Sünd' lad ich mir auf den Kopf, wenn ich weiter an sie denk'; sie muß mir heraus da aus dem Herzen; ich seh', es ist noch zu viel von ihr darin. Heraus muß sie, heraus! —

Die letzten Gedanken hatten eine finstere Wandlung in seinem anfangs so mild gestimmten Herzen hervorgebracht; wieder lag es wie ein düsterer Wolkenflor über seiner Seele. Mit geballten Fäusten, die den inneren Sturm kundthaten, Schweiß auf der Stirne, unter der es heftig arbeitete, saß er da.

Ein Geräusch, das vor dem Gewölbe entstand, weckte ihn aus seinen nächtigen Gedanken auf. Er blickte auf und bemerkte zwei Knaben, die einen flüchtigen Blick in das Gewölbe warfen und dann eben so schnell über die Gasse liefen. Er hörte noch, wie sie die Worte riefen: Ahasverus, du verfluchter Jud. Dann waren sie entschwunden.

Waren das nicht die nämlichen Worte, die er heute früh mit Kreide auf der Gewölbthüre geschrieben gefunden hatte? Sie erschreckten ihn auf eine wunderbare Weise.

Welcher Zusammenhang bestand hier zwischen dem Gesprochenen und dem Geschriebenen?

Jossieph wollte auf und den Knaben nach, als er sich zur Zeit erinnerte, daß er einer an und für sich lächerlichen Sache dadurch einen Anstrich von Bedeutsamkeit verleihen würde. Dennoch war er über den

zweimal an einem Tage sich wiederholenden Vorfall sehr verlegen; er legte ihm eine Wechselwirkung unter, von der er nur nicht wußte, wo er ihre lenkenden Kräfte suchen sollte.

Kamen sie von Madlena?

Er hatte diesen Gedanken gleich erfaßt. Oder hatte sie ein Anderer aus dem Dorfe ersonnen, um ihm einen Schimpf anzuthun? Er lebte ja sonst mit den Leuten in Frieden und Einigkeit; er drückte Niemanden, und wenn auch keine Freunde, so glaubte er wenigstens keinen Feind im Dorfe zu besitzen. Je mehr er darüber nachdachte, desto unerklärlicher waren ihm jene von den Knaben zugerufenen Worte; er sah darin nicht mehr biblische Unkenntniß, er legte ihnen die verworrensten Erklärungen unter, die aber nicht im Entferntesten dazu paßten!

Zuletzt wunderte er sich über sich selbst, warum er die Sache nicht los werden konnte.

Als Josseph so in Gedanken über die eigenthümliche Lage dastand, in die ihn drei Worte gestürzt hatten, wurde er durch einen rauhen Morgengruß, der über die Gasse herüberschallte, aufgeweckt. Dieser Gruß lautete nicht wie der gewöhnliche auf dem Lande: Gebe Gott einen guten Morgen; was Josseph vernahm, waren die Worte: Gott gebe dir Freiheit und Ruhe von allen Teufeln.

An dieser sonderbaren Sprechweise erkannte Josseph eine Person aus dem Dorfe, die ihm in diesem Augen=

blicke wie vom Himmel zugeschickt dünkte. Es war der Bauer Stepan Parzik*) aus dem Dorfe. — —

So sind die Menschen! In jedem andern Augenblicke hätte Josseph Anstand genommen, sich mit einem „Bauer", der nicht im besten Rufe stand, so vor dem ganzen Dorfe „herzustellen", jetzt überwog der Gedanke, bei ihm sich Rath erholen zu können, jedes Bedenken, er ging ihm sogar die Hälfte Weges entgegen und reichte ihm die Hand, die er sonst früher in einen stechenden Dornbusch lieber, als in die Rechte des Bauers Stepan Parzik gelegt hätte.

Parzik war im Dorfe als ein wilder, händelsüchtiger Mensch bekannt, wie wohl sich ihm eigentlich Böses nicht nachsagen ließ. Er war im Dorfe mehr gefürchtet als gehaßt, und eine dunkle Sage erzählte von dem beinahe sechzigjährigen Manne, er habe in seiner Jugend vierzehn Schulen studirt und hätte in dem bischöflichen Seminar in Königgrätz Geistlicher werden sollen. Wie es aber gekommen war, daß Parzik wieder Bauer geworden und in das weltliche Leben zurückgekehrt war, das wußte Niemand mit schlagenden Gründen anzugeben. Die ganze Erscheinung des vierschrötigen, breiten Mannes mit seinen weitspurigen Schritten, der rauhen Sprache, dem slavischen Typus in den stark heraustretenden Zügen seines Antlitzes erinnerte sehr wenig an den einstigen Beruf seiner

---

*) Lies: Parsik.

Jugend; er war ganz böhmischer Bauer geworden, nur schien er eine gewisse Unabhängigkeit in „geistlichen“ Sachen, als Erbtheil ehemaliger Studien, gerettet zu haben. Er lag Jahr aus Jahr ein mit dem Pfarrer im Streit; so oft der Zehent abzuliefern kam, konnte man gewiß sein, daß in des Bauern Hause der Geist des offenen Aufruhrs nur durch die Diener der Gewalt gebändigt werden konnte.

Im Dorfe kannte man diese wilde Natur nur unter dem Namen der „Dechant“! man hatte ihm, der sich der geistlichen Gewalt gegenüber als gleichbedeutende, immer rege Macht betrug, mit richtigem Verständniß die Stola über den Bauernkittel geworfen.

Seit dem März des Jahres 1848 war dieser Bauer noch wilder, noch unbändiger geworden. Man fand eines Tages eine brennende Schwefellunte auf der Schwelle der Pfarrei, und kein Mensch im Dorfe zweifelte, daß sie von dem „Dechant“ dorthin gelegt war.

Er war der Erste, der die Flinte ergriff und das Wild der Herrschaft in dem Walde niederschoß, der Erste nach jenen Tagen, der vor dem Oberamtmann mit bedecktem Haupte stehen blieb, der dem Geistlichen noch vor dem Robbotgesetz Zehent und Robbot verweigerte, der in einer Nacht die Sturmglocke läutete und die Bauern zusammenrief, um ihnen das „Neueste“ vom Wiener Reichstage vorzulesen. Es war die Robbotfreiung, die in jener Nacht Hunderte von Menschenherzen wie mit Peitschenhieben aufjagte, daß sie auf-

jauchzten und aufbrüllten, halb Fluch, halb Segen, Haß und Jubel, Gift und Freude vor sich ausgießend.

Man konnte nicht sagen, daß Stepan Parzik irgend einen Anhang im Dorfe hatte, er war eine jener Lebensgestalten, wie wir sie in der Gesellschaft allein und unbegriffen stehend finden, wie sie auch das Dorf erzeugt. Es war ihm Keiner wild und aufrührerisch genug, und darum zeigte er ihnen Verachtung, wo er nur konnte.

Zu dem Judenhause stand er in einem eigenthümlichen Verhältnisse; seine Tochter war nach dem Abfalle Madlena's als zehnjähriges Kind ins Haus gekommen und diente dort als Magd; sie war bei den Juden gleichsam erzogen worden. Mit zärtlicher Liebe hing das Mädchen an ihrem Dienstherrn, und war nie zu bewegen gewesen, in ihres Vaters Haus zurückzukehren. Seinerseits betrachtete Stepan dieses Mädchen als eine Abgefallene und nannte sie eine „Jüdin"; aber er hatte sich mehr als einmal geäußert, es sei ihm im Grunde das gleichgültig, und wenn sie gleich als Jüdin geboren worden, so wäre ihm das noch lieber, denn die Juden hätten's gut, müßten an ihre Pfaffen keinen Zehent zahlen, brauchten nicht zur Beichte zu gehen und hätten das ganze Geld der Erde.

Wer eine Natur, wie die Jossephs's, begreift, wird den Schluß leicht finden, warum ihm Stepan Parzik mit seiner Freigeisterei ein innerlicher Abscheu war, warum es ihn graute, wenn diese wilde, ungeschlachte

Natur, dieser „Rebell gegen Gott und Menschen“, wie er ihn nannte, in seine Stube trat. Zwischen ihm und dem Bauer lag ein unergründlich tiefer See, der sie meilenweit aus einander hielt und jedes innigere Herannahen verhinderte. — —

Wir treffen diese beiden Männer heute unter ganz anderen Umständen. Josseph mußte sonst seine Art Grauen überwältigen, so oft sich ihm dieser wilde Bauer nahte, heute trat er ihm gleichsam furchtlos entgegen, als hätte er ein Mittel zur Hand, diese unbändige Natur zu zähmen. Auf den Gruß Stepan's: Gott gebe dir Freiheit und Ruhe vor allen Teufeln! rief er lächelnd über die Gasse hinüber: Stepan! ich weiß nichts von deinen Teufeln.

Josseph wußte es aus alter Erfahrung, daß der Bauer einem Eingehen in seine „politischen“ Ansichten, wie er es nannte, nie aus dem Wege ging; sonst wäre dem Gruße Stepan's ein stilles Kopfnicken gefolgt, heute war es dem Juden darum zu thun, daß der „Dechant“ Stand hielt.

Josseph täuschte sich nicht. Stepan kam langsam und weit ausschreitend auf das Gewölbe zu. Im Näherkommen konnte Josseph sich nicht enthalten, das „merkwürdige“ Gesicht des Bauern zu bewundern; es lag ein trotzig starker Ernst darauf; zum ersten Male in seinem Leben wurde es ihm klar, daß auf dem Antlitze Stepan Parzik's ein Strahl höherer Intelligenz

leuchtete, als sonst auf den Gesichtern der anderen Dorfbewohner zu sehen war.

Du weißt nicht, wer meine Teufel sind? begann der „Dechant", der auf der Schwelle des Gewölbes stehen geblieben war. Lebst schon so lange im Dorfe und weißt nicht, wer meine Teufel sind?

Man vergißt viel auf der Welt, entgegnete Jossepħ mit schlauem Lächeln.

Die Geistlichen sind's, rief der Bauer mit so gewaltiger Stimme, daß Jossepħ meinte, der Pfarrer müßte diese Worte auf seiner Kanzel gehört haben; die Pfaffen sind von jeher die Teufel der Welt gewesen. Wie ich neunzehn Jahre alt war, hätt' ich auch ein solcher, wie soll ich sagen? meinetwegen: Geistlicher werden sollen, aber ich hab' mir die Sache überlegt.

Hör an, Parzik, sagte Jossepħ, du meinst, du kannst mir ein Kalb für einen Ochsen verkaufen? Du wirst dir doch nicht einreden, daß du, wie Einer von deinen Heiligen, gerade aus, mit ausgespannten Flügeln in den Himmel hineinfliegen kannst? Das laß dir ja nicht einfallen.

Stepan schien diesen Witz mit Wohlgefallen aufzunehmen; er schmeichelte seiner Kraft und Selbstständigkeit.

Nein, Bruder, sagte er, ein Engel bin ich nicht, Flügel hab' ich auch nicht, um damit in den Himmel zu fliegen, aber zwei Hände hab' ich, und mit diesen werde ich mich herumschlagen, so lang ich lebe. Könnte

so eine Hand zwei von ihnen auf einen Schlag niederwerfen, ich möcht' meine eigene Hand in der Kirche aufhängen und wie vor einem Heiligenbild davor knieen.

Geistliche muß es geben, entgegnete Jossephh ernst, es kann sich nicht der Erste Beste auf die Kanzel hinaufstellen und den Leuten erklären, wie sie's machen sollen. Es kann auch nicht Jeder Lateinisch und Griechisch lernen, dazu müssen sich besondere Leut' finden. Geht's bei uns anders zu? Auf zehntausend Menschen kommt oft Einer, der in unserer heiligen Schrift sich auskennt.

Red mir nichts von deiner heiligen Schrift, schrie Parzik zornig, ich meine sonst, du bist gar kein Jud, und bist bei unseren Pfaffen in die Beichte gegangen. So reden nämlich die Geistlichen immer, wenn sie beweisen wollen, daß das Volk dumm ist. Als wenn die heiligen Schriften da wären, damit die Geistlichen davon leben, das beste Bier trinken und alle Tage Hasenbraten auf dem Tisch haben. Unser Herr und Heiland sitzt etwa darum zur Rechten Gott Vaters und die heilige Taube schwebt über ihm, damit der Geistliche in Gold und Silber geht, daß seine Haushälterin wie eine Königin das Mark der Bauern in die Küche hinausträgt? Es braucht keine Pfaffen zu geben, und du möchtest ganz anders reden, wenn dir eure Teufel Ruh' gelassen hätten.

Meine Teufel? Ich weiß von keinen Teufeln, sagte Jossephh unruhig, denn das Gespräch mit dem

wilden Bauer überkam ihn mit dem gewohnten Grauen. —

Du weißt nicht, wer deine Teufel sind? rief Parzik mit lautem Gelächter.

Nein.

So will ich dir's sagen. Die Herren Rabbiner mit den langen Bärten, das sind *deine* Teufel, und von dem, was ich jetzt gesagt, zwacken mir zehntausend Pfaffen nicht einen Bissen ab.

JossepH versuchte zu diesen Worten zu lächeln. Wie jedem gläubigen Gemüthe war ihm wohl die Kraft nach innen, aber keine nach außen gegeben, um sich im Kampfe gegen Spott und Unglauben aufrecht zu erhalten.

Wie kommen unsere Rabbiner zu euren Geistlichen? fragte er und lächelte dabei, so siegesbewußt!

Alles Eins, Alles Eins! schrie der Bauer heftig. Wenn du mir *einen* Pfaffen zeigst in der ganzen Welt, du kannst auf und ab wandern, bis du einen finden wirst, wenn du mir einen Pfaffen zeigst, der nicht eben so gut Rabbiner bei den Juden sein könnte, so lass' ich mich auch von der Brücke hinunterwerfen in die Moldau, und die Menschen machen mich vielleicht dann auch zum Heiligen. Jetzt halten sie mich ohnedies für einen Teufel. Wer weiß, wie man's anfangen muß, damit die Menschen einen nach dem Tode für einen Engel und Heiligen halten. Der dort

auf der Brücke hat auch in einer Kutte gesteckt, und hat's auch verstanden!

Mit jedem Worte, das bleiern und schwer wie ein Knüttel aus dem Munde des Bauern drang, stieg Jossеph's inneres Grauen vor ihm. Er stand hier einem Menschen gegenüber, den er in seinem eigenen Fleische wühlen sah, und er vermochte es doch nicht, ihm das scharfe Messer zu entreißen. Er sagte bloß:

Wenn man gut und rechtschaffen ist, hat einen Gott im Himmel und die Menschen auf der Erde gern.

Parzik schlug ein lautes Gelächter auf.

Laß das gut sein, Bruder, sagte er vertraulich, und legte dabei die starke Hand auf die Schulter Jossеph's, laß das gut sein, Bruder; wenn die Pfaffen nicht wollen, wird doch kein Mensch heilig gesprochen, und wenn er sich noch so gut mit Gott und seinen Engeln stellt. *Sie* leiden's nicht.

Als läge eine giftige Raupe auf ihm, schüttelte Jossеph die Hand des Bauern von sich herunter und trat von ihm weg. Es sollte ein Raum zwischen ihm und dem Bauer sein, der, so klein und eng er war, in diesem Augenblicke mehr als eine Welt betrug.

Bist noch immer der Alte, meinte er, indem er Parzik ruhig ansah.

Und werd' es auch bleiben bis an mein selig Ende, entgegnete der Bauer lachend, wenn überhaupt der Pfaff mir ein selig Ende gönnen wird. Will er einmal das Sterbeglöckchen nicht läuten lassen, so weiß

ich, wie man's machen soll. Man fragt nicht lange, und macht sich auch ohne diese Dummheiten auf den langen Weg. Es ist doch so Alles Eins.

Josseph sprach kein Wort; es that ihm in innerster Seele weh, die gewaltsame Natur des „Dechanten“ über seine Schwelle geladen zu haben; es war ihm in diesem Momente, als ginge der Hauch einer zerstörenden und zerfressenden Kraft an seinem Leben vorüber, als hörte er über und unter sich Messer schleifen, die die unsichtbarsten Punkte seines Daseins mit scharfer Schneide trafen. Innerlich fühlte er sich von einer großen Last befreit, als Parzik Anstalten zum Fortgehen machte.

Erst als der Bauer sich entfernt hatte und seine breitspurigen Schritte über die Schwelle hinausgetragen, fiel es Jossephh ein, daß er über dem Gespräch mit ihm den eigentlichen Zweck, warum er den „Dechant“ gerufen, ganz vergessen hatte.

Fast unbewußt, ob er dem Bauer wirklich nachgerufen habe, entrang sich ihm ein Laut, den die Angst und sein Seelenleiden erzeugt haben mochten. Als Parzik sich wieder umwandte und langsam auf das Haus zuging, war es Jossephh, als müßte er vor Scham vergehen; er fühlte sich gedemüthigt, daß er bei einem Bauer sich Raths erholen mußte.

Mit einer hastigen Geberde riß er die angelehnte Gewölbthür auf und fragte bebend, als gälte es die

Lösung eines Lebensräthsels: Lies das da und sag mir dann, wie ich's verstehen soll?

Parzik las, dann spie er giftig aus, pfiff gellend, daß es schauervoll durch Jossephʼs Seele drang.

Da hast du's, sagte er, da hast du's. Kein Kaiser kann schneller bedient werden, wie du, und bist doch ein Jude. Kaum hast du gefragt, und jetzt antwortet man dir schon.

Josseph sah ihn verblüfft an.

Parzik schien mit seinen Augen die Thür, darauf die verhängnißvollen Worte standen, gleichsam durchbohren zu wollen; ein unheimliches Feuer ergoß sich daraus über sein ganzes Wesen, und wie er so dastand neben dem zagenden, ungewissen Dorfjuden, kam er diesem größer, fast über sich selbst hinausgehoben vor.

Fangt ihr wieder an? redete der Bauer, der Minuten lang seine Blicke von den Schriftzügen nicht abwandte, als hätte er eine Figur aus Fleisch und Blut vor sich, gegen die er die Faust ballen konnte. Fangt ihr schon wieder an? Kein Wunder wär's; sie machen ihnen den guten Hafer so wohlfeil, daß die Pferde nicht mehr wissen, sollen sie sich an den Wagen spannen lassen oder ins freie Feld hinauslaufen? Aber wart' nur, du übermüthiger Gaul! Kommt wieder einmal so ein Herr, wie der vor siebenzig Jahren, über dich, so sperrt er dich wieder in den Stall. Ich sag's ja immer, sie lassen den Hafer zu hoch wachsen und geben ihnen nicht Stroh genug zu essen.

Ich versteh' nicht ein Wort von dem, was du da sprichst, sagte Josseph, den das unheimliche Treiben des Bauern immer mehr entsetzte.

Parzik erwachte aus seiner wilden Verzückung. Willst du wissen, Jude, sprach er ohne Bitterkeit, fast als ob die Richtigkeit seines Ausspruches über allem Zweifel erhaben stünde, willst du wissen, wer das auf die Gewölbthür hat schreiben lassen?

Josseph nickte ein ängstliches Ja.

Der da drüben, sagte der Bauer, indem er ruhig mit dem Zeigefinger auf die Pfarrei hinwies.

Der Pfarrer? lallte Josseph, zum Tod erblassend.

Parzik hatte sich nach diesem Aufschluß eiligst entfernt; noch lange nachher starrten die Augen Jossepħ's nach den Fenstern der Pfarrwohnung hin.

Also dort lebte der Feind?

---

5. Die Sendung.

Seltsame Erscheinung! Daß man sich vor dem Zorne der beleidigten Kirche mehr fürchtet, als vor dem drohend aufgehobenen Finger der Staatsgewalt! Ein dunkles Gefühl, dem Jossepħ nur keinen Ausdruck zu geben wußte, sagte ihm, daß der Rächer eines gekränkten Gottes unsichtbar, aber desto sicherer treffend

das Geschoß der Vergeltung auf ihn gerichtet habe. Der Pfarrer mußte sich an ihm rächen, meinte er, seine Religion habe ihn ja dazu bestellt, daß er die Feindseligkeiten vergelte, die Andersglaubende gegen sie ersinnen!

O heiliger Traum der Menschheit! Gedanke, der du leuchtend aus den sterbenden Augen der größten Männer drangst! Die Einen glauben dich bereits verwirklicht, wenn sie dich den allein selig machenden Gedanken nennen, der in dem Manne zu Rom seinen körperlichen Ausdruck bereits gefunden; die Anderen knüpfen die weichsten Fäden ihres Denkens an die Erscheinung eines Messias, der, um sie innerlich und äußerlich zu befreien, kommen soll, wenn es Zeit ist, daß die Menschen in einen Kreis treten, und auf Millionen Zungen nur eine Sprache lebe!

Heiliger Traum der Menschenverständigung! Ist dieses Auseinanderdrängen der Gesellschaft nach den verschiedensten Richtungen, dieses planlose Aufgeben früher betretener Wege, dieses Schwanken und Beugen, als hätte der Weltgeist seine Lust daran, das Schiff der Menschheit auf sturmbewegter See fast umkommen zu lassen, ist das Alles nur der verhüllte Ausdruck deiner unsichtbar nahenden Verwirklichung?

Wenn sich Vater und Sohn, Bruder und Bruder gegenüber stehen, auf Jedes Lippen ein anderer Wahlspruch, jeden Augenblick bereit, um des Gottes und des Wahlspruchs willen sich den Dolch in die Brust zu

stoßen: schwebt über diesen wilden Gewässern immer höher schwellender Fluten der Geist des Friedens und der Erlösung?

Aus Millionen wählt euch diesen einzigen Dorfjuden heraus und stellet ihn von Angesicht zu Angesicht dem ewigen Traume von Menschenverständigung gegenüber. Er hat ein schweres Unrecht an seinem eigenen Blute begangen — welche finstere Mächte weben ihre geheimnißvollen Ringe um sein Haupt, daß er zum Erkennen seiner Schuld nicht gelangt?

Er fürchtet die beleidigte Kirche mehr, als die Thränen seiner Mutter, als den Zorn seines eigenen Gewissens. — O unbegreifliches Walten der Menschennatur!

Jossieph war der lebendigsten Ueberzeugung, kein Anderer als Madlena selbst könne ihn beim Pfarrer verklagt haben; wer könne und würde sich ihrer angenommen haben, als der Pfarrer selbst, der ihr seinen Schutz geben mußte!

Wie wenige Menschen hätten in einer ähnlichen Lage anders gedacht! —

Es traf sich an diesem Tage gut, daß Jossieph den Sterbetag seines Vaters mit Fasten beging, er brauchte darum keinem Menschen unter die Augen zu treten, am allerwenigsten seiner Mutter; er konnte so ungestört sich dem peinlichen Gedankenleben hingeben, das sich an diesem Tage über sein ganzes Leben wie ein dichter Nebel gelagert hatte.

Treten wir wieder zur Großmutter ein.

Die alte Marjim hatte unterdeß eine nicht minder qualvolle Stunde verlebt, als ihr Sohn; sie wartete noch immer auf den heimkehrenden Enkel, und da er so lange ausblieb, meinte sie, ob ihm die Kinder oder der Mann Madlena's nicht ein Leid angethan? Dann zweifelte sie wieder, ob Madlena das Geschenk nicht mit Widerwillen zurückgewiesen, und berechnete dann, was sie dazu gesagt haben werde.

Dieser ungewisse Zustand wirkte auf die alte Frau so lähmend ein, daß sie sich aus dem Bette nicht zu erheben vermochte; es war ihr immer, als hielte sie ein starker Arm mit kräftiger Faust zurück und ließe sie nicht eher los, bis Fischele zurückgekommen und ihr Kunde von seiner Sendung gethan hätte.

Endlich kam der Knabe. Mit der nämlichen Vorsicht, die er beim Weggehen gebraucht, schlich er jetzt wieder in die Stube. Sein Eintritt benahm der alten Frau fast die Sprache; sie erhob sich zwar mit einer Kraft, die man ihrer Schwäche nicht zugetraut hätte, von ihrem Kissen, aber sprechen konnte sie nicht. Sie winkte ihn zu sich ans Bett. Fischele hatte seine Stimme zum tiefsten Lispeln herabgedrückt.

Babe, sagte er, indem er sich zu ihrem Ohre neigte, sie hat's nicht über mich gemacht — —

Red hecher (lauter), begann mit einem Male die alte Marjim, auf deren Antlitze der Kampf mit der wieder gewonnenen Sprache eine dunkle Röthe hervor-

gebracht hatte. Red hecher und thu mir nichts verschweigen. Meinst du denn, ich fürcht' mich vor deinem Vater?

Fischele blickte die Großmutter verwundert an; wie war sie während einer Stunde so ganz anders worden! Was mußte in der Seele dieses alten Weibes vorgegangen sein, daß es jetzt kühn und herausfordernd sich einer Gefahr entgegenstellte, die es vor kurzer Zeit, wie ein Kind die strafenden Augen seines Lehrers, gefürchtet hatte?

Fischele besaß Verständniß genug, daß er trotz der veränderten Stimmung seiner Großmutter keinen Augenblick daran vergaß, daß der Vater nur durch eine dünne Wand von ihnen getrennt sei.

Er wiederholte darum eben so leise seine ersten Worte: Babe, sie hat's nicht über mich gemacht —

Was hat sie nicht gemacht? fragte die alte Frau.

Weißt du denn nicht, daß ich mich hab' gefürcht'? — das was die Bauern machen, mein' ich, wenn Abends die Glocke läutet, oder wenn sie an der Kirche vorübergehen?

Das Kreuz, willst du sagen.

Babe, rief der Knabe erschrocken.

Narrele, sagte diese lächelnd, wie ich klein war, wie du, da bin ich auch so erschrocken, wie du, und hab' gezittert am ganzen Leib, wenn man das Wort hat vor mir ausgesprochen. Ich weiß noch jetzt nicht, ob ich recht handle, wenn ich's in meinen Mund thu'

nehmen, aber ich ermahn' mich immer, was mein Urdede gesagt hat, wenn so etwas ist vorgefallen: Narrele, hat er gesagt, nicht sollst du wissen, was man Alles thun darf. Und mein Urdede war doch ein gewaltig großer und gelehrter Mann! Und willst du noch etwas wissen, Fischele Leben? Es ist mir schon manchmal eingefallen, daß es gar keine Sünd' sein muß, wenn man keinen Haß hat gegen das, was tausend Menschen vor unseren Augen thun. Ich hab' mir schon oft gedacht: Millionen und Millionen von Menschen gehen, Gott weiß schon, wie viel Jahr auf der Welt herum, der Eine macht so, der Andere so, und meint, er hat's damit gut gemacht, und Gott sieht das Tausende und Tausende von Jahren schon zu und läßt alle die Menschen wachsen und gedeihen. Hab' ich's denn geschrieben und mit rothem Triefwachs versiegelt und einen Stempel darauf, daß ich Gott damit einen Gefallen mache, wenn ich mich jachte (ärgere) über das, was Millionen und Milliassen von Menschen eine Freud' macht? Vielleicht hab' ich nicht Recht, und weil ich das nicht weiß, soll ich aus mir machen eine Maschin', die man hinschiebt und herschiebt und in der keine Seele ist?

Red nicht so hoch, Babe, mahnte jetzt selbst der Knabe, an dem die Rede der Großmutter wie ein unsichtbarer Strom mit geheimnißvollem Rauschen vorüberging.

Der ganzen Welt könnt' ich's jetzt sagen, wie mir ums Herz herum ist, sagte die alte Frau mit starker

Stimme, vor wem sollt' sich denn Marjim auch fürchten? Meinst du, und wenn heut' der Malléch Hamoves (Todesengel) kommt und sagt mir: Marjim, du mußt mit, es ist Zeit, meinst du, ich werd' nur mit den Augenwimpern zucken? Ich hab' lang genug gelebt — und ausgestanden hab' ich, daß Gott ein ganz Buch damit voll haben muß.

Durch die eigenthümlichen Reden der Großmutter, die er noch nie mit solcher Klarheit und Ordnung sich hatte ausdrücken hören, war Fischele ganz verwirrt worden; er war es früher gewohnt, den Gedankengang der alten Frau wie die Zeiger einer Uhr zu richten, jetzt war er selbst ein willenloses Werkzeug; das Kind fühlte es, wie eine höhere Intelligenz ihm hier gegenüberstand, und beugte sich schüchtern davor.

Aber, Babe, willst du denn nicht, daß ich thu' erzählen, was ich ausgericht' hab'? wagte er endlich vorzubringen.

Schmah Jisroel, schrie Marjim auf und griff mit ihrer Hand nach der des Enkels und schaute ihm mit allen Anzeichen tiefster Seelenangst in das Antlitz, ist dir, Gott sei davor, nichts geschehen? Hat man den Hund nicht auf dich gehetzt? Hat er dich gebissen und wo? Und die Hack' hat sie nicht aufgehoben gegen dich, und hat dich damit erschlagen wollen? Mein Kind, mein Kind Leben, wo hab' ich dich hingeschickt, und wie kommst du nur lebendig noch daheim? — —

Es lag eine so aufschreiende Angst in diesen Worten, daß das Kind, von innerem Grauen gepackt, zu zittern anfing.

Babe, sagte er weinerlich, du siehst ja, ich steh' lebendig vor dir da.

Ich seh's, ja ich seh's, lallte die alte Frau, erschöpft von dem letzten Sturme ihrer wildbewegten Einbildungskraft. Schwach sank ihr Haupt auf das Kissen zurück. Ihre Lippen zitterten leise, nur ein Engel hätte es gehört, wie die unausgesprochenen Worte: Gott sei Lob und Dank! darüber hinwegglitten.

Der Knabe begann nach Kindesart zu erzählen, ergriff erst das Fernliegende, kam dann auf das Nahe zurück, verband oft willkürlich Beides mit einander und gab bei dem Allen doch ein Gesammtbild seiner Sendung. Doch begriff ihn die Großmutter.

Er erzählte, wie er unter dem Geleite des ersten Psalmes, den er alleweil vor sich hergesagt, glücklich aus dem Hause und über die Straße zur Wohnung der „Muhm' Dinah" gelangt war. Vor dem Hofthor lag der große schwarze Hund und fletschte ihn mit den weißen Zähnen an; dem Unthier war er mit dem ersten Verse des Psalmes vorbeigehuscht und stand nun, er wußte nicht wie, in der großen Stube. Wie es ihm da vorkam! Wie ihm die Haare, sagte er, auf dem Kopfe brannten! Merkwürdig war es nach seinen eigenen Worten, daß er mit dem Betreten des Hauses seiner Muhme die Bannungsformel des ersten

Psalmes rein vergessen hatte. Auch nicht das leiseste Wörtlein wollte ihm einfallen.

Was sagst du dazu, Babe? fragte er die regungslos Daliegende.

Merkwürdig, sprach sie vor sich hin.

In der Stube fand er außer zwei Kindern weder die Muhme noch ihren Mann; und das war ihm ganz recht, denn er hätte sich sonst zu sehr gefürchtet. Schnell wollte er sich wieder entfernen und das Päckchen mit Zucker und Kaffeh auf die Ofenkachel legen, damit die Augen der Muhme, wenn sie heimkehrte, sogleich darauf fielen, als ihn ein sonderbarer Umstand von diesem Vorhaben abgehalten. Das Kind in der Wiege erwachte und schrie; sein Weinen drang durch alle Räume des Hauses, so daß er immer meinte, die Muhme müßte es in der Kirche gehört haben und werde nun auch augenblicklich da sein, um das nach ihr begehrende Kind zu stillen.

Allein läßt sie das Kind? fragte sich die alte Marjim fast unvernehmbar, und ein Zug von Bitterkeit legte sich um ihre dünnen Lippen; er verschwand jedoch wieder, als Fischele weiter erzählte, wie sich noch ein älteres Mädchen da befunden, das zum Schutze des Kindes zurückgelassen worden.

Umsonst hätte dieses aber versucht, das weinende Brüderchen in Schlaf zu bringen, hätte Schmeicheleien, süß wie Zucker und Honig, gebraucht, das Kind sei aber nicht zu beruhigen gewesen, vielleicht darum,

meinte der Knabe, weil „wer Fremder“ in der Stube sich befunden; denn er habe immer gehört, daß das die Kinder sehr gut wissen.

Ein Fremder! that Marjim einen Ausruf, aber so leise, daß der schmerzliche Ausdruck dem Knaben entging.

Zuletzt, berichtete er weiter, sei ihm das Weinen des Kindes schon zu schwer aufs Herz gefallen; das ältere Mädchen habe für sich schon keinen Rath gewußt und wollte schon in die Kirche laufen, um die Mutter zu rufen. Da sei er selbst zur Wiege gegangen und habe das Kind gewiegt, das allmählich stiller und stiller geworden sei. So seien sie Beide, er und das Mädchen, sich gegenüber gesessen und hätten das Kind gewiegt und gewiegt, aber auch nicht ein „Bröseles“ mit einander gesprochen. — —

Um das Kind nicht zu wecken? fragte die alte Frau.

Um das Kind nicht aufzuwecken! wiederholte schnell der Knabe, dessen Antlitz bei diesen Worten eine unerklärliche Röthe überflog.

Weiter! verlangte Marjim.

Weiteres wußte Fischele eigentlich nur stockend anzugeben. Sie hätten das Kind so fortgewiegt; da plötzlich, er wisse noch jetzt nicht, wie das gekommen, sei die Muhm' vor ihm gestanden. Wie er da erschrocken sei! Er habe auf und davon wollen, habe durchbrechen wollen, wie durch ein Haus, das von

allen Seiten bereits brennt, aber es sei ihm nicht gelungen. Den ersten Psalm habe er sagen wollen, aber auch nicht das kleinste Wörtchen sei ihm eingefallen. Gewesen sei es ihm in diesem Augenblicke, als hätte er in seinem Leben kein jüdisch Wort gelernt gehabt, als wisse er gar nicht, wo Gott wohnt! Ob das vom Schrecken herrühre, oder was es sonst gewesen wäre? Merkwürdig sei ihm bei dem Allen die Aehnlichkeit aufgefallen, die die Muhm' mit seinem Vater habe; wer sie nur ein Mal angesehen, der könne gar nicht zweifeln, daß sie seine Schwester sei!

Und gesagt was hat sie? Das möcht' ich wissen! rief die alte Frau fast heftig.

Sie habe ihn bei der Hand gefaßt und fest gehalten. Mit Augen habe sie ihn angesehen, die voller Thränen standen. Fischele, hätte sie zu ihm auf Böhmisch gesagt, warum willst du schon fort?

Auf Böhmisch! nicht auf Jüdisch? schaltete die Großmutter ein. Gewiß wegen der Kinder! setzte sie sogleich hinzu. Zum ersten Male in seinem Leben, fuhr der Knabe fort, ohne die Einwendung der alten Marjim zu beachten, habe er die Stimme seiner Muhme gehört, habe er mit ihr gesprochen; er wisse zwar nicht mehr, was sie alles gesagt, aber es sei ihm vorgekommen, als ob er schon öfters mit ihr sich unterhalten, es sei ihm Alles so bekannt und gar nicht fremd gewesen. Hundert Jahre, wenn sie schon im Hause gewesen, wären ihm nicht so vergangen, als

dieser einzige Augenblick, wo er mit ihr zum ersten Male in seinem ganzen Leben gesprochen.

Und?

Was?

Hast du ihr's gegeben?

Er habe darauf ganz vergessen gehabt, so viel hätte ihn die Muhm' Dinah ausgefragt: was die Babe mache? ob sie ihre gute Abwartung habe? ob sie in der Nacht gut schlafe und nicht vom Husten geplagt werde? ob er, Fischele nämlich, ihr in Allem folge, kein Leidwesen ihr anthue, sie nicht jachte (ärgere)? Alle diese Fragen hätte er ihr umständlich beantworten müssen, ein Wort hätte das andere gegeben, und ehe eine Viertelstunde vergangen, wären sie so bekannt mit einander gewesen, als hätten sie ihr Lebtag es nicht anders gekonnt; alle Furcht wäre von ihm gewichen, und jetzt hätte er, selbst wenn der erste Psalm ihm wieder eingefallen, ihn nicht mehr gesprochen, selbst nicht vor dem hölzernen, rauchangeschwärzten Johann von Nepomuk, der in einem Winkel der Stube hinge, und vor dem er sich anfangs so gefürchtet habe — —

Alles erzählst du, unterbrach ihn hier die Großmutter, nur nicht —

Was er ihr weiter erzählen solle? entgegnete hierauf Fischele mit einem Anfluge von Aergerlichkeit, ob die Babe nicht genug habe an dem bereits Berichteten? ob er ihr erzählen solle, wie die Muhm' Dinah ge-

gangen und gestanden sei? was sie für ein Kleid angehabt?

Unverständiger Knabe! Du hattest das Unglück gehabt, deine Mutter in den ersten Tagen deiner Kindheit zu verlieren; du kanntest sie nicht, sonst hättest du nicht so harte Reden gebraucht!

Thränen drängten sich zu den Augen der alten Frau hervor, sie fielen wie zischende Tropfen auf das sonst fühlende Herz des Knaben. Er ahnte fast, welch schweres Unrecht er begangen.

Babe, rief er flehend, ich hab' dir ja Alles erzählen wollen.

Weiter! gebot sie mit plötzlich ruhigem Tone.

Er habe sich also besonnen, daß er das Geschenk der Großmutter an die Muhm' Dinah abzugeben habe. Schüchtern habe er es aus der Tasche gezogen und ihr überreicht, und dabei gesagt: das schicke ihr ihre Mutter. Meine Mutter, habe sie ausgerufen, *meine* Mutter schickt mir das? Foppst du mich nicht, Fischele? Er habe bei seinem Leben geschworen, daß dem so sei, und daß ihm die Babe wirklich diesen Auftrag gegeben. Da habe sie aufgeschrieen aus der Tiefe ihrer Seele, daß es ihm durch Mark und Bein gedrungen; drei Worte hätte sie ausgerufen — — — aber er wage sie nicht zu wiederholen.

Narrele, lächelte die Großmutter, was kann sie gesagt haben?

Babe, rief der Knabe entsetzt, ich kann und darf dir's nicht sagen, und wenn du mich todt schlägst —

Die alte Marjim bestand nicht mehr auf der Antwort; ihr klarer, zum vollsten Bewußtsein gereifter Verstand wußte sich dieses Entsetzen, das in religiösen Motiven wurzelte, zu deuten.

Und?

Dann ist sie zum hölzernen Johann von Nepomuk, der in einem Winkel der Stube aufgehängt ist, hingegangen und hat vor dem die Hände aufgehoben. Hörst du, Babe?

Nun?

Und hat zu ihm gebetet.

Gebetet! murmelte Marjim nach.

Das habe ich für meine Mutter gethan, hat sie dann zu mir gesagt, wie sie fertig war; richt' ihr aus, daß ich gebetet habe für meine Mutter, für dich und für deinen Vater. Und ihre Augen sind dabei von Thränen überflossen, und sie hat so heftig geschluchzt, wie ich's noch von keinem Menschen gehört. — — —

Hörten die Beiden um diesen Augenblick die Flügelschläge eines Engels, der unsichtbar, licht goldig durch die enge Stube rauschte? Sahen sie den leuchtenden Glanz seiner Fittige, den milden Ernst seiner auf sie schauenden Augen, daß sie Beide so stille wurden, sich so beseligt ansahen? Verständigung in dem Auge des Einen, Verklärung in dem Antlitze der Andern.

Draußen im Gewölbe saß um diese Stunde Einer,

in finstere Gedanken vertieft, der nicht ahnte, daß nach zehn Jahren langen Entbehrens Mutter und Tochter sich wiedererkannt hatten.

---

6. Der Sturm ist ausgesäet.

Der Abend dieses merkwürdigen Tages war gekommen; drei Sterne blitzten am tiefblauen Grunde des Himmels auf, aber sie waren für Josseph nur die gesetzlichen Zeichen, daß sein Fasten zu Ende, daß er den Leib mit Speise und Trank wieder laben dürfe — nicht freundliche Tröster in der Noth, nicht goldene Augen, die ihm weit und tief in die Seele schauten!

Auf Jossephʼs Stimmung war der Fasttag gerade von entgegengesetzter Wirkung gewesen; er machte ihn sonst milde und weich, ein Berg war überstiegen, und der Mensch freuet sich immer des gelungenen Werkes, das mit Entbehrung verbunden war! Diesmal war er bitter, fast gereizt worden; er hatte um seinen Vater gefastet, der vier Wochen nach Madlenaʼs Abfall vor lauter Gram in die Grube gefahren war, und diese Erinnerung, gesellt zu dem Erlebnisse des Tages, trieb allen Haß und Groll wie glimmende Funken, in die der Wind bläsʼt, auf einen finstern Winkel seiner Seele zusammen, in dem es nun schrecklich brannte.

Er hatte diesen Vater nie geliebt, in Streit und Hader mit ihm gelebt, so lange sie mit einander auf Erden verkehrten; dennoch hielt Josseph den Todestag seines Vaters hoch und heilig, fast wie den Jom Kippur; er beging ihn mit Fasten und Kasteien und hatte ihn nie versäumt. Um Madlena's willen war er ja gestorben.

Welches Herzeleid, und sei es noch so innig und brennend, sitzt tief genug, daß es den Einflüssen leiblichen Begehrens auf die Länge sich entziehen könnte? Als die drei gesetzlichen Sterne am Himmel erschienen, war Jossepҳ hungriger als je und begehrte zu essen. — —

Wir haben bereits erzählt, daß die Tochter des Bauern Stepan Parzik im Hause als Magd diente. Das Mädchen war in seinem zehnten Jahre zu der Judenfamilie gekommen und konnte fast als ein Glied des Hauses betrachtet werden. Sie hatte Fischele auf den Armen getragen, ihn fast erzogen, da seine Mutter kurz nach seiner Geburt gestorben war, und mit rührender Zärtlichkeit hing die Bauernmagd an Allem, was zu Jossepҳ's Hause gehörte. Im Laufe der Jahre, als sie mit den Sitten und Gewohnheiten der Familie ganz vertraut worden, hatte sich das dienende Verhältniß der Tochter des „Dechanten“ zu einem wahrhaft beneidenswerthen gestaltet. Es ist dies das Eigenthümliche in solchen Häusern, daß man den Dienstleuten, die ein Kind des Hauses haben zur Welt kommen gesehen, gleichsam aus Dankbarkeit eine bevor-

zugtere Stelle in der Familie anweis't. Sie hatten das meiste Ungemach zu ertragen, hatten bei Tag nicht Ruhe, bei Nacht nicht Schlaf, sollen sie nun später, wenn das Kind ihrer Aufsicht sich entzogen hat, dafür nicht entschädigt werden? Mit reichlichen Zinsen wurde dies der Bauernmagd von Josseph's Familie wieder zurückgegeben; namentlich war sie der Großmutter lieb und werth; sie hielt nach ihren eigenen Worten große Stücke auf das Bauernmädchen. Parzik's Tochter waltete auch in diesem Hause, als wäre sie daraus hervorgegangen. Man vertraute ihrer Einsicht und Anstelligkeit Alles, was sich nur immer anvertrauen ließ, denn man war fest überzeugt, daß Anezka, so hieß die Tochter Stepan's, nur unbewußt, aber nie mit bösem Willen ihrem Dienstherrn eine Kränkung verursachen würde.

Die alte Marjim, wenn man ihr Vorwürfe machte, daß sie einer Christin so unbedingt das ganze Haus überantwortet hatte, schüttelte stets den Kopf und meinte: bei der hat sich Gott vergriffen, er hat wollen aus ihr eine Jüdin machen, und nur zufällig ist sie als Parzik's Tochter zur Welt gekommen. Die hat ein Herz und einen Kopf, sie könnt' des Nikolsburger Landrabbiners Tochter sein. Auf mein' Anezka lass' ich nichts kommen. —

Seit einiger Zeit jedoch, es war nicht lange her, etwa seitdem der neue Pfarrer ins Dorf gekommen, schien mit der Bauernmagd eine gewaltige Veränderung

vorgegangen zu sein. Sie verrichtete ihre Hausgeschäfte in einer Art träumerischer Zerstreutheit; sie pflegte die Großmutter nicht mehr so aufmerksam; oft fand man sie mit verweinten Augen. Fragte man sie, woran es ihr gebreche, so gab sie gewöhnlich störrische Antworten, die mehr verletzten als aufklärten. Im Hause hatte man die Wandlung, die im Leben der Magd vorgegangen, bald herausgefühlt, denn die Familie ist ein lebendiger Organismus, der jede Störung in seinem gewohnten Dasein mit tausend zuckenden Nerven empfindet. Jossephь war der Meinung, sie müsse einen Liebhaber haben, denn sie sei bereits in die Jahre gekommen; die alte Marjim aber protestirte gegen diese Ansicht, was sie nur konnte. Wenn man einen Liebhaber hat, lautete einer ihrer Beweisgründe, so sehe man ganz anders aus. Weinen thue man sehr oft, aber lachen noch viel öfter; man sei eben ein ganz anderer Mensch in jener Zeit. Auch wüßte sie keinen Bauernjungen im ganzen Dorfe, mit dem Anezka sich in eine Liebschaft einlassen könnte. Geld habe sie so keines, und bloß, damit sie Einen habe, der sie Sonntags in das Wirthshaus führe, dazu habe sie einen zu „jüdischen" Kopf. Nichts desto weniger blieb Jossephь der einmal vorgefaßten Meinung getreu, daß mit Anezka etwas vorgegangen sein müsse, denn sie sei wie „ausgewechselt". —

Diese Auswechselung äußerte sich vorzüglich darin, daß die Magd seit einiger Zeit öfter aus dem Hause

blieb, um dann gewöhnlich störrisch, unlustig zurückzukehren. Fast kam kein fröhliches Lied mehr aus ihrem Munde, statt des:

Hora, hora, vysoka sji
Ma panenko, vzdalena syi

sang sie jetzt düstere katholische Lieder, wie sie die Wallfahrer auf den Processionen zu singen pflegen, und erregte dadurch Jossepth's argwöhnischer Seele manches Aergerniß. Die alte Marjim machte zu diesem Umstande die richtige Bemerkung, daß sie erst jetzt überzeugt sei, wie Anezka gar keinen Liebhaber sich könne angeschafft haben. Möcht' sie denn, sagte sie, so traurige Lieder singen, wenn sie herzfreud wär'? Ich lass' mir ender mein klein Fingerl wegschneiden, ehe ich das thu' glauben. Es muß etwas Anderes mit ihr vorgegangen sein. —

An diesem Tage war Anezka unwirscher als sonst früher. Sie war am Nachmittage fortgegangen, um, wie sie zu Fischele sagte, doch auch einmal zu wissen, wie es bei anderen Leuten, als bei den Juden, aussehe. Das hatte sie zu dem Knaben zwar mit lachendem Munde gesagt, nichts desto weniger schnitt ihm eine solche Rede tief durchs Herz. Die Großmutter meinte, die Magd habe vor ihrem Weggehen das Essen für den heute fastenden Jossepth vorbereitet; als aber der Abend kam und Jossepth nach seinem Mittagmahle begehrte, da fand sich, daß die Magd für gar

nichts vorgesorgt hatte. Der Feuerherd stand unberührt und Anezka — vielleicht im Wirthshaus!

Das brachte in Jossef einen gewaltigen Zorn hervor; Fischele mußte das ganze Dorf durchstreichen, ins Wirthshaus unter die Tanzenden sich mischen und der Magd den gemessenen Befehl, augenblicklich nach Hause zu kommen, bringen. Zu seiner Mutter aber sagte er mit aller Bitterkeit eines versauerten Gemüths:

Da siehst du, was man davon hat, wenn man sein Herz an sie wegschenkt. Ender soll man sich's herausreißen und in tausend Stück' zerschneiden. Wo ist denn jetzt dein „jüdischer" Kopf, deine Anezka? Die weiß vielleicht nicht, daß ich heute gefastet habe, daß ich hungrig bin? Aber wo sie dem Juden nur ein Herzeleid anthun können, da bleiben sie stehen. Trau' du Einem von ihnen, mich wirst du in meinem ganzen Leben nicht dazu bringen.

Die milde, fromme Marjim konnte trotz dieser Rede nicht überzeugt werden, daß man ihrer Anezka nicht trauen dürfe.

Sie ist noch jung, sagte sie, und auf dem Tanzplatz vergißt man sich bald.

Ein Wolf, hab' ich in meiner Kindheit gehört, ist auch einmal jung gewesen, sagte Jossef drauf mit höhnischem Lachen, und hat doch die Kinder gefressen. —

Endlich kam die Magd in Begleitung Fischele's. Er hatte sie im ganzen Dorfe vergeblich gesucht; im Wirthshaus war sie gar nicht gewesen. Endlich, als

er auf dem Rückwege an der Pfarrwohnung vorüber kam, fand er sie im Vorhause in tiefem Gespräche mit der Haushälterin des Pfarrers, und dort rief er ihr die Meldung, die sie nach Hause verlangte, zu. Fischele hatte mit seinen Ohren gehört, wie des Pfarrers Haushälterin zu Anezka sagte: Du wirst dir doch nicht von so einem Juden befehlen lassen? Gerade möcht' ich's nicht thun. Aber auch das hatte der Knabe gehört und gesehen, wie die Magd darauf antwortete: Es ist heute das letzte Mal, daß ich's thue.

Die Großmutter schüttelte zu diesem Berichte den Kopf; in Josseph loderte aber der Zorn gewaltig auf. Er rief nun die Magd, die indessen heimgekehrt war; sie erschien aber nicht und blieb draußen in der Küche, wo sie sich allerhand zu schaffen machte. —

Um Gott's willen, bat ihn die alte Marjim, er möchte sich doch nicht so heruntersetzen, daß er selbst in die Küche hinaus ginge, um mit der Magd zu schmälen. Fischele mußte hinaus gehen, um sie noch einmal zu rufen.

Nach einer Weile kam der Knabe und sagte, Anezka sitze draußen auf der Schwelle und hätte laut aufgelacht, wie er sie zum zweiten Male gerufen.

Was sagst du nun zu deiner Anezka? sprach Jossephl mit vor innerer Bewegung zitternden Lippen. Er wollte ruhig erscheinen, aber Zorn, Entbehrung und das Seelenleiden des erlebten Tages ließen einen furchtbaren Ausbruch erwarten.

Weiß ich, was ihr geschehen ist? klagte die alte Frau; sie ist ja gar nicht zu erkennen. Aber im Bösen wirst du mit ihr nichts herausbringen. Laß mich mit ihr reden.

Möcht' sie sich das unterstehen, sagte Jossepḣ ingrimmig, wenn sie nicht beim Juden wär'? Der schlechteste Bauer hätte sie halb todt geschlagen; ich aber, ich muß mir das von einer Bauernmagd gefallen lassen, die ich zehn Jahr' im Hause hab'! Sind sie nicht stark und gewaltig?

In diese nur mühsam dem aufschreienden Zorne fern gehaltenen Worte klang mit einem Male ein lustiges Lied, das Anezka draußen, wie zur Antwort, mit lauter Stimme vor sich hinsang.

Grimmig ballte Jossepḣ die Faust; er war kreidebleich geworden.

Die hat Einer angestiftet, und ich weiß, wer, sagte er mit fürchterlicher Kälte, sie soll mir aber nicht lebendig aus der Hand.

Mit einer hastigen Bewegung wollte er zur Thür hin, aber Marjim kam ihm zuvor, indem sie sich mit gewaltsamer Mühe im Bette aufraffte und den Namen der Magd so laut rief, daß Jossepḣ selbst vor der ungeahnten Kraft, die in diesem Aufschrei lag, zurückbebte und still stand. —

Gleich darauf erschien Anezka in der Stube.

Welch eine wunderbare Machtvollkommenheit muß in dem bloßen Erscheinen eines bekannten Menschen-

antlitzes liegen! Wir haben gegen einen Abwesenden uns erzürnt, wir haben Fäuste gegen ihn geballt — und ein traumhaftes Aufleuchten seiner Züge, ein flüchtiges Erfassen seiner Erscheinung hat schon das Gute, daß wir milder werden und der Strom des Zornes seinen ersten und sichern Damm findet.

Bei Anezka's Eintritt rief die alte Marjim in einem Tone, der wie ein liebevoller Vorwurf klang:

Anezka Leben, was ist denn mit dir geschehen? Du bist ja heut so verändert, daß ich dich gar nicht wieder erkenn'? Warst ja sonst so gut und treu und bist mit einem Male so ganz anders geworden? Hast du ein beschwertes Herz, drückt dir etwas deine Seele ab, warum sagst du mir's nicht, warum läßt du es an mir aus?

Der zitternde Klang dieser Stimme schien auf die Magd erschütternd zu wirken; ein krampfhaftes Zucken ihres Körpers verrieth die innere Bewegung, die sie nur mühsam beherrschen konnte. Sie that niedergeschlagenen Blickes einen Schritt vorwärts gegen das Bett der Großmutter, fast, als wollte sie reuig um Verzeihung bitten. Dann sagte sie leise, doch daß sie es alle in der Stube vernahmen:

Ich bin nicht länger eure Magd ... und morgen früh werde ich aus dem Hause gehen.

Anezka, rief Marjim erschrocken, die zitternde Hand gegen die Magd ausstreckend, du willst nicht länger bei uns dienen? Findest du auf der ganzen Welt einen

bessern Dienst, wie bei uns? Das eigene Kind im Haus', kann es besser behandelt werden, wie du?

Das weiß ich Alles, Großmutter, sagte die Magd, noch immer mit am Boden wurzelnden Blicken stockend, das weiß ich Alles und werde es auch immer wissen ... aber ich darf nicht länger bei euch dienen, nicht eine Stunde länger.

Bei diesen Worten fuhr es dem bis dahin mit seinem Zorne kämpfenden Jossepb siedendheiß durch alle Glieder. Mit einem hastigen Satze war er zur Magd hingesprungen.

Du darfst nicht länger bei uns dienen? rief er; der Schaum stand ihm vor dem Mund, und er packte die Magd bei der Schulter, du darfst nicht länger unsere Magd sein? Jetzt sagst du's schnell, wer dich dazu angestiftet hat, denn der Gedanke ist nicht in deinem Kopfe gewachsen.

Anezka riß sich mit einem fürchterlichen Schrei von ihm weg. Mit drohenden Blicken, die wie glühende Kohlen glänzten, stand sie ihm dann gegenüber und maß ihn vom Scheitel bis zum Fuße.

Mit Euch, Herr Jossepb, sagte sie, habe ich gar nichts zu schaffen.

Jossepb's Grimm schoß wie eine jähe Lohe wieder auf.

Wirst du's sagen, rief er, ob man dich angestiftet hat?

Er wollte aufs Neue an Anezka, um sie zu ergreifen.

Laßt mich, schrie diese, ich bin ja nicht Eure Schwester!

Wie vernichtet ließ Jossepḣ den aufgehobenen Arm sinken und taumelte zurück. Es durchrieselte ihn eiskalt; die eigene Magd, die Dienerin seines Hauses hatte den Muth, mit der Anklage seines Lebens vor ihn hinzutreten. Blitzschnell erkannte er, wie hier Ursache und Wechselwirkung sich gegenseitig gefolgt waren. Er vermochte nicht den Blick der Magd zu ertragen.

Die alte Marjim erhob ihre jammernde Stimme:

Das ist nicht recht von dir, Anezka, sagte sie stockend, daß du mit deinem Herrn so sprichst. So sag mir's wenigstens, warum du aus dem Hause gehen willst? Hab' ich dir etwas Böses gethan? So sag's nur, mich wirst du nicht aufbringen.

Der Magd quollen bei diesen weichen Worten die heißen Thränen aus den Augen; das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, sagte sie schluchzend:

Großmutter, es giebt keinen Menschen auf der weiten Welt, den ich lieber hätte als Euch . . . aber ich kann's Euch nicht sagen.

Du kannst nicht, Anezka Leben, rief Marjim mit wunderbar bewegter Stimme, sag lieber, du willst nicht. Anezka, fuhr sie mit steigender Bewegung fort, mußt du vielleicht fort? Kannst du vielleicht nicht länger im Dorfe bleiben, wo die Kinder auf der Gasse mit Fingern auf dich weisen möchten? Anezka, meine Anezka, hast du etwas angestellt, daß du dich vor

deinem Vater fürchtest? Gott behüt' dich, wenn du etwas gemacht hast, daß sich dein alter Vater darüber könnt' die Haare ausreißen.

Großmutter, rief die Magd und richtete sich aus ihrer gebückten Stellung gerade auf; mit stolzen Augen blickte sie um sich. Großmutter, Ihr meint doch nicht, daß ich . . . als Amme werde in die Stadt gehen müssen?

Eine starke Röthe, die trotz des Abenddunkels und der düstern Beleuchtung der Stube sichtbar ward, lag nach diesen Worten auf dem schönen Antlitze der Magd.

Marjim hatte mit weiblichem Zartsinn augenblicklich begriffen, daß sie dem jungfräulichen Gefühle Anezka's mit ihrer Frage weh gethan; sie begriff es auch sogleich, wie ungerecht ihr Verdacht die Magd getroffen. Besänftigend sagte sie:

Du mußt das nicht so nehmen, ich hab' das anders gemeint, und wenn man ein altes Weib ist, kommen einem ganz andere Sachen unter. Ich hab' dich auch darum gefragt, weil ich nicht möcht', daß meine Anezka Schande erlebt. Das vergiß also und red mir nicht davon. Wie kommt's aber doch, daß du fortgehen willst? Warum sagst du mir's nicht?

Großmutter, ich kann's nicht, sagte die Magd, in Thränen ausbrechend.

Marjim schüttelte schmerzlich den Kopf; sie vermochte nicht mehr weiter zu dringen.

Sag lieber, sie darf nicht, sprach Jossepl, der dem

bisherigen Vorgange mit einer Art dumpfer Fassung angewohnt hatte, sag lieber, sie darf nicht, frag sie lieber, wer sie hat angestiftet. Oder frag sie lieber nicht, denn ich weiß, wer sie hat angestiftet. —

Die Großmutter erhob noch einmal ihre Stimme:

Anezka, fragte sie erschöpft, hat dir Jemand angerathen, daß du aus unserem Hause gehen sollst? Hat dich Einer angestiftet? Der hat dir wirklich keinen guten Rath gegeben.

Mir hat Keiner einen Rath gegeben, sagte die Magd stockend, Keiner; — was ich thue, das muß ich thun.

Du kannst's also nicht sagen?

Nein, Großmutter.

Eine minutenlange schwüle Stille war diesem Auftritte gefolgt. Anezka stand, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, weggewandt von der Großmutter, die jeden lichten Punkt in diesem Vorgange verloren zu haben schien. Plötzlich richtete sie sich auf und befahl mit einer merkwürdigen Entschlossenheit in Stimme und Geberde, daß Fischele um den Bauer Stepan Parzik gehen sollte.

Dein Vater, sagte sie zu Anezka, hat dich mir gegeben, wie du erst zehn Jahre alt warst, dein Vater muß auch drum wissen, wenn du aus unserem Hause gehst.

Weiter wurde kein Wort gesprochen. Marjim war müde auf den Kissen zurückgesunken, während

Anezka still vor sich hinweinend in der Mitte der Stube stand. Mit stummer Leidenschaft schritt Jossieph auf und nieder, aber seine Gedanken waren nicht alle in der Stube.

Es währte nicht lange, so erschollen draußen in der Nacht die schweren Tritte des Bauern Stepan Parzik. Ohne seinen gewöhnlichen Gruß von der „Freiheit und ihren Teufeln“ trat er in die Stube, und ohne auf die Tochter einen Blick zu werfen, ging er gerade auf das Bett der Großmutter zu.

Was wollt Ihr, Jüdin? fragte er ohne Umschweif.

In kurzen, nur mühsam aus keuchender Brust hervorgebrachten Worten berichtete ihm die alte Marjim, was sich so eben zugetragen. Sie habe es für ihre Schuldigkeit gehalten, ihn rufen zu lassen, damit er als Vater doch auch wisse, was seine Tochter zu beginnen sich vorgenommen habe. Zwingen wollte sie Anezka nicht zum Bleiben, denn wenn einer nicht Lust mehr habe, auf einem Orte zu bleiben, so könnten zehntausend Pferde ihn nicht halten; aber der Vater müsse doch auch wissen, was mit der Tochter vorgehe; und daß man sie nicht bei Nacht und Nebel aus dem Dienste gejagt habe, das wolle sie ihm insbesondere sagen.

Mit Kopfschütteln hatte der Bauer diese Rede der Großmutter vernommen; als sie geendet, wandte er sich zu seiner Tochter um. Sie weinte noch immer, es schien aber ihre Lage keinen Eindruck auf den harten Mann zu machen.

Finstern Blickes fragte er sie:

Ist's wahr, daß du aus dem Dienste gehen willst?

Die Magd ließ ihre Hände sinken und sagte vernehmbar: Es ist wahr.

Und warum willst du gehen? Wissen muß ich doch, wer meiner Tochter diesen guten Rath gegeben hat. Red, oder ich vergreif' mich noch an dir, sagte Stepan mit kalter Strenge, die jedoch ahnen ließ, daß seine Drohung kein leeres Spiel war.

Väterchen, schrie Anezka mit überquellendem Gefühl und stürzte zu dem Bauer hin, dessen Hand sie erfaßte, Väterchen, schlagt mich nur gleich lieber todt, es ist mir dann besser, aber sagen kann ich's Euch nicht.

Du kannst nicht, du Verfluchte, rief er wild und stieß sie mit einem Stoße vor die Brust weit weg von sich, daß sie zurücktaumelte; hast du vielleicht geschworen? Wirst du reden?

Anezka hielt sich mit beiden Händen die geschlagene Brust fest, als ob sie das Herz, das darunter schlug, vor dem Zerspringen wahren wollte.

Schluchzend, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, sagte sie: Schlagt mich nur todt, Väterchen; ich sag's aber doch nicht.

Damit der da drüben, rief der Bauer mit wildem Grimme, damit der Pfaff sich freuen kann, wenn man den Stepan Parzik in gottverfluchter Erde vor der Kirchhofsmauer begräbt? Sag nur, daß du ihm's geschworen hast; er hat dir die Hostie gegeben, und du

hast darauf schwören müssen, du wirst ihn nicht verrathen. Versprochen hat er dir vielleicht, daß er dich als Magd ins Haus nehmen will, dir schöne Kleider und Geld geben wird; und die Leute im Dorfe werden sich dann freuen können, wenn der eigene Vater vor der gebenedeieten Haushälterin des Pfarrers den Hut abziehen muß! Hast du geschworen?

Dem harten Manne versagte zuletzt die Stimme; er brachte nur gebrochen heulende Laute hervor.

Zum Pfarrer werde ich nicht gehen, sagte Anezka; laßt mich nur fort, ich will schon gehen, so weit mich meine Füße tragen.

So geh in die Hölle, rief Parzik mit neu ausbrechender Wuth, indem er mit geballter Faust zu einem Schlage ausholte, dem Anezka sich nur durch ein schnelles Ausweichen entzog. Was die Pfaffen verdorben haben, das ist in Grund und Boden hinein verdorben, und dem hilft nicht einmal der Teufel mehr auf. —

Anezka war zur Stube hinaus gewankt. Parzik wollte ihr nach, nur mit Mühe wurde der Wüthende von Josseph und dem Geschrei der alten Frau zurückgehalten, die nicht anders meinte, als der Bauer wolle sich an seiner Tochter vergreifen. Mit aufgehobenen Händen bat sie um Stille und Begütigung, und daß man einem so jungen Kopfe, wie Anezka sei, nicht Alles so wild und ungeschlacht anrechnen könne. Sie werde einen bessern Dienst und bei besseren Leuten gefunden

haben, als sie seien, aber sie sei nur etwas starrsinnig, und wenn man gut mit ihr gesprochen, hätte man vielleicht Alles aus ihr herausbringen können. Aber so seien alle Männer, auch ihr Jossepf sei so, die müßten Alles verderben, was sie angriffen, und man habe an ihnen zu tragen, so lange man lebe. —

Ja, ja, höhnte der Bauer mit verbissener Wuth, das weiß ich besser, als Ihr, alte Jüdin. Der drüben hat sie auf ihr ganzes Lebenlang verdorben, ich geb' keinen Schuß Pulver für meine Tochter. Was soll man aber thun? Ihn todtschlagen oder sie? Besser wär's, ich könnte Beide aus der Welt schaffen.

Ohne Gruß, dumpf und düster schritt der Bauer zur Stube hinaus. — —

Und Madlena? tönte es in Jossepf's Innern und ließ ihm selbst den Bissen Brot, den er an diesem Abend in Ermangelung jeder andern Speise verzehrte, wie Gift munden, und Madlena? War die Magd von ihr angestiftet?

Ein Kind im Mutterleibe hätte ja daran nicht gezweifelt!

7. Hindurch.

Eine neue Magd war ins Haus gekommen — sie war nicht Anezka. Die alte Marjim hatte es gleich am andern Tag nach dem räthselhaften Weggehen Anezka's gesagt, so eine wäre nicht zum zweiten Male auf der Welt zu finden, die hätte einen Kopf gehabt und ein Geschick, sie müsse das stets wiederholen, als wär' sie des ersten Landrabbiners Tochter gewesen. Man habe mit ihr alle Weisheit der Erde können ausreden, und namentlich, was das Hauswesen betrifft, das habe sie geleitet nicht anders wie ein geboren Judenkind. Die neue Magd war auch gleich mit einem unrechten Fuße in das Haus getreten; trotzdem sie bereits im benachbarten Ghetto eine Zeitlang gedient hatte, kam sie der Großmutter viel zu unwissend und einfältig vor; sie verdarb viele Küchengefäße, die sie wirr durch einander brauchte, ohne zu bedenken, daß der Fleischtopf nicht auch zur Aufnahme der Milch dienen könne. Auch fragte sie in religiösen Dingen zu viel, worüber sich die alte Frau, die das seit langen Jahren nicht gewöhnt war, nicht wenig aufhielt. Hatte Anezka je gefragt? —

Dem Anscheine nach war es im Hause jetzt ganz ruhig. Es vergingen oft Tage, wo Mutter und Sohn kein vertrauliches Wort mit einander sprachen. Die alte Marjim konnte sich in das räthselhafte Weggehen

der Magd noch immer nicht zurechtfinden; in ihrem alten Kopfe jagten sich die wunderlichsten Vorstellungen auf und ab und gönnten ihm keine Ruhe. So wachte sie in der Nacht eines der darauf folgenden Tage plötzlich auf und weckte Josseph mit der Frage, ob er nicht meine, daß Anezka deßhalb weggegangen sei, weil man ihr beim verflossenen Weihnachtsabend vielleicht weniger Zwetschgen und Nüsse gegeben habe, als im früheren Jahre? — — Auch auf Jossepḥ hatte das unter so eigenthümlichen Umständen erfolgte Austreten der Magd aus einem zehnjährigen Verhältnisse einen fast erschütternden Eindruck hervorgebracht. Er ahnte es mehr, als daß es sich ihm mit aller Klarheit aufdrängte, daß Anezka's schleunige Dienstkündigung mit irgend einem Punkte seines Lebens in Berührung stand. War sie von Madlena wirklich dazu angestiftet worden? Hatte sie vom Pfarrer den Befehl erhalten? Welche Feinde lauerten noch in der Nähe und warfen aus ihren glühenden Augen spitzige Messer in sein ruheloses Gehirn? Warum kamen sie nicht? Warum ließen sie auf sich warten und marterten ihn durch den sengenden Athem der Ungewißheit, die wie ein heißer Wind vor dem Gewitter Staub aufwirbelte, während die Blitze erst am äußersten Rande des Horizontes zuckten? —

Der Sabbath war wieder gekommen; wie immer war Jossepḥ auch diesmal in die Synagoge des benachbarten Ghetto gegangen. Beim Vorlesen des Wochen-

abschnittes aus der Bibel fielen ihm einige Stellen wie brennende Tropfen geschmolzenen Eisens auf die Seele. Er erschrak fast, daß seine ganze Lage, sein Leben von einer ganzen Woche her darin mit den wahrhaftigsten Ausdrücken verzeichnet stand. Wörtlich hieß es in der Bibel, wo Moses, dem Tode nahe, noch einmal all seinen Segen über die Gläubigen seines Gesetzes ausbreitet und in eine Schale auch den Fluch gegen die Verächter desselben schüttet — wörtlich hieß es in dem heiligen Buch:

Dazu wirst du unter denselben Völkern kein bleibendes Wesen haben, und deine Fußsohlen werden keine Ruhe haben. Denn der Herr wird dir daselbst ein bebendes Herz geben und verschmachtete Augen und eine verdorrte Seele, daß dein Leben wird vor dir schweben. Nacht und Tag wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein. Des Morgens wirst du sagen: Ach, daß ich den Abend erleben möchte! Des Abends wirst du sagen: Ach, daß ich den Morgen erleben möchte! Vor Furcht deines Herzens, die dich schrecken wird, und vor dem, das du mit deinen Augen sehen wirst. (5. B. M. C. 28, 65. 66. 67.)

Waren diese heiligen Worte nicht buchstäblich eingetroffen? Jeder Buchstabe darin war eine Minute seines Lebens. Hörte er nicht den biblischen Fluch auf allen Schritten und Tritten ihm nachschleichen wie einen Dieb, der das Geheimste ausforscht, um es dann in

unbewachter Stunde sich anzueignen? Gab es ein schrecklicheres Leben als das seine?

Aber nicht immer hatte dieser finstere Geist der Unruhe Gewalt über ihn. Es gab Stunden, wo er, wenn der biblische Fluch sich ihm mit aller Schwere aufbürdete, plötzlich mit aller Entschiedenheit einer glaubensstarken Seele sich selber fragte: und paßt denn das Alles auch ganz so, wie es da geschrieben steht, auf dich? In der Thora ist die Red' nur von denen, die der Stimme des Herrn, ihres Gottes, nicht gehorchen, die nicht halten und befolgen alle seine Gebote und Rechte; über die kommen alle die Flüche. Wer aber kann von mir sagen: Josseph, du bist ein schlechter Jud, du fahrst und reitst am Schabbes; du legst keine Tephilim an, du fastest nicht am Jom Kippur, du betrügst Wittwen und Waisen? Kann ein Mensch gegen dich aufstehen und dir das ins Gesicht sagen, und der Donner schlägt ihn nicht gleich in die Erd'? Ein Kind meiner Mutter ist von uns abgefallen, ist hingegangen und hat sich leider Gottes vergessen, sich und uns und ihre Väter im Grab; ich aber bin geblieben bei meiner Mutter und bei meinem Gott. Wo steckt da die Sünde? — —

Für Fragen solcher Art giebt es keine Antwort; eine unruhige Seele giebt keinen festen Standpunkt, und der Wiederhall solcher Gedanken ist ein täuschendes Echo: es ruft uns gerade entgegengesetzte Laute und Antworten zurück, die wir nicht gefordert haben.

Josseph erfuhr es bald, daß ihm um die Seele nicht leichter ward. Dennoch wich nicht die Furcht seines Herzens, die Furcht, die ihn aufschreckte bei Tag und Nacht vor dem, was er mit seinen Augen sah.

Diese eigenthümliche Natur ging auf sonderbaren Wegen; je mehr die Worte der heiligen Schrift, bald als Segen, bald als vernichtender Mehlthau auf sie niedersanken, desto mehr glaubte sie darin zu finden. In ihnen schien ihr die Lösung zu liegen.

Hat denn der Jude etwas Anderes, als die beschriebenen Blätter der Thora? Ist sie nicht sein lebendiger Quell, der Baum seines Daseins? —

Zu Fischele kam aus dem Ghetto ein Lehrer heraus, der den Knaben im „Deutschen" sowohl, als im „Jüdischen" unterrichten sollte. Sonst wenig beachtet im Hause, ging Julius Arnsteiner, so nannte sich der Lehrer, seit Jahren dort aus und ein, ohne eine merkliche Spur seiner häufigen Anwesenheit zurückzulassen. Bei der Großmutter war er in nicht hoher Gunst; es wird Vielen eigenthümlich dünken, wenn wir als die Ursache dieser Abneigung die hochdeutsche Sprache des Lehrers bezeichnen. Sie konnte sich mit ihm nicht „ausreden", und dann kränkte es sie jedesmal, wenn der Lehrer jedes „jüdisch" Wort, das dem Knaben während des Unterrichts zuweilen entfuhr, mit unnachsichtlicher Strenge zur Rede stellte. Das Kind, klagte sie öfters, werde sie ja bald gar nicht verstehen. Bei Josseph lag ein gewisses Fernhalten von dem Ghetto-

lehrer viel tiefer; er war ihm zu „aufgeklärt", ihm schien es, als ob Julius Arnsteiner es mit Gott zu leicht nehme; in gewissen Dingen erschien er ihm geradezu als ein Narr. Arnsteiner sprach immer in hochdeutschem Dialekte von den Reformen, die im Judenthume eingeführt werden müßten, spottete über die Orthodoxen, und lange bevor, ehe die Stürme der vergangenen Tage eine neue Ordnung der Dinge begründeten, hörte Josseph aus dem Munde des Lehrers die Worte „Emancipation" und „Glaubensfreiheit" — zwei Worte, die Josseph nur dunkel begriff. Namentlich war es das letztere, was er trotz Arnsteiner's hochdeutschen Erklärungen nicht durchdringen konnte.

Haben wir Jüden denn nicht einen freien Glauben, sagte er einmal zu dem Lehrer aus dem Ghetto, wer hält mich ab, ein Jüd zu sein? Steht Einer mit geladenem Gewehr vor meiner Thür und will mich todtschießen, wenn ich Tephilim anleg' oder wenn ich oren (beten) will, oder wenn ich drei Mal im Tag in Schul' will gehen?

Der Staat, der Staat! hatte damals Julius Arnsteiner mit kläglichem Gesichte geantwortet. Können Sie nur das mindeste Schreiberl beim Amte werden? Können Sie Professor werden? Wohin hätte ich es schon gebracht, wenn mir nicht der „Jude" im Wege stünde!

Der sogenannte „gemeine Mann" sieht nur selten den Kniff ein, den der Flachgebildete ihm gegenüber

gewöhnlich anwendet. Dieser Kniff besteht darin, daß man ihm seine Sache als von der des Gebildeten himmelweit unterschieden darstellt. Die Wenigsten haben eine klare Ahnung davon, daß sie, die einzeln, versprengt, auf dem Schlachtfelde nach Errungenschaften des Sieges forschen, tausend Andere dem Feinde bloßstellen, der die Abwesenheit ihrer Häupter wohl kennt.

Trotz dieser geistigen Verschiedenheit sah man Jossephh seit jenem denkwürdigen Sabbatabende, wo er Madlena vor seinem Hause begegnet war, sich viel inniger und vertraulicher dem Lehrer aus dem Ghetto anschließen; er ließ sich mit ihm öfter, als früher, in religiöse Gespräche ein und fand an dessen Aufklärung nicht mehr so viel auszusetzen, als in früheren Tagen. Dieser Seele schien es ein Bedürfniß geworden, auf die Gedanken einer andern zu horchen; auszuspähen, ob nicht ein entfallenes Wort, eine lose hingeworfene Bemerkung seinem Leiden zu Hülfe kämen, ob nicht eine Perle zu Boden fiele, die er dann aufheben und triumphirend als Schmuck seiner guten Sache verwenden könnte.

Jossephh war jedes Mal zugegen, wenn Julius Arnsteiner seinem Kinde Unterricht aus der Thora ertheilte. Es waren dies seine freudigsten, aber auch zugleich seine schrecklichsten Stunden. Fluch und Segen, Verwirrung und Aufklärung, Trost und Angst strömten ihm gleichmäßig aus den Lebenswellen des heiligen Buches zu. Wie auch anders!

In dieser Woche war der Lehrer an den Schluß des 5. B. M. gekommen. Schon in der Synagoge hatte Josseph diesen letzten Wochenabschnitt, der groß und gewaltig wie ein stolzer Siegesgesang tönt, gehört; mit geheimnißvoller Gewalt drängte es ihn heran, ihn noch einmal zu vernehmen; alle Schauer des gottgegebenen Wortes noch einmal über sein Haupt hinrauschen zu lassen.

Der Knabe lernte die Stelle:

Daß nicht vielleicht ein Mann oder ein Weib, oder ein Gesinde oder ein Stamm unter euch sei, dessen Herz sich heute von dem Herrn, unserem Gotte, gewandt hat, daß es hingehe und diene den Göttern dieser Völker, und werde *vielleicht* eine Wurzel unter euch, die da Galle und Wermuth trage.

Vielleicht? murmelte Josseph drin in seinem Gewölbe, durch dessen offene Thür er den ganzen Unterricht belauschen konnte.

Was ist das für eine Wurzel, Herr Lehrer? fragte Fischele, nachdem er den hebräischen Urtext in hochdeutsche Worte gebracht hatte. Was ist das für eine Wurzel, die Galle und Wermuth trägt, und wie ist das zu verstehen?

Josseph horchte auf; alle seine Sinne waren auf der Lauer.

Das ist nur sinnbildlich gemeint, erklärte der Lehrer; derjenige, hat Moses geglaubt, der abfällt vom Judenthume und zu den Heiden übergeht — denn wie

du weißt, hat es damals mit Ausnahme der Juden lauter Götzenanbeter gegeben — derjenige also oder diejenige, die vom Judenthume abfallen, sind wie eine bittere und gallige Wurzel mitten unter süßen Früchten. Hast du das verstanden?

Doch? rief es drin in Jossephʼs Seele, so wenig ihn eigentlich die flache Verständigung des Lehrers befriedigte. Doch? und seine Brust hob sich.

Weiter! befahl der Lehrer.

Der Knabe las:

Und ob er schon höre die Worte dieses Fluchs, dennoch sich segne in seinem Herzen und spreche: es geht mir wohl, wie es mein Herz dünket, auf daß die Trunkene mit der Durstigen dahinfahre.

Die Trunkene mit der Durstigen? fragte sich Josseph selbst, und er begann wieder unruhiger zu werden. Geht es ihr denn so wohl? — —

Was hätte er darum gegeben, wenn das Kind eingestanden hätte, daß es den Sinn dieser Worte nicht begriff, den er selbst nicht zu fassen wußte! Der Lehrer hatte keine Antwort zu ertheilen; die Blätter der Bibel rauschten fort, Satz kam auf Satz, Fluch auf Segen, nur bei gewissen dunkeln Stellen wurde stille gehalten und Auskunft gegeben, ohne daß die Aufklärungen Julius Arnsteinerʼs den drin im Gewölbe Sitzenden über Dinge aufhellten — die über sein Leben entschieden.

Lehrer und Knabe waren endlich in rascher Auf-

einanderfolge dem wunderbaren Schlußgesange Moses' zugeeilt.

Die verkehrte und böse Art fällt von ihm ab; sie sind Schandflecken und nicht seine Kinder; lautete der fünfte Vers.

Da steht's! jauchzte drin im Gewölbe Jossieph, da steht's, und jetzt geh' einer hin und sage: es steht nicht in der Thora; Schandflecken sind sie und nicht seine Kinder.

In der Stube war nach diesem Satze eine minutenlange Stille eingetreten. Jossieph horchte wieder auf. Wollte der Knabe fragen?

Fischele sprach: Zu wem spricht er denn eigentlich? Man hört ja keinen Namen?

Zu den Heiden und zu denen, die es werden wollen, lautete die Antwort.

Nur zu den Heiden? fragte sich drin die Gewölbstimme. Jossieph begann an der Unfehlbarkeit des Lehrers zu zweifeln, und gewaltig ärgerte es ihn, daß sich Julius Arnsteiner mit der Erklärung dieses Satzes, über den sich so Vieles sagen ließ, nicht mehr Mühe nahm. Nach der Stunde gedachte er den Lehrer darüber zur Rede zu stellen, denn wofür zahlte man ihm ein so großes „Stück Geld", als daß er den Knaben aufhellte, und nicht, daß er ihn in der Finsterniß ließ? — —

Der Lehrer wollte an diesem Tage an das Ende des fünften Buches kommen; er beeilte sich und gab

sich nicht viel mit dem Antwortertheilen ab; zudem „wiederholte“ er nur mit dem Knaben und hatte ihn bereits in früheren Stunden über „Alles“ aufgeklärt, was nur irgend einen dunklen Sinn hatte!

Ein Satz war es wieder, der Josseph's Aufmerksamkeit in hohem Grade weckte und alle seine Sinne wie mit brennenden Nesseln aufjagte. In seinen Abschiedsworten an die Stämme Israels sagt Moses zu Lewi:

Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: ich sehe dich nicht; und zu seinem Bruder: ich kenne ihn nicht; und zu seinem Sohne: ich weiß nichts von ihm; die halten deine Rede und bewahren deinen Bund.

Josseph mußte sich mit beiden Händen an der Wand stützen, so bewältigend wirkten diese Worte auf ihn. Konnte man ihm deutlicher Recht geben, als es hier Gott und in dessen Namen sein Prophet selbst that?

In der Stube war wieder eine bedeutsame Stille eingetreten.

In Josseph's Herzen hätte man den auf und nieder steigenden Strom der Blutwellen vernehmen und den Schlag des fiebernden Pulses erlauschen können. Ihm schien die ganze Natur mit Allem, was darin leibt und lebt, auf eine Antwort, auf eine Lösung aus dem Munde des Lehrers zu harren.

Lehrer, begann der Knabe, das versteh' ich nicht. Welches Kind wird denn zu seinem Vater oder zu

seiner Mutter oder zu seiner Schwester sagen: ich kenne dich nicht, ich weiß nichts von dir; geh fort. Und doch soll ein solcher Mensch fromm sein und Gott soll dem sich wohlgewogen erweisen?

Während dieser Frage war Jossepk still in die Stube getreten und hatte sich hinter den Stuhl, auf dem der Knabe saß, gestellt. Sein Auge hielt er wie ein Richter, der in dem Antlitze des Verurtheilten späht, fest auf die Lippen des Lehrers geheftet.

Das ist auch nicht so zu verstehen, begann der Lehrer, und wenn ich dir's auch erkläre, so bekommst du doch nicht den rechten Sinn heraus. Wart', bis du älter bist.

Warten? entgegnete lachend der Knabe.

Macht es ihm wenigstens mit Hilfe des Verstandes begreiflich, Herr Lehrer, sagte Jossepk anscheinend ruhig, Fischele ist schon gescheidt genug und Kopf hat er auch genug.

Julius Arnsteiner begriff es ohne Mühe, daß hier dem Vater die Aufklärung der dunklen Bibelstelle eben so noth that, als dem Sohne.

Weißt du, was ein Geistlicher ist? fragte er.

Wie soll ich das nicht wissen? Der Pfarrer.

Gut! Hat der Pfarrer Weib und Kind?

Er darf ja nicht.

Willst du wissen, warum? Wenn der Pfarrer Weib und Kind hätte, meinen die Leute, könnte er kein guter Geistlicher sein.

Wie so?

Die Leute meinen, der Geistliche sei Gottes Stellvertreter auf Erden; dem Geistlichen ist nämlich die Macht gegeben, einen Menschen von der Sünde freizusprechen, und sie ist dann wie weggewischt von ihm. Derjenige also, dem eine so große Gewalt ist übertragen worden, der, wie die Christen sagen, binden und lösen kann, muß, weil er gleichsam für Gott auf der Erde arbeitet, auch mehr als ein Mensch sein.

Mehr als ein Mensch? fragte Fischele verwundert.

Das heißt, er darf nicht die gewöhnlichen Wege gehen, die Andere gehen. Gott muß ihm mehr sein, als alles Andere auf Erden, er soll sein Herz nicht an das hängen, was Andere erfreut; er muß gleichsam herausragen wie ein Wegweiser auf der Heerstraße, damit ihn die Anderen sehen können.

Der Lehrer wurde hier von einem zornigen Rufe Jossephs unterbrochen.

Verzeiht mir, Herr Lehrer, sagte dieser mit heftiger Geberde, man kann, Gott sei davor, wahnsinnig werden, wenn man Euren Reden da länger zuhört. Wie kommt da Eines zum Andern? Ihr macht's wie die Schalksnarren, die Eines aufs Andere reimen, wenn's auch nicht geht. Wie kommt denn der Geistliche da auf einmal zum Chumesch (Bibel)? Lernt Ihr meinem Kinde, daß es ein Geistlicher wird und weiß, was die Geistlichen thun?

Mit jenem überlegenen Lächeln, das Menschen so

eigen ist, die es fast unter ihrer Würde halten, die Irrthümer ihres „ungebildeten" Bruders zu widerlegen, sagte der Lehrer, ohne im Geringsten durch die auffallende Bemerkung Jossephs verletzt zu scheinen:

Guter Rebb Josseph, warum lassen Sie mich nicht ausreden? Ich habe Ihrem Sohne auseinandersetzen wollen, daß die katholischen Priester sich auf diesen Satz in der Bibel berufen, wenn sie beweisen wollen, daß sie gleichsam außer allem staatlichen Verbande, außer allen Pflichten und Verbindlichkeiten stehen. Dieser Satz, habe ich erklären wollen, ist gleichsam der Schlußstein in dem Gewölbe der katholischen Kirche, denn er ist das Priesterthum selbst; und so lange dieses den Satz mit Consequenz behauptet — —

Laßt mich in Ruh, schrie Josseph wieder zornig und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. Laßt mich in Ruh mit Euren Geistlichen, mit Eurem Schlußstein und Gewölb. Wenn ich ein Gewölb machen will, so schick' ich um den Maurer und nicht um Euch.

Guter Rebb Josseph, unterbrach der Lehrer beschwichtigend den Zornigen, es ist mir ja gar nicht eingefallen — —

Tausenderlei ist Euch eingefallen, sagte mit immer höher schwellendem Grimme Josseph, nur das Rechte ist Euch ausgeblieben. Mein Kind ist ein Jüdenkind, und sein Vater ist auch eines Jüden Kind, Ihr müßt also mit ihm „teutsch" sprechen. Wenn das Kind fragt: wie kann Gott verlangen, daß man zu seinem Vater

oder zu seiner Mutter oder zu seiner Schwester sagt: ich kenn' dich nicht, ich weiß nichts von dir, so müßt Ihr darauf antworten: ja, ja, das kann Gott verlangen; sagen müßt Ihr ihm: wenn dein Vater oder deine Mutter oder deine Schwester Gott nicht mehr kennen wollen, wenn Eines hingeht und sich und Gott und die ganze Welt verräth, das ist die böse Art, von der geschrieben steht, daß sie von Gott abgefallen ist, das sind die Schandflecken, und zu einem solchen Vater oder Bruder oder Schwester muß man sagen: ich kenn' dich nicht, ich weiß nichts von dir; aber mit Euren Flausen müßt Ihr einem jüdischen Kind nicht kommen. So hab' ich mir den Satz erklärt, und da beißt Ihr mir mit Euren Geistlichen und mit Eurer Philosophie nicht ein Brösele herunter.

Erinnerte sich der Lehrer erst jetzt der Geschichte dieses Hauses, die durch Josseph's Rede eine so eigenthümliche Färbung erhielt? Oder fühlte er sich verletzt durch die harten Worte des „gemeinen" Mannes, dem zu entgegnen seine „Bildung" nicht gestattete? Er schwieg und nach einer Weile sagte er zu dem Knaben:

Weiter.

Fischele las:

Herr, segne sein Vermögen und laß dir gefallen die Werke seiner Hände; zerschlage die Rücken derer, die sich wider ihn auflehnen, und derer, die ihn hassen, daß sie nicht aufkommen.

Da habt Ihr's, da könnt Ihr's sehen, ob das auf Eure Geistlichen paßt. Da ist nur von Jüden die Red', von keinem Priester und von keinem Kirchengewölb. Ja, gebenscht ist der, der seinen Vater und seine Mutter und seine Schwester nicht kennt, gebenscht bis ins hundertste Glied, und der Herr zerschlägt den Rücken derer, die sich wider ihn auflehnen, und derer, die ihn hassen, daß sie nicht aufkommen. — —

Der Lehrer schlug nach diesen Worten Josseph's die Bibel zu und endigte den Unterricht. Gab es da eine Verständigung? Wer von den Beiden war da im Recht?

---

8. Auf freiem Felde.

So hatte denn Jossephh wieder eine Art Ruhe für sich gewonnen, jenes Gefühl stolzer Siegestrunkenheit, wie es Naturen seines Schlages erringen müssen, um überhaupt zu bestehen. Mehr als sonst war er jetzt zur Thätigkeit aufgelegt; sein Haß hatte nun sein geschriebenes Zeugniß, und der das Siegel darauf gedrückt hatte, war Gott selbst!

Mit Blut und Leben hätte er nun sein Recht zum Hasse aller Welt bewiesen; er hatte die geistige Gewähr dafür gefunden, die leibliche wollte er selbst zur Schau tragen, wo und wann ihm die Gelegenheit sich bot. Naturen solcher Richtung, eben so stark im Hassen

wie im Lieben, begnügen sich nicht lange mit dem Verharren bloßer Gedankenthätigkeit; sie möchten eingreifen und thatsächlich darthun, was sie bewegt, was sie von sich zu werfen wünschen; entweder die geballte Faust oder das offene Herz; — ein Anderes, Vermittelndes kennen sie nicht.

Von einem Vogel erzählt den Kindern die Sage, daß er die hungerigen Jungen mit seinem eigenen Blute letzt. Das ist der Siegesmuth solchen Kampfes, wie ihn Josseph mit sich, mit seiner Schwester und der ganzen Welt rang. Das Gleichniß bedarf nicht erst erklärt zu werden.

Wen wird es wundern, wenn diese Seele noch Wandlungen durchzukämpfen hat, die sie jetzt in ihrem eigenen Blute erstickt glaubt? —

Schritt auf Schritt müssen wir nun diese seltsame Natur begleiten, keinen Augenblick sie außer Acht lassen. Könnten wir die Athemzüge seines Schlafes belauschen, die Tropfen perlenden Schweißes zählen, die unruhige Träume auf seiner Stirne hervorrufen, wir könnten dann voraussagen, ob Lösung oder völliger Bruch in naher Aussicht sind. Wir aber vermögen nur zu beobachten, wo Josseph ringend mit wirklichen Verhältnissen zusammentrifft; ein anderer Einblick ist uns nicht gegönnt.

Wir treffen ihn eines Tages auf der Wandelung nach einem entfernten Dorfe begriffen, wohin er bestellt war, um dort Wolle und Ochsenhäute bei einigen

Bauern in Empfang zu nehmen. Auf der Straße gesellte sich zu ihm ein alter Bauer, der denselben Weg nach dem Dorfe ging, woher er gebürtig war. Im Gespräche mit dem Bauer erfuhr Josseph, daß auch bei ihm eine „Partie Wolle" zu erhandeln sei, und es währte nicht lange, so war das Geschäft in Richtigkeit gebracht. Jossepb sollte nur kommen, wann und wie er wolle, die Waare liege alle Zeit bereit, im Dorfe möge er nur nach Waczlaw Smetana fragen, jedes Kind im Dorfe werde ihm sagen können, wo Waczlaw Smetana wohne.

Der seid Ihr? fragte Jossepb und sah fast erschrocken zu dem Bauer auf.

Aber dieser Ausruf mußte beleidigend, irgend wie verletzend geklungen haben, denn der Bauer fixirte ihn scharf und sagte dann übellaunig:

Warum? Ist das vielleicht der Name eines Spitzbuben? Eines, der vom Galgen heruntergefallen ist?

Wie könnt Ihr nur so reden? betheuerte Jossepb, ich fragte nur, weil mir Euer Name so bekannt schien.

Wie so?

Ich kenne Einen in unserem Dorfe, der so heißt, sagte Jossepb kleinlaut.

Da kennt ihr meinen Sohn Pawel Smetana. Ihr meint doch den, der die Tochter der Jüdin geheirathet hat?

Erst nach einer langen Weile brachte Jossepb ein mühsames Ja hervor; er war bleich bis zum Tode

geworden; kaum daß die fast unvernehmliche Antwort über die zusammengekniffenen Lippen hinaus wollte.

Welch ein Zufall! War es nicht der Schwiegervater Madlena's, mit dem er da ging? Im ersten Augenblicke der Ueberraschung wollte Jossepf unter irgend einem Vorwande weit weg von dem alten Bauer gehen, dennoch führte er dieses Vorhaben nicht aus; es war ihm, als ob er bleiben müßte, als hinge das Geschick eines Menschendaseins davon ab.

Nun schritt er neben dem alten Bauer her, der noch Mancherlei von sich und seinem Sohne sprach, ohne daß Jossepf sonderlich darauf zu achten schien. Mit einem Male blieb der Bauer auf der Straße stehen, so daß auch der vorwärts eilende Jossepf anhalten mußte.

Die beiden Männer standen sich eine geraume Weile sprachlos gegenüber.

Seht Ihr mir's an, begann der alte Bauer, der die Gesichtszüge Jossepf's in diesem Augenblick scharf wie eine Beute im Wald aufs Korn nahm, seht Ihr mir's an, daß ich einen Sohn im Dorfe wohnen habe, was nur ein paar Stunden von mir liegt, und — — und daß ich diesen Sohn in zehn Jahren nicht aufgesucht habe? Ein schlechter Vater, werdet Ihr sagen, nicht wahr? Ich seh's Euch schon an, das wollt Ihr auch sagen.

Das kann ich ja nicht sagen, antwortete Jossepf

beklommen, bevor ich nicht weiß, warum Ihr das gethan habt.

Mein Sohn hat sich die Tochter der Jüdin zum Weib genommen, sagte der Bauer kurz, als hätte er mit diesen wenigen Worten die Geschichte von zehn Jahren zeichnen wollen!

Wieder gingen die Männer eine Weile stillschweigend ihren Weg weiter.

Und Ihr habt das für eine Schande angesehen? fragte Josseph mit zitternden Lippen und seltsam bewegtem Herzen.

Euch kann ich's sagen, meinte der Bauer, wenn Ihr auch Einer von dem Volke meiner Tochter seid. Ja, ich habe mich geschämt und hab' meinen Pawel todtschlagen wollen. Wenn er mir das Haus über dem Kopf angezündet hätte, mich fortgetrieben aus Haus und Hof, und ich mich hätte stellen müssen an die offene Straße hin, damit mir die Leute etwas in den Hut werfen, das Alles hätt' mich nicht so fuchswild gemacht. Aber der Junge hat mir damals gesagt, wenn ich nicht wollte, daß er sich zwei schwere Steine um den Hals binde und sich in die Iser werfe, da, wo sie am tiefsten ist, da solle ich nur Nein sagen. Den einzigen Sohn hab' ich doch nicht verlieren wollen, und so ist gekommen, was gekommen ist.

Wie nachtwandelnd ging Jossepb neben dem alten Bauer einher; plötzlich, nachdem dieser geendigt, fuhr er fort:

Zehn Jahre, sagt Ihr, Herr Smetana, habt Ihr Euren Sohn nicht gesehen?

So lange, als der Sohn mit der Tochter der Jüdin verheirathet ist. Gekommen ist er öfters, besonders in der ersten Zeit, hat geweint und ist auf die Kniee gefallen vor mir, aber er hat mehr als einen Stoß vor die Brust von mir bekommen, dann bin ich ihm immer aus dem Weg gegangen; ich habe ihn nicht wollen sehen. Geflucht hab' ich wie ein Räuber, den man zum Galgen führt, wenn die Leute mir ein Wort von meinem Pawel erzählt haben.

Und wie ist es doch gekommen? fragte Josseph, den eine unbezwingliche Neigung drängte, Alles zu erfahren. Er unterbrach sich selbst, als hätte er bereits zu viel gefragt.

Hört an, wie das geschehen ist, entgegnete der Bauer. Ich bin schon ein alter Mann, die Vögel auf dem Dache wissen das schon längst, und der Cantor in unserem Dorfe, der freut sich schon auf den Tag, wenn sie den todten Waczlaw Smetana bei seinem Weib einscharren werden. Die wartet schon zwanzig lange Jahre auf mich. Dazu hab' ich einen schweren Husten, und wenn der kommt, so mein' ich immer, die Stimme meiner Alten zu hören, warum ich sie denn so lange warten lasse. Darauf könnt Ihr sicher rechnen, was ich Euch da jetzt sage: noch in diesem Jahre wird der Cantor die Glocke zu läuten haben, und die Musikanten werden ihr Trinkgeld bekommen. Der Waczlaw

Smetana ist ein altes Haus, an dem nichts mehr zusammenhält, als die vier Wände, inwendig sieht's aber aus, als hätten sie Alles ausgepfändet; es liegt nichts mehr auf dem alten Flecke, Alles ist umgekehrt und durch einander; der Doctor kann das nicht mehr zusammenhalten.

Mit jenem Gefühle, das uns fast immer antreibt, solchen Todesgedanken tröstend entgegenzutreten, wenn wir auch von ihrer Berechtigung überzeugt sind, versuchte es auch jetzt Jossieph, dem alten Bauer zuzusprechen, daß er gar zu trübe von der Zukunft denke; doch der sagte mit einem unheimlichen Todeslächeln auf den Lippen:

Ich hab' einen alten Birnbaum vor meinem Fenster stehen, der ist schon älter, als die ältesten Leute im Dorfe. Der hat heuer zum ersten Male nicht ausgeschlagen; ich weiß schon, was das zu bedeuten hat.

Daß der Baum zum Umhauen reif ist, rief Jossieph unbedacht.

Also da sagt Ihr's ja selbst, sprach der alte Bauer, für den die Todesgewißheit allen Schreck verloren zu haben schien. Nun, von dem will ich Euch nicht weiter erzählen. Hört, wie es mir in vergangener Woche ergangen ist. Da wache ich auf einmal in finsterer Nacht, von meinem Husten geweckt, auf; ich habe geglaubt, der Krampf läßt mich keine Viertelstunde mehr am Leben; aber es muß noch etwas in meinem Leibe sein, was noch nicht ganz zerbrochen und zerstückelt ist,

und da ist auch der Krampf vorübergegangen. Wie ich mich wieder als Lebendigen gesehen habe, es hat mich selbst gewundert, da ist mir, ich weiß nicht wie, der Birnbaum draußen vor dem Fenster eingefallen, daß der heuer nicht blühen will. Was meint Ihr, was mir in jener Nacht für ein Gedanke auf und zugegangen ist? Der Baum will nicht blühen, weil er gut weiß, daß Waczlaw Smetana noch heuer in die Grube fahren wird, und dann ist kein Mensch da, außer Einem, und der wird sich freuen, daß ich gestorben bin. Da hab' ich mir vorgenommen: wie der Morgen kommt, da machst du dich auf den Weg und gehst zu deinem Sohn! So schlecht wird er nicht sein, daß er den alten Vater nicht ins Haus lassen wird, weil der ihn zehn Jahre nicht in sein Haus gelassen hat. Und endlich ist mir noch eingefallen, wie mein Pawel so gar schlecht nicht leben kann, wenn er mit der Judentochter schon zehn Jahre beisammen ist, und man hört nichts Besonderes von ihr. Es hat noch kein Mensch sagen können, was denn eigentlich mit meiner Schwiegertochter ist, nichts im Guten und nichts im Bösen.

Sie ist ja doch getauft, unterbrach ihn Jossepb, forschend den Bauer anblickend.

Was hat mich denn vom ersten Augenblick an so aufgebracht, daß man Waczlaw Smetana auf zehn Meilen in der Runde es hat angesehen, daß sein Sohn eine Jüdin zum Weibe hat? Müssen denn die Leute

mit Fingern auf einen zeigen? Wahr ist, meine Schwiegertochter ist keine Jüdin mehr, aber die Leute sagen doch immer: die Jüdin! Und sie geht doch seit zehn Jahren schon in die Kirche, hat die heilige Taufe erhalten und ist das Weib meines Sohnes. —

Eine starke Röthe — war es die des Zornes oder der Scham? — ward in diesem Augenblick auf Jossеph's Antlitz sichtbar. Er sprach kein Wort.

Am andern Tage da hab' ich mir den Birnbaum erst recht angesehen, fuhr der Bauer fort, und da hab' ich gefunden, dem könnt' nur ein Wunder Gottes helfen, daß er wieder Blüten ausschlägt. Denn Ihr müßt wissen, das kann zuweilen auch geschehen. Bäume stehen da Jahre lang wie stumm, und man hebt schon die Axt gegen sie auf, um sie bis auf die Wurzel niederzuhauen. Da fällt es so einem Baum wieder ein; früh kommt Ihr in den Garten, da ist er Euch ganz mit weißen und rothen Blüten bedeckt. Ich hab' mir also meinen Birnbaum angesehen, der ist Euch ausgehöhlt von oben bis unten, zwei Männer könnten darin Platz haben, und vom Saft, da weiß der Baum gar nichts mehr zu erzählen. Drauf geh' ich in meine Stube zurück, nehme meinen Stecken und mach' mich auf den Weg.

Zu wem? fragte Josseph zerstreut.

Zu meinem Sohn Pawel! Zu wem denn anders? entgegnete drauf Waczlaw etwas gereizt. Hab' ich denn mit einem Andern etwas auf der Welt ab-

zumachen, bevor sie mich begraben? Schuldig bin ich nichts, mir sind Andere auch nichts schuldig, aber zwischen mir und meinem Sohn Pawel da hat es noch eine Rechnung gegeben, und die habe ich zahlen wollen, ehe es zu spät war. Früh Morgens bin ich weggegangen, und am Abend bin ich erst ins Dorf gekommen. — Der alte Birnbaum hat keine Kräfte mehr. Ich komme in das Haus meines Pawel's, da ist der nicht zu Haus, nur Weib und Kinder treffe ich da, und die kennen mich nicht. Ich hab' auch nicht gleich gesagt, daß ich der Großvater bin, und spreche zu meiner Schwiegertochter: ich möchte auf ihren Mann warten, bis der käme, ich hätte mit ihm zu sprechen. Meines Pawel's Weib sagt drauf, da könnte sie nichts einwenden dagegen, ich sollte mich indessen setzen, damit das Kleinste in der Wiege bei Nacht schlafen könne, und schickt ihr ältestes Kind weg, damit es Bier und Brot und Butter holt. Da setzt sie sich nun zu mir hin und stellt sich vor mich, daß ich ihr ganzes Wesen hab' ansehen können. Von Minute zu Minute ist sie mir lieber geworden; denn das hab' ich gleich bemerken können, wie sie eine gar gute Mutter sein muß; die Kinder waren so sauber und wohl erzogen, wie ich das seit Langem nicht gesehen, und wenn eines nicht folgte, da hat sie es nicht geschlagen oder hat, wie es die Mütter gewöhnlich thun, gesagt: Wart' nur, bis der Vater heim kömmt, sondern das Kind hat gleich gefolgt, und mir hat das außerordentlich gefallen. Das

zweite Mädchen, die haben sie taufen lassen, wie meine Alte geheißen hat, nämlich Marianka —

Marianka? rief Josseph verwundert.

Marianka, ein gar prächtiges Kind, das läuft Euch zwischen meine Füße und hält sich da fest und schaut' mich an, als wär' ich ihr seit ihrer Geburt bekannt. Stellt Euch vor, wie ich erschrecke, als das Kind mit Gewalt auf meinen Arm hinauf will, und sagt: Großvater, Großvater! Meines Pawel's Weib lacht drob und meint zu dem Kinde: das ist ja nicht dein Großvater, du Närrchen, aber aussehen mag er schon wie dieser da, und will das Kind mir wegnehmen; das aber hält fest an mir und schreit: ich bleibe bei meinem Großvater. Just läutet die Glocke in diesem Augenblicke den Abendsegen, da seh' ich, was ich nicht erwartet habe. Meines Pawel's Weib kniet nieder vor dem Heiland, die anderen Kinder, das älteste Mädchen und der jüngere Knabe, knieen zu ihr hin, und mit lauter Stimme sagt sie ihnen das Vaterunser vor, und die Kinder beten es ihr nach. Ich hab' ihr zugehört, wie wenn ich, der ich siebenzig und etliche Jahre alt geworden bin, das zum ersten Male in meinem Leben gehört hätte. Ist das eine Jüdin gewesen? hab' ich mir gedacht, die hat ja schon am ersten Tage, wie sie geboren wurde, das heilige Wasser der Taufe erhalten.

Namenlose Qualen im Herzen bergend, vermochte Jossephdieser Erzählung, die alle seine Lebensgeister

wie mit Nesseln aufpeitschte, nur ein stummes Kopfnicken entgegen zu setzen.

Ich halt' das Kind noch auf dem Arme, und Madlena, meine Schwiegertochter, die kniet noch mit den anderen Kindern auf dem Boden und beten, da geht die Thür auf, und mein Sohn Pawel tritt herein. Das Weitere brauch' ich Euch nicht zu erzählen; ich hab' die Rechnung mit ihm abgemacht, er bleibt mein Sohn Pawel und ich bleibe sein Vater Waczlaw Smetana. Jetzt sind wir wieder die besten Freunde. Wenn ihm nur Gott seine Madlena lange erhält! Das ist ein Weib, gar nicht wie die anderen, das läßt sich gar nicht sagen, was die für Eine ist. Mein Sohn ist durch sie ein anderer Mensch geworden, das hab' ich an tausend Sachen gleich erkannt. Ich hab' meinem Pawel, wie er gegen meinen Willen sich die Tochter der Jüdin genommen hat, gar nichts mitgegeben, als sein Muttertheil, und habe doch selbst über achtzig Strich Feld; da hat er aber durch Sparsamkeit, und weil sein Weib dazu gesehen hat, sich in den zehn Jahren doch durchgeholfen; keinen Groschen hat er von mir gebraucht, und wie mir Madlena selbst gesagt hat, sind sie nicht schuldig, in was man einen Löffel Salz schüttet. Jetzt geh' ich nach Haus; länger als vier Wochen wird's nicht dauern, da schick' ich um meine Kinder und geb' ihnen Alles, was ich hab'. Unser Herrgott wird mir's verzeihen, wenn ich zehn Jahre so schlecht mit meinen Kindern umgegangen bin —

und vielleicht wird die Hölle doch nicht so brennen, wenn ich weiß, daß eine Madlena für mich auf Erden betet. — —

Unerkannt trennte sich Josseph, als sie das Dorf erreicht hatten, von dem Schwiegervater seiner Schwester. Auf dessen Anfrage, ob er kommen werde, sich die Wolle anschauen, antwortete Josseph zerstreut. Es war ein verlorener Tag; er that die Geschäfte ab, als ob er noch ein Junge wäre, den man zum ersten Male ins Dorf schickt. Zu Waczlaw Smetana ging er nicht.

Er fürchtete sich vor dem alten Bauer!

9. Auch eine Abrechnung.

Sabbat war wieder gekommen, der Tag des Herrn. Diesmal ging Jossseph nicht in die benachbarte Gemeinde zur Synagoge, wie er sonst pflegte; den weißen Talis um den Leib geworfen, das Gebetbuch vor sich, verrichtete er seine häusliche Andacht. Seine Mutter fragte ihn zwar, warum er diesmal den Schulgang unterlasse, aber er gab nur nichtige Ausflüchte. Drauf ward sie besorgt und meinte tiefbekümmert: man glaubte stets, selbst sei man krank, wie es kein Mensch mehr auf Erden ist, immer finde man aber Einen, der noch kränker wäre. Sie fürchte sehr, daß es ihm wo fehle: schlecht genug sehe er ohnehin aus.

Soll ich etwa aussehen, wie das Leben, wenn man mir mein Leben verbittert? mußte JossepH sich im Beten unterbrechen.

Gott, Lebendiger! rief die alte Frau bekümmert, wer verbittert dir's? Leb' ich dir vielleicht zu lang?

Und auf das soll ich dir eine Antwort geben? sagte Josseph ruhig und fuhr eifrig in seinem Gebete fort.

Nach dem Gebete mußte Fischele die Bibel herbeiholen und mit dem Vater zusammen den Wochenabschnitt der Thora, den er schon dieser Tage mit dem Lehrer vorausgelernt hatte, noch einmal mit dem Tropp*) durchsingen. Das dauerte wohl an die zwei Stunden, während welcher Josseph, der nur zuweilen einen Fehler des Knaben verbesserte, aus einer andern Bibel las, die er vor sich aufgeschlagen hatte. Wunderbar! es war derselbe Wochenabschnitt, aus dem er bei dem neulichen Unterrichte des Lehrers so viel Muth und Erhebung geholt, derselbe Brunnen, der seinem Hasse so viel Recht und Nahrung zugetragen hatte, und doch machten dieselben Sätze heute weniger Eindruck auf ihn, kaum daß sie ihn zu einem minutenlangen Nachdenken aufforderten. Das, was da in der Bibel stand, hatte Moses vor tausend und tausend Jahren zu einem Volke gesprochen, auf dessen Zustand jedes Wort, jeder

*) Der Gesang, mit dem das Vorlesen der Bibel begleitet wird.

Fluch und Segen wie eine Handhabe an ein Gefäß paßte; was gingen sie ihn an?

Nach dem Bibellesen sagte JossepH zu seiner Mutter, fast, als ob heute noch kein schneidender Vorwurf zwischen Beiden gefallen wäre:

Mamme, was meinst du, mit wem ich diese Woche, wie ich aufs Dorf bin gegangen, auf offener Straße bin zusammen gegangen?

Vielleicht gar mit ihr? fragte die alte Marjim mit freudigem Ausdrucke.

Josseph's Stirne verfinsterte sich wieder.

Mit der, sagte er finster, mit der nicht! Aber mit ihrem Schwär (Schwiegervater) bin ich zusammengetroffen.

Nu? forschte die Mutter, indem sie ihrem Sohn lauschend ins Gesicht sah.

Wollte er der alten Mutter keine freudige Stunde gönnen, daß sie aufjauchze aus tiefstem Herzen, daß der Trost mit seinem lindernden Athem um diese Seele fächle, die seit zehn Jahren so viel gerungen und gelitten hatte, daß kein Lichtstrahl auf ein in zehnjähriges Dunkel gehülltes Wehe falle, wenn er ihr die Erzählung von seinem Zusammentreffen mit dem Bauer Waczlaw Smetana vorenthielt? Woher sonst der scharfe, zugespitzte Ton, mit dem er, nachdem die Mutter auf eine Antwort so forschend gelauscht, zu ihr sagte:

Gegangen sind wir wohl selband, haben auch Mancherlei zusammen gesprochen, der Bauer hat mir

sogar ein Geschäft angetragen, aber ich bin ihm nicht nachgegangen. Ich will von Keinem wissen, der nur an ihr anrührt. Ich hab' ihn auch stehen lassen. —

Arme Marjim! Sie hatte so viel erwartet.

Sabbatnacht, wenn die Hawdala oder die sinnbildliche Scheidung der Woche von dem Ruhetag des Herrn durch Anzünden und Verlöschen der geweihten Kerze vorüber war, begab sich Josseph gewöhnlich ans Rechnungsgeschäft der Woche; er schrieb und zählte da eingenommenes und wegzugebendes Geld, zeichnete sich die Bauern auf, die in dieser Woche gemahnt werden mußten, wie überhaupt Alles, was das Geschäft anging. Fischele hatte dabei die Verrichtung, daß er die Geldrollen nach ihren verschiedenen Klassen aufstapelte, so daß der Tisch bei solchen Gelegenheiten fast zu klein ward für den Leuchter, der seine Flammen dazu herlieh. Der Knabe sollte, wie dies Jossenh fast allwöchentlich wiederholte, lernen, was Geld sei, und damit er nie in die Lage komme, wenn er einen Gulden zum Wechseln auf fünf Groschen erhielte, nicht zu wissen, wie viel er heraus zu geben habe. Diesmal verbat er sich jedoch die Dienste Fischele's. Er befahl ihm, sich heut Abend nicht zu muxen, denn er habe da eine Rechnung zu machen und Zinsen von Zinsen eines Capitals auszudenken, daß ihm der Kopf groß wie ein Haus würde. Aus dem letzten Fache eines Schreibtisches holte er dann alte und vergilbte Papiere hervor, die er, um sie genauer zu lesen, mit der Brille

durchforschte. Er rechnete und rechnete, schien sich oft zu irren, löschte dann die Ziffern, die er mit Kreide auf den Tisch hingezeichnet hatte, wieder aus, um von Neuem zu beginnen. Perlender Schweiß kam auf seiner Stirne hervor, die unter der angestrengtesten Kopfarbeit wohl heftig hämmerte. Mutter und Sohn sahen diesem Gebahren mit einigem Staunen zu. Fischele muxte sich wirklich nicht, und in der Stube webte eine Stille, daß man nur das schrille Pfeifen der Kreide auf dem Holze vernahm.

Endlich schien er fertig. Mit einem gewaltsam sich hervordrängenden Seufzer schob er dann die vergilbten Papiere zur Seite, besah sich noch einmal die lange Zifferreihe auf dem Tische, die er jetzt für richtig befunden haben mußte. Wieder ging er zu dem alten Schreibtisch, aus dessen verschwiegenster Lade er Geld herbeitrug, das theils in Silber, theils in Papier bestand. Das Zählen dieser Summe nahm wieder eine geraume Zeit in Anspruch. Mit großen Ziffern zeichnete er endlich an den Rand des Tisches, gleichsam das Endresultat des ganzen Abends, eine Summe auf; Fischele las sie über den Tisch hinüber und fand, daß sie gerade 578 fl. und 35 kr. betrug.

Josseph starrte, die Hände straff an den Rand des Tisches gestemmt, erst das aufgestapelte Geld, dann die geschriebene Summe an.

Fertig mit ihr, murmelte er, doch so vernehmbar, daß es Marjim und Fischele verstehen konnten.

Die gesprochenen Laute schienen den Beiden ein Zeichen zu sein, daß sie aus der während dieses Abends so strenge befohlenen Unbeweglichkeit sich wieder hervorwagen dürften.

Merkwürdig, sagte Fischele, erst war der ganze Tisch mit Kreide bedeckt, jetzt stehen fünf Ziffern darauf.

Und wirst du jetzt nicht dein Nachtessen wollen? Kopf zerbrochen hast du dir genug, meinte die alte Marjim.

Jossepḥ starrte noch immer das Geld an.

Das sind da gerade fünfhundert und achtundsiebenzig Gulden und fünfunddreißig Kreuzer, sprach er nun laut zur Großmutter hin, ohne jedoch die Augen vom Tische zu wenden. Es fehlt kein Groschen daran, die nimmst du und schickst ihr's durch die Dienstmagd hin, die soll aber ja nicht ender fortgehen, bis sie nicht eine Quittung in der Hand hat, daß das Geld richtig ist übergeben worden.

Wie soll ich das verstehen? fragte mit gerechtem Erstaunen Marjim. Wem soll ich das Geld schicken?

Ihr.

Dinah vielleicht?

Ich hab' nachgerechnet, sagte Jossepḥ, ohne noch immer den Blick von den auf dem Tische aufgestapelten Geldsummen wegzuwenden, ich hab' nachgerechnet, es kommen ihr noch 578 fl. 35 kr., wenn ich Zinsen von Zinsen des Capitals dazuschlage. Für die zehn Jahre,

wo das Geld bei mir gestanden ist, kommen gerade 578 fl. 35 kr.; da darf kein „Pehm“ daran fehlen.

Der alte Kopf der Großmutter begann von dieser Mittheilung, die ihr so unerwartet kam, zu schwindeln.

Schmah Jisroel! rief sie, für was bist du ihr's denn schuldig? Das ist ja ein gewaltig groß Stück Geld.

Das ist das Geld, was ihr von Vaterswegen kommt, sagte Josseph mit eisiger Kälte. Zehn Jahre ist's bei mir gestanden, ich halt' mir keinen „Pehm“ davon, Zinsen von Zinsen des Capitals zahl' ich ihr auch zurück, mit fünf Procent berechnet. Ehrlicher kann doch kein Bruder gegen seine Schwester handeln.

Hast du ihr denn damals das Geld nicht ausgezahlt? fragte Marjim nach einer minutenlangen Pause, während welcher sich alle Lebenskräfte ihres Verstandes auf einen Punkt hindrängten, um nur diesmal nicht zu unterliegen.

Weißt du denn das nicht? entgegnete Josseph mit merkwürdiger Unbefangenheit. Ich hätt' ihr etwa noch aus des Vaters Erbschaft ihr Theil abgeben sollen? Wie wäre sie dazu gekommen? Erst hat sie ihn in die Grub' gebracht, und hernach will sie noch ihr Theil? Ich hätt' keinen Kreuzer herausgelassen, und wenn sie vor meiner Thür umgefallen wär'!

Jossheph, Jossheph! rief die alte Marjim vorwurfsvoll.

Milder sagte er dann:

Sie hat ja damals zu mir geschickt und hat ihr Erbtheil heraus wollen. Was hab' ich ihr aber sagen lassen? Sie soll mich verklagen beim Amt und beim Kreisamt und beim Gubernium, sie könnt' selbst zum Kaiser auf Wien gehen, hab' ich ihr sagen lassen, und sich den besten Advocaten auf der Welt nehmen. Sie sollt' schon sehen, wie ich noch einen bessern Kopf auf mir hab', als der beste Advocat auf der Welt.

Und hat sie dich denn verklagt? meinte fast absichtslos die Mutter.

Diese einfache Frage schien einen wunderbaren Eindruck auf Josseph zu machen. Er starrte die Mutter eine lange Weile, fast verblüfft, fast geblendet von den wenigen Worten an, die so gewichtigen Inhalts waren.

Verklagt ob sie mich hat? stammelte er mehr, als er sprach. Nein, das hat sie nicht gethan.

Und warum erst jetzt? Wie ist dir das eingefallen?

Bedachte Josseph nicht, daß in diesem Augenblicke eine Lebensfrage von seinen Lippen beantwortet werden sollte?

Mit einem verdrießlichen Achselzucken sagte er:

Ich will mit ihr einmal fertig werden. Von Rechtswegen kommt ihr das Geld doch, und wenn sie mich hätt' verklagen wollen, hätt' ich nur zu sagen gebraucht: ich hab's nicht, und hätt das aus den Büchern bewiesen. Fertig werden will ich; dann seh'

ich, sie bekommt wieder ein Kind um's andere ins Haus, da hab' ich mir gedacht, sie wird das Geld nöthig haben, kann ein Stück Feld dafür kaufen und ein Kind drauf einschreiben lassen.

Welche ungewohnte Sprache tönte heute zum ersten Mal nach zehn Jahren an die Ohren der alten Frau! Hörte sie Himmelsharmonieen, Chöre engelhafter Stimmen, die ihr auf Schwingen des Gesanges die Kunde zutrugen, welche Veränderung mit ihrem Sohne vorgegangen?

Josseph, Jossepḥ, rief sie schluchzend, Gott soll dir's zahlen!

Sage nur der Dienstmagd scharf ein, sprach er auf diesen Ausbruch mütterlicher Zärtlichkeit mit überlegter Kälte, sag ihr's nur scharf ein, sie darf nicht weggehen, bis sie nicht die Quittung in der Hand hat.

Jossepḥ, Jossepḥ! weinte die alte Frau.

Er stand vom Tische auf, schob das Geld auf einen Haufen und trat dann zum Fenster; leise pfeifend blickte er eine lange Weile in die finstere Nacht hinaus. Dachte er an etwas, was wir nicht errathen können? Vom Fenster ging er dann wieder zum Tische und ließ noch einmal den Blick auf den geschriebenen 578 fl. 35 kr. haften. Mit einem heftigen Rucke der Hand löschte er sie dann aus.

So, sagte er halblaut für sich, das Beste ist, ich bin mit ihr fertig geworden.

Die alte Marjim war eine feinfühlende Natur.

Ihr war das „Fertigwerden“ Jossephs's, das wiederholt aus seinem Munde gekommen, nicht nach dem Sinn. Zehn Jahre lang, dachte sie, läßt er das Geld bei sich liegen, läßt Zinsen auf Zinsen anwachsen, und da meint er nun, er ist fertig geworden mit ihr? Dennoch dankte und lobte sie Gott aus tiefster Seele, denn, war sie der Hoffnung, Jossephs hat doch wenigstens einen Anfang gemacht.

Wie schlecht kannte diese Mutter denjenigen, den sie unter ihrem Herzen getragen und mit ihrem eigenen Blute genährt hatte, wenn sie an diesen „Anfang“ glaubte.

Jossephs's Haß gegen die Schwester war jetzt gefährlicher als je; er hatte ihm selbst die Spitze abgebrochen, indem er ein altes Unrecht wieder gut zu machen suchte. Dafür war dieser Haß breit und stämmig geworden, wie ein abgehauener Baum im Walde. —

Das grüne Laubwerk fehlt, aber der verstümmelte Stamm steht fast drohend da, daß man ihn seines Schmuckes zu berauben gewagt hat.

---

10. Swate Ján.

So wohl sich übrigens Josseph fühlen mochte, daß er nun mit Madlena „fertig“ geworden, er schaute doch am andern Tage mit einer Empfindung von Bangigkeit dem Kommen der Magd entgegen, die er mit den 578 fl. 35 kr. zu „ihr“ geschickt hatte. Die Magd kam endlich und brachte die in bester Ordnung ausgestellte und vom Schulmeister auf einem Stempelbogen geschriebene Quittung über den richtigen Empfang des Geldes; unterzeichnet stand mit großen leserlichen Buchstaben: „Madlena Parzik, Ehefrau des Pawel Parzik.“ Auf die Frage der Großmutter, ob das so plötzlich ins Haus gekommene Geld dort nicht großes Aufsehen und Ueberraschung verursacht habe, wußte die Magd nur wenig zu berichten. Sie habe Pawel und Madlena noch daheim getroffen, denen habe sie ihren Auftrag mitgetheilt, worauf Pawel sogleich um den Schulmeister geschickt hätte. Madlena habe aber heftig geweint und gesagt: das hätte sie gewiß niemand Anderem zu verdanken, als ihrer Mutter; in einer Woche wäre das zum zweiten Male, daß sie ihr Wohlthaten erzeige; erst habe sie ihr Zucker und Kaffee geschickt und jetzt verhelfe sie ihr sogar zu ihrem väterlichen Erbtheil.

Umsonst war das Nicken und Winken der alten Frau, daß die Magd in ihrem Geständnisse einhalten

solle. Jossepĥ hatte Alles gehört; mit dem Scharfblicke eines Falken übersah er sogleich den ganzen Verrath, der an ihm begangen.

Weiber, Weiber! knirschte er zwischen den Zähnen, und ein gewaltiger Ausbruch des Zornes stand bevor.

Die kluge Marjim aber kam ihm zuvor, daß sie die Magd fragte, ob Madlena sich auch bedankt habe, und ob sie besonders des „Herrn“ nicht gedacht habe (sie meinte Jossepĥ), der das Geld doch eigentlich geschickt habe.

Darauf könne sie sich nicht mehr erinnern, sagte die Magd, den Namen des Herrn hätte sie nicht gehört, es sei immer die Rede von der Babe gewesen.

Nu, Mamme, meinte Jossepĥ mit fürchterlichem Hohn, willst du der noch Zucker und Kaffee schicken?

Die kluge Marjim wandte in diesem Augenblicke die feine Kriegslist an, daß sie gleichsam in die gerechten Vorwürfe Jossepĥ's einzustimmen schien.

Das sei nicht schön, sagte sie, daß Madlena sich nicht ordentlich habe bedanken lassen, denn es sei doch nur Jossepĥ's gütigem Willen beizumessen, wenn er ihr das väterliche Erbtheil mit Zinsen von Zinsen des Capitals ausgefolgt hätte. Namentlich das Letztere, nämlich die Zinsen auszuzahlen, sei er gar nicht verpflichtet gewesen, genug hätte er gethan, wenn er's nur beim Capital gelassen hätte — und nun ließe sie sich nicht einmal bedanken!

In ihrem Herzen nahm sie aber entschieden Partei

für die Tochter gegen den Sohn. Wofür sich Madlena etwa noch hätte bedanken sollen, sprach es in ihr, ob vielleicht dafür, daß man ihr das, was ihr von Rechtswegen komme, endlich nach zehn Jahren geschickt habe?

Das Eine hatte aber die alte Frau durch ihre feine Kriegslist erreicht, daß Josseph's Zorn sich nicht mehr wie wildes Bergwasser verheerend und vernichtend Bahn brechen konnte: einen Theil seines Grimmes hatten andere Schultern auf sich geladen, und bedürfen derartige Naturen etwas Anderes, als zu wissen, daß sie mit ihrem Hassen und Lieben nicht allein dastehen in der Welt? —

Am wenigsten kannte Jossеph selbst seine eigene Lage, wenn er das Facit seiner Rechnung mit Madlena zum Schlusse gediehen glaubte. Zwar fühlte er einige Erleichterung, wenn er dachte, daß ihn nichts mehr band, nicht einmal ein zu sühnendes Unrecht mehr; denn er hatte ja Alles gethan, um den Begriffen gewöhnlicher Rechtlichkeit Genüge zu leisten. Er glaubte „fertig" geworden zu sein, und der Gedanke überkam ihn zuweilen mit aller Freudigkeit, wie „sie" nun ihn so gar nichts mehr angehe und wie er sie jetzt abgeschüttelt habe, „wie ein Ungeziefer, das einem vom Baum auf den Rock gefallen". Aber die bösen Stunden sollten dennoch nicht ausbleiben, und wen wird es wundern, daß sie wieder zurückkehrten?

Sie kamen noch in dieser Woche.

Der 16. Mai war gekommen — das Fest des heiligen Johann von Nepomuk. Gleichzeitig mit dem achttägigen Bittgange zu dem böhmischen Landespatron war auch das holde Fest Sebuoth, die jüdischen Pfingsten, in das einzige Judenhaus des Dorfes eingekehrt. Während Fischele zur Ehre der zehn Gebote, was nur immer in der Stube stichhältig war, mit grünem Laubwerk und Blumen bekränzte, damit die Babe, meinte er, doch auch wisse, wie es an diesem Tage in der Synagoge aussehe, waren draußen auf der Brücke andere Hände geschäftig, den Heiligen zu schmücken, der alle Flüsse und Bäche dem Volke geheiligt hat, seitdem sie von der Prager Brücke in die stillen nächtlichen Fluten der Moldau jenen schweigsamen Priester geworfen haben.

Unter allen Heiligen der katholischen Kirche ist St. Johann von Nepomuk's Glorienschein der am weitesten hin leuchtende; aus den stillen Fluten der Moldau hat sich vor Jahrhunderten ein Lichtschimmer ergossen, der noch jetzt von den fünf Sternen, mit denen das Volk den Kopf des Heiligen umgiebt, in tausend Seelen sich ergießt. Der Strahlenglanz, der von seinem Haupte ausgeht, legte sich einst nicht prächtiger um die Krippe des bethlehemitischen Kindes — das Volk selbst hat ihn zu seinem Heiligen gemacht. Die Menschennatur hat hier im dunkeln Drange den rechten Weg gefunden. Jener bleiche Priester, der selbst um den Preis eines grauenhaften Todes die

anvertrauten Geheimnisse einer Menschenseele nicht entheiligen wollte, hat dem Volke das Schweigen vergöttlicht. Unter zehn leidenden Herzen giebt es nur eines, das geneigt ist, seinen Jammer laut und vor aller Welt auszusprechen, die anderen suchen sich „auszuschweigen“, oder der heilige Priester mit dem Sternenkranze um das Haupt — tröstet sie.

Tausend Hände sind jederzeit geschäftig, den Heiligen zu schmücken, ihm Blumensträuße darzubringen, farbige Lämpchen anzuzünden, grünes Laubwerk in verschlungenen Zierathen um seine Bildsäule zu schlingen; denn tausend Herzen bewegt es in trauriger Ahnung, daß sie im Laufe des Jahres leidens- und schmerzvoll vor dem bleichen Priester schlagen werden, und die Lieder, die sie ihm am Jahrestage seiner Heiligwerdung singen, die Blumen, mit denen sie ihn bekränzen, halb hat sie die Ehrfurcht, halb die Bestechung dargebracht.

Das Fest des heiligen Johann von Nepomuk kam als eine böse Stunde für Jossepb.

Die Procession, die aus der Kirche nach der Brücke zu sich bewegte, ging an seinen Fenstern vorüber. Schallende und weithin läutende Glocken, flatternde Kirchenfahnen, brausende Gesänge, die über Wiese und Feld hinüber tönten und die Lerche herausforderten aus dem Blau des Himmels, wo sie verborgen ihr schmetterndes Lied sang! — Und in der langen Reihe der frommen Schaar, die lobpreisend und singend zu dem Heiligen auf der Brücke zog, — auch Madlena!

Fertig glaubte er geworden zu sein mit ihr, und nun brachte jedes höher sich schwingende Weihrauchwölkchen, das aus den Rauchfässern der Knaben aufwirbelte, jeder verirrte Laut, jedes Flattern der in den Lüften wallenden Kirchenfahnen Sturm in sein Blut, machte seine Faust sich ballen und sein Auge funkeln!

Der Heilige, dem all diese Feier galt, all diese Ehre entgegenging, St. Johann von Nepomuk vergällte ihm nicht die Stunde, aber was wollte Madlena dabei? dachte er bei sich. War St. Johann von Nepomuk für sie von der Prager Brücke in die Moldau geworfen worden? Gehörte sie zu ihm? Und mußte sie gerade mit der Procession an seinem Fenster vorübergehen? Gab es keine andere Art, als „Getaufte“ zu erscheinen, als Mutter und Bruder offen vor aller Welt Hohn zu sprechen?

Darum war das heurige Johannifest einer der trübsten Tage seines Lebens. Nichts geschah im Hause recht, Alles strebte ihm entgegen, um ihm sein Dasein zu verkümmern. Die forschenden Augen der alten Mutter lagen oft minutenlang auf ihm, mit tausend Ohren vernahm er die unausgesprochene Frage: was ihm denn wieder fehle, ob er denn noch nicht fertig geworden? Manches harte Wort ließ er gegen die treue siebenzigjährige Frau fallen, deren einziges Vergehen darin bestand, daß ihn ihre Augen zu fragen schienen. Um Allem zu entgehen, schützte er am Nach-

mittage einen Gang ins nächste Dorf vor; in der That aber wollte er sich selbst entrinnen. —

Es trieb ihn ruhelos über Feld und Wiese, und wenn er einem Menschenantlitze nicht zu begegnen brauchte, wich er ihm lieber aus. In sinkender Nacht kehrte er wieder heim. Als er an sein Haus kam, erwartete ihn dort eine hohe, finstere Gestalt, in der Josseph trotz der Finsterniß den Bauer Stepan Parzik erkannte. Seit dem räthselhaften Verschwinden Anezka's war der „Dechant" nicht gesehen worden. Josseph erschrak, als er sich wieder diesem wilden Bauer gegenüber sah.

Parzik, rief er, was willst du hier?

Ich habe mit Euch noch etwas zu sprechen, Herr JossePh, sagte dieser dumpf, aber hier bei Euch kann's nicht sein.

Und das muß jetzt sein? fragte Jossepl erstaunt; ist morgen nicht auch ein Tag?

Es muß noch heute sein, entgegnete der Bauer, dessen Stimme ein ungewöhnliches Zittern nicht verbergen konnte.

Es muß das etwas ganz Merkwürdiges sein, sprach Jossepl halblaut vor sich; zu Parzik aber sagte er: Kommt also in die Stube herein und bringt da vor, was Ihr habt.

Das geht nicht, Herr Jossepl, entgegnete kopfschüttelnd der Bauer, nicht hier und nicht in der Stube kann ich mit Euch sprechen, Ihr müßt heute um elf

Uhr auf die Brücke kommen, nur da kann ich's Euch vertrauen, anderswo nicht, wollt Ihr kommen?

Josseph sann eine lange Weile, es schien ihm fast nicht räthlich, mit dem wilden Parzik in so später Stunde auf einem und demselben Fleck Erde zu athmen, dann fragte er rasch:

Muß ich dabei sein?

Lieber wär's mir, sagte der Bauer; ich muß Euch etwas von meiner Tochter erzählen.

Wißt Ihr denn noch nicht, wo Anezka hingekommen?

Gott weiß es, sagte Parzik mit bebender Stimme, und der da drüben.

Er zeigte mit der Hand nach den hell erleuchteten Fenstern der Pfarrei.

Ein seltsamer Gedanke fuhr durch Josseph's Gehirn.

Ich komme, sprach er, heute um elf Uhr.

Sicher? fragte Parzik düster.

So wahr ich lebe. —

Gebt mir Eure Hand drauf.

Josseph schlug in die dargereichte Rechte Parzik's ein. Ohne ein Wort weiter an ihn zu richten, verlor sich der Bauer in der Nacht des Dorfes. —

Als Josseph um elf Uhr Nachts den Weg nach der Brücke einschlug, wo ihn Parzik erwartete, mußte er an Madlena's Wohnung vorüber gehen. Er sah noch Licht darin brennen, und wie damals, als er nach der Kunde der Mutter von dem gesegneten Zustand

seiner Schwester in tiefer Nacht an ihren Fenstern gehorcht hatte, trieb es ihn auch jetzt, dort zu lauschen . . . zu erfahren, warum in später Stunde noch Licht bei ihr brenne. Ein einziger Blick zeigte ihm ein ganzes, rührend schönes Bild. Madlena saß an der Wiege ihres Kindes mit nickendem, schläfrigem Kopfe, die eine Hand an das Spinnrad gedrückt, dessen Rad nicht ging, die andere unbewußt die Wiege schaukelnd. Das Licht auf dem Tische ließ das Alles sehr deutlich erkennen.

Ist das Kind krank? überkam es ihn mit wunderbarer Gewalt des empfangenen Eindruckes.

Dann schlich er leise fort, fast fürchtend, als ob ein schwerer Tritt Madlena aufwecken könnte.

Als er zum Dorfe hinaus kam, fiel ihm erst das nächtliche Stelldichein mit Parzik ein, so mächtig war der vorhergehende Moment für diese so stürmisch bewegte Seele gewesen. Mit dem Bauer fiel ihm auch sogleich die angebliche Ursache dieser Besprechung ein. Anezka sollte der Gegenstand sein, die unter so eigenthümlichen, mehr als räthselhaften Umständen verschwundene Magd. —

Ob sie von Madlena doch ist angestiftet worden? fragte er sich jetzt, und ob Parzik etwas davon weiß?

Mit Herzklopfen eilte Josseph nach der Brücke, kein Augenblick schien ihm zu verlieren.

Als er die Brücke betrat, kam ihm Stepan Parzik,

gleichsam erst geboren aus der rings lagernden Nacht, plötzlich entgegen. Ein Grauen überkam ihn.

Herr Josseph? fragte leise der Bauer.

Ich bin's, Parzik. Was wollt Ihr? fragte Josseph zagend.

Kommt.

Parzik ging voraus, nur zögernd folgte Josseph. Sie schritten noch über die ganze Länge der Brücke, unter der das Wasser lautlos, fast absichtlich schweigsam dahin strömte. Mond, Sterne und Wellen hatten sich das Wort gegeben, im Einverständnisse — zu schweigen.

Aus dem Dunkel der Nacht leuchtete die weiße Kapelle des heiligen Johann von Nepomuk hervor; ein einfaches Lämpchen in einer farbigen Papierlaterne brannte vor dem bleichen Priester aus Holz, der mit Blumenkränzen, Bändern und Laubwerk so verdeckt war, daß nur das matt beleuchtete todesselige Antlitz dazwischen hervorblickte.

Hier blieb Parzik stehen. Minutenlang standen die beiden Männer sich sprachlos gegenüber. Endlich begann der Bauer:

Da steht ein Christ und ein Jud vor dem heiligen Johann von Nepomuk, und Keiner von Beiden zieht den Hut vor ihm ab. Woher kommt das?

Ich versteh' Euch nicht, Parzik, sagte Josseph beklommen.

Das versteht ein jedes Kind, entgegnete der Bauer

rauh auflachend: der Christ will von dem heiligen Geistlichen da nichts wissen und der Jud weiß ohnehin nichts von ihm. So ist's, Herr Jossеph.

Dem graute vor dieser wilden Stimmung des Bauers, die er aus dem täglichen Umgange mit ihm nur zu sehr fürchtete.

Bin ich deßwegen hergekommen? sagte er und wandte sich zum Fortgehen.

So wartet doch nur, Herr Josseph, rief Parzik und erfaßte den Vorwärtsschreitenden an der Hand.

Was wollt Ihr, Parzik? sagte nun Josseph ernst, einen Spaß treiben lasse ich mit mir nicht.

Hört mich an, Herr Josseph, sprach der Bauer und ließ dessen Hand los, Ihr wißt, mir liegt viel gegen die Pfaffen auf dem Herzen; wenn der Herrgott selbst herunterkommt, ich sag' ihm das frei ins Gesicht.

Und was geht mich das an? fragte Josseph ruhig.

Euch geht's schon an, sagte Parzik, sehr stark geht Euch das an. Der Pfaff im Dorf hat's gemacht, daß meine Anezka aus deinem Hause fortgegangen, der Pfaff ist Schuld daran, daß Anezka verschwunden ist, kein Mensch weiß, wohin. Aber gebt Acht, nach einigen Wochen, vielleicht erst nach einigen Monaten, da kommt sie wieder, und da wird, der dort in der Pfarrei sitzt, sie zu seiner Wirthschafterin machen, zu seiner Wirthschafterin! Und Stepan Parzik soll der Vater von des Pfarrers Wirthschafterin sein.

Die Stimme des Bauers klang fast wie unterdrücktes Schluchzen; sie berührte Jossephs's Seele gewaltig; er konnte sich einen Stepan Parzik nicht weinend vorstellen.

Und wenn's nicht wahr wäre? meinte er mit tröstend weichem Laute, wenn Anezka doch wieder käme?

Der da steigt eher aus der Kapelle heraus, meinte der Bauer mit seinem früheren rauhen Lachen, als daß die zurückkommt. Die ist in Grund und Boden hinein verdorben: es scheert sich keine Katz' mehr um sie.

Jossephs entgegnete nichts.

Aber der im Dorfe, fuhr Parzik zähneknirschend fort, soll ja nicht meinen, ich kann ihm nicht seinen Wolfszahn herausreißen. Ich hab' einen Hund, den hetz' ich auf ihn, und der muß ihm ins Bein beißen, daß er für immer krumm und lahm geht.

Trotz des Dunkels der Nacht konnte Jossephs den leuchtenden Blitz sehen, der aus des Bauers Augen herausbrach.

Kommt, Parzik, sagte er mitleidig, Ihr seid heute zu wild, ich selbst will mir Mühe geben, daß Euch Eure Tochter wieder zurückkommt.

Was wißt Ihr davon, schrie der Bauer wüthend, wenn's Zeit ist oder nicht? Heute ist's Zeit, gerade heute, ich bin dazu aufgelegt, nicht zehntausend Pferde könnten mich mehr von diesem Flecke da wegbringen.

Was willst du denn eigentlich anfangen? fragte Jossephs mehr erstaunt als neugierig.

Parzik trat der Kapelle näher. Er zeigte mit dem Finger nach dem bleichen, nur matt beleuchteten Antlitz des böhmischen Märtyrers. Er wollte sprechen, aber ein gewaltiger Krampf schien ihm die Kehle zusammenzuschnüren. Nur mühsam entrang sich ihm ein Laut.

Sieh, sagte er mit gedämpftem Tone, den sie da mit Blumen und Laub und Bändern geschmückt haben, das ist auch Einer von denen gewesen, den die Pfaffen dem Volke beschert haben. Es ist aber kein wahres Wort daran, daß sie ihn einmal von der Brücke in die Moldau geworfen haben. Das haben die Pfaffen selbst erfunden, und Einer hat's nachgeschrieben, und Millionen Menschen haben ihnen das geglaubt.

Ein Heiliger! rief Josseph entsetzt, wie sprecht Ihr doch, Parzik?

Was Heiliger! schrie der Bauer; es giebt keine Heiligen. Meinst du, wenn sie ihn auch wirklich in die Moldau geworfen haben, so sind dann die fünf Sterne um seinen Kopf erschienen? Du Narr, du abergläubischer Narr! Oder man hat die Zunge gefunden, und es ist Blut herausgeflossen? Du abermals Narr und Abergläubischer! Das Alles haben die Pfaffen erfunden, und das Volk hat's ihnen geglaubt. Die Pfaffen haben Einen gebraucht, daß sie dem Volke einreden könnten: ihr müßt eure Sündenschuld Tag für Tag im Beichtstuhl abthun, sonst könnt' ihr nicht selig werden, und da haben sie nun, um zu

zeigen, wie treu der Geistliche die Beichte behält, den heiligen Johann von Nepomuk erfunden. Aber es ist kein wahres Wort daran.

Fluch' nicht, sagte Jossepb ernst, du weißt das nicht besser, als dein Vater, dein Großvater und dein Urgroßvater, und die haben auch an ihn geglaubt, haben ihn auch für einen Heiligen gehalten.

Die waren auch von den Pfaffen verdorben, rief Parzik grimmig. Könnten die nur die Erde abschütteln, die auf ihnen liegt, du möchtest erfahren, ob der ihnen auch ein Heiliger ist.

So red doch nicht so, meinte Jossepb ärgerlich.

Was soll ich aber thun, wenn's so ist? Ich will dir auch gleich den Beweis geben, daß der da kein Heiliger ist.

Was willst du thun, fragte Jossepb schaudernd.

Dem da, sagte Parzik rauh lachend, haben sie zu viel Blumen und Laub und Bänder angethan, es ist das Alles zu viel für einen Heiligen, und der braucht das nicht. Ich weiß, der Pfaff wird sich ärgern, wenn er morgen da herauskommt und findet, daß man seinem Heiligen die Kleider ausgezogen hat.

Das willst du thun? schrie Jossepb.

Parzik faßte bereits mit einer Hand nach einer mit Laub umwundenen Säule. Jossepb fiel ihm in den Arm.

Das wirst du nicht thun, sagte er ernst.

Warum nicht? entgegnete fast ruhig der wilde Bauer.

Weil man's nicht thun darf, sagte Josseph mit Festigkeit in Stimme und Geberde.

Das sagst du? rief Parzik rauh lachend.

Weil man sich an dem Heiligen nicht vergreifen darf, weil das Sünde ist.

Er ist aber kein Heiliger.

Hör mich an, Parzik, sagte Josseph, den die ganze Gewalt seiner tiefen religiösen Ueberzeugung überkommen hatte, hör mich an. Wenn tausend und zehntausend und Millionen Menschen an etwas Heiliges glauben, sich vor ihm bücken und beugen, ihm Blumenkränze und grünes Laubwerk darbringen, um es zu ehren, und Einer glaubt nicht daran, meinst du, der Eine darf aufstehen und sagen: ich glaub' nicht daran, schafft mir das Heilige aus den Augen, denn es ärgert mich? Meinst du, der hat das Recht dazu? Tausend und zehntausend und Millionen Menschen müssen aufstehen und kommen, müssen sagen: wir haben uns geirrt, wir haben etwas für heilig gehalten, was nicht heilig ist. Gott sei davor, wenn das aber nur ein Einziger thun will; ich sag' dir, Parzik, es giebt gar keine größere Sünde!

Du bist auch einer von den Pfaffenfreunden, sprach der Bauer dumpf, ohne die Hand von der umlaubten Säule abzulassen, an dir ist Einer verloren gegangen, der möcht' den einzigen Löffel im Hause verkaufen, um ihn dem Geistlichen zu geben.

Sag, was du willst, erwiderte Josseph fest, ich

leid's nicht, daß du an den Heiligen da nur mit einem Finger anrührst.

Du? lachte der Bauer.

Ich, sagte Jossepb und stellte sich drohend dem Gottesschänder entgegen.

Parzik hatte die Hand von der Kapellensäule fahren lassen, die Männer maßen sich mit stummen Blicken.

Ich will doch sehen, wer mir das wehren kann, sagte Parzik mit grauenhafter Ruhe. Ein Lichtstrahl aus der farbigen Papierlaterne, die vor dem Heiligen brannte, fiel auf Jossepb's Antlitz, auf dem der Muth einer höheren Sache lag; seine Wimper zuckte nicht.

Eben so kalt, aber mit mehr Festigkeit in der Stimme, als der wildbewegte Bauer, entgegnete Jossepb:

Untersteh dich.

Statt aller Antwort packte Parzik die Laubsäule mit der starken Faust, daß sie unter dieser schweren Wucht in sich zusammenwankte. Aber schon lag auch der Arm Jossepb's auf seinem Nacken, und der Bauer stürzte zu Boden; es dröhnte fast, als sei ein mächtiger Baum im Walde vom Sturm niedergerissen worden.

Parzik suchte sich loszumachen und schlug mit der freien Hand auf Jossepb los, der hielt ihn aber wie mit Eisenbanden fest. Kein Wort, als die unterdrückten Laute der beiden Ringer, tönte durch die stille Nacht. Dieser stumme Kampf hatte etwas Grauenhaftes, wie es die Sprache nicht auszudrücken vermag.

Zwei starke Männer, jeder bedacht, das Uebergewicht zu erlangen, keiner eigentlich den Andern hassend und doch bemüht, ihm selbst ans Leben zu gehen, wie es die Noth erforderte! Dem Bauer war es fast gelungen, sich von seinem Gegner loszuringen; er biß Josseph in den rechten Fuß, daß dieser vor Schmerz laut aufschrie und wegtaumelte.

Du Pfaffenfreund! . . . du Pfaff, schrie Parzik, und raffte sich auf, wart', dir will ich auch zeigen . . . du Pfaff!

Es geht ums Leben, Parzik! rief bebend vor Kampf und Erschöpfung Jossepb. Einer geht nicht lebendig fort von hier.

Parzik wollte mit dem Blicke eines Habichts, der seine Beute in nächster Nähe bemerkt, auf Jossepb mit einem Sprunge losfahren, als hinter der Kapelle ein furchtbarer Schrei ertönte, der den beiden Ringern das Blut im Leibe gefrieren machte. Gleich darauf stürzte eine Gestalt hervor, die an Jossepb zusammengeknickt darniedersank. Es war ein Weib.

Schlagt ihn nicht todt, bat sie mit hochaufgehobenen Händen, schlagt ihn nicht todt, es ist ja mein Vater!

Aus der Laterne vor dem blumenbekränzten Heiligen fiel ein dürftiger Strahl auf die knieende Gestalt. Die Männer erkannten sie.

Es war Anezka.

---

11. Ein Blütenkelch geht auf.

Als der Bauer seine Tochter erkannt hatte, war sein gewaltiges Wesen tief erschüttert worden. Beide Hände vor das Gesicht gestemmt, sah er fast aus, als schäme er sich, der wilde Stepan Parzik, vor seiner Tochter! Ohne mehr zu fragen, wie Anezka so urplötzlich herkomme, was sie hergebracht, ging er fort. Er schlug den Weg nach dem Dorfe ein; auf der Brücke schallten noch seine Schritte eine Weile fort, bis Alles, was an das Dasein des Bauern gemahnte, in der Stille der Nacht verschwand.

Zu Jossephs's Füßen weinte noch immer die hingesunkene Anezka.

Was um ihn her vorgegangen war, dünkte ihn selbst so wunderbar, daß er nicht zu Worte kommen konnte. Jetzt erst, nachdem Parzik den Schauplatz dieses Ereignisses verlassen, sanken ihm die bis dahin so gewaltig aufgeregten Kräfte seines Körpers, die Hände waren ihm schlaff geworden, es war ihm fast, als seien sie ihm vom Rumpf abgehauen. Dunkel schwamm es vor seinen Augen.

Um nicht vor Ermattung umzusinken, mußte er sich an eine der Säulen lehnen, die die Kapelle des heiligen Johann von Nepomuk trugen. Er fühlte sich zum Sterben matt.

So erbarmenswerth die Lage des Mädchens war,

das wimmernd vor ihm im Staube lag, er konnte ihr nicht helfen, denn ihn selbst hätte in diesem Augenblick ein Kind umwerfen können, so vernichtet war sein eigenes Wesen. Die kühle Nachtluft erfrischte ihn allmählich; er fühlte, wie das Blut immer wärmer wurde in ihm; wie die Lebenskräfte zurückkehrten.

Anezka, rief er leise, so erzähl doch, wie bist jetzt auf einmal hergekommen?

Die Magd richtete sich auf den Knieen vom Boden auf. Josseph erschrak über den furchtbaren Anblick, der sich ihm in dem mattbeleuchteten Antlitz des Mädchens darbot. Es war das einer Todten, die vor dem letzten Athemzug noch irgend ein schweres Leid durchgekämpft hat. Das Kopftuch war zurückgefallen, die schwarzen Haare lagen über der bleichen hohen Stirne.

Anezka, sagte der tieferschütterte Mann, was machst du? Wie kommst du her? Bist du krank gewesen?

Keine Antwort.

Noch einmal mußte Josseph mit den lindesten Tönen einer erbarmungsvollen Seele seine Fragen an die Unglückliche richten, bis sie endlich aus ihrem Schmerz zu einem verständigen Worte sich ermannen konnte.

Redet nur nicht mit mir, rief sie schluchzend, ich bin nicht werth, daß Ihr mich anspeit, redet nicht mit mir!

Red, Anezka, sagte Josseph sanft, was ist dir?

Ich hab' jetzt Alles vergessen, was du uns angethan hast. Die Babe besonders, die kann dich nicht aus dem Sinn bringen, und es vergeht fast kein Tag, wo sie nicht deiner gedenkt.

Die Babe, die gute Babe! rief Anezka und rang verzweiflungsvoll die Hände. Schlagt mich nur gleich todt, Herr Jossieph, es geht so nichts Gutes an mir verloren.

Närrisches Kind, sagte Jossieph theilnehmend, du weißt vielleicht gar nicht, was du gethan hast. Warst ja immer ein so gutes Mädchen, und in unserer Familie bist du ja wie das Kind im Hause gehalten worden.

Jossieph ahnte nicht, daß gerade diese linden, sanften Worte wie Gifttropfen in die Seele dieses armen Geschöpfes fielen.

Schweigt, schweigt, rief sie, sonst thu' ich mir vor Euren Augen ein Leides an. Ich bin's ja nicht werth, daß ein Mensch zu mir sagt: pack dich, du Schelmin. Wenn nur Einer käme und schlüg' mir die Hacke vor den Kopf, daß ich nicht mehr zu leben brauchte!

Unwillkürlich mußte Jossieph an die „Wirthschafterin" des Pfarrers denken, die Stepan Parzik zu dem verruchten Entschlusse, das Heiligenbild zu verschänden, getrieben hatte. Die Frage stand schon auf seinen Lippen, als Anezka schluchzend wieder begann:

Es wäre schon Alles beim Alten geblieben, und ich hätt' meine gute Babe nimmer und nimmer ver-

lassen, bis an ihren Tod, und selbst da hätt' ich mir die Augen ausgeweint, wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß. So aber ist Einer dazwischen gekommen, und jetzt ist Alles aus.

Was weißt du jetzt? fragte Josseph.

Daß Ihr kein Feind unserer Religion seid —

Das bin ich auch nicht, sagte Josseph mit dem vollen Bewußtsein einer glaubensstarken Seele, das bin ich auch wirklich nicht, setzte er wie bekräftigend hinzu.

Wer weiß das besser als ich, entgegnete die Magd mit wunderbar feierlichem Ton, wer weiß das besser als ich? War ich nicht dabei, als Ihr den Vater von der Hölle gerettet habt? Der Vater hat seine Hand ausgestreckt gegen den Heiligen, und da habt Ihr sie zurückgehalten, und er hat's nicht ausführen können. Der Pfarrer hat immer gesagt: der Vater kommt in die Hölle, weil er an den Heiland und die Heiligen nicht glaubt, aber er wird doch nicht dahin kommen, denn er hat den Heiligen nicht berührt, und die Flammen werden ihn nicht verzehren. —

Aufmerksam hatte Josseph diesen leidenschaftlichen Ausbruch einer ihm fast fremden Seele vernommen. In leisen Umrissen dämmerte das Bewußtsein seiner vollbrachten That vor ihm auf, und fast glaubte er in diesem Augenblicke, er habe das wirklich gethan, was Anezka mit so feuriger Zunge als sein Werk ausgab.

Anezka, sagte er nach einer Weile, wer hat dir denn gesagt, daß ich ein Feind von eurer Religion bin?

Der neue Pfarrer, versetzte die Magd ohne Zögern.

Der? Wie kann der das wissen? Er hat mit mir noch keine zehn Worte gesprochen.

Er hat's doch immer gesagt, entgegnete die Magd, die ruhiger geworden war. Gesagt hat er's, und ich hab's ihm endlich geglaubt.

Wie hat der Pfarrer nur das wissen können? sprach Josseph wie träumerisch vor sich hin. Unbegreiflich schien es ihm und schwer erfaßbar, daß man sein persönliches Verhältniß zu Madlena für Religionshaß ansehen konnte. Die Magd hatte die leise vor sich hingesprochenen Worte Jossephs's vernommen; sie sagte:

Er hat Alles gewußt, wie wenn er in unserem Hause aus- und eingegangen wär'. Er hat dort Jemand gehabt, der hat ihm Alles ausspionirt und es ihm wieder erzählt. So hat er's leicht wieder wissen können.

Und das warst du? fragte Jossephh sanft.

Schluchzend rief Anezka:

Seht Ihr, daß ich nicht werth bin, daß Ihr nur ein Wort mit mir sprecht? Ihr habt mich mit zehn Jahren in Euer Haus genommen, meine Mutter war todt, und ich ein Waisenkind. Die gute Babe hat mich aufgezogen wie ein eigenes Kind, aber ich bin eine Schelmin geworden, nicht werth, daß sie der Boden

trägt. Ich hab' euch alle verkauft und verschimpft und verrathen. Das kann mir Gott nicht mehr verzeihen.

Laß gut sein, Anezka, sagte Jossephh mild, der Mensch weiß nicht immer, was er thut. Es ist auch Alles schon vergessen, und wenn du heute wieder zur Babe kommst, so schickt sie die Andere wieder fort. Alle Tage meint sie, es fehlt ihr die rechte Hand. Sag nur das Eine, wer hat dich denn angestift't, daß du so auf einmal, so ohne alle Vorbereitung aus unserem Hause gegangen bist? Das hat uns viel Kummer und Herzweh gemacht. Sag's aber ohne Falsch und lüg nicht.

Der Pfarrer hat mir's befohlen, sagte die Magd stockend.

Wieder der? schrie Jossephh zornig. Warum? Und befohlen gar?

Wegen Eurer Schwester —

Was geht die ihn an?

Er hat mir's doch befohlen, erzählte die Magd mit jenem Tone trockenen Schmerzes, der im unumwundenen Geständniß seine Linderung sucht. Am Sonntag vor drei Wochen, da hat er mich durch seine Wirthschafterin zu sich rufen lassen; ich hätte mein ewiges Seelenheil verwirkt, so hat der Pfarrer gesprochen, und müßte lebendig zur Hölle fahren mit all meinen Sünden, wenn ich nur eine Minute länger in dem Judenhause bleiben werde. Schon, daß ich bei Juden

in Dienst bin, schon das sei eine große Sünde, besonders aber bei so einem, wie Ihr, Herr Jossieph. Es wäre nicht erhört, wie Ihr Eure Schwester behandelt, bloß weil sie eine Katholikin geworden ist, und wenn ich nicht wollt', daß sich meine Mutter im Grabe umkehrt, so sollt' ich machen, daß ich fortkomme. Allerwärts sei es besser, und selbst wenn ich Hunger leide, als bei so Einem, der seine eigne Schwester, die niederfällt vor seinem Hause und fast umkommt unter der Last, im Staub liegen läßt und ihr nicht aufhilft und das Kind fortjagt, welches ihr helfen will. Der Pfarrer hat gesagt: das hätt' nur der Ahasverus gethan, als sie den Herrn und Heiland zum Kreuz geschleppt haben, der hätt' aber auch seine Strafe bekommen.

Schmah Jisroel, murmelte Jossieph vor sich, das ist's also! Und auch das, was auf der Gewölbthür geschrieben stand, fragte er tonlos, ist das auch vom Pfarrer gekommen?

Das hab' ich in der Nacht schreiben müssen, wie Alles geschlafen hat.

Du? rief Jossieph überrascht. Und der Pfarrer hat dir's befohlen?

Er hat zu mir gesagt, das Haus des Juden muß bezeichnet werden als die Wohnung eines Menschen, der nicht besser gethan hat, als Ahasverus gegen unseren Herrn und Heiland.

Selbst daß die Magd sich beim Aussprechen des

Gottesnamens bekreuzte, übersah Josseph in diesem Augenblicke; seine Augen brannten noch immer auf der vor ihm im Dunkel der Nacht knieenden Gestalt; seine Lebensgeister standen alle auf der Lauer.

Anezka, sagte er leise, fast mit Scham, ich habe das Geschriebene damals nicht verstanden.

Ich auch nicht. Mir hat's erst der Pfarrer erklären müssen, versetzte die Magd, dann hab' ich's auch geschrieben.

Sag mir's! rief Josseph bebend.

Nur die Nacht konnte so dichte Schleier um ein Menschenantlitz weben, daß nicht sichtbar ward, wie es vor innerer Aufregung zuckte, und dann wieder so stumpf wurde, als wäre es von Starrkrampf befallen.

Wie sie den Herrn und Heiland, hat mir der Pfarrer gesagt, zum Sterben hinausgeführt haben, da hat er sein eigenes schweres Kreuz mit sich selbst auf dem Rücken schleppen müssen. Da könnt' Ihr Euch leicht denken, was das für eine Last haben muß, wenn darauf ein Mensch hat zu Tode gekreuzigt werden sollen! Er aber war schwach, denn sie hatten ihn so gepeinigt, daß ihm keine Kraft mehr geblieben war. Jeden Augenblick ist er auf dem langen Weg zusammengesunken, und das Blut ist mit dem Schweiß über seine Stirne geflossen, denn auch eine Dornenkrone hat er angehabt. Am Hause eines Schusters, da hat der Herr und Heiland nicht einen Schritt mehr weiter machen können; er ist umgesunken wie Einer, der vor

Müdigkeit die Seele aufgiebt. Der Schuster ist draußen gestanden, und wie der Herr und Heiland so im Staube liegt und zu vergehen meint, bittet er den Schuster, er möchte ihm doch helfen oder doch Wasser ihm reichen. Der aber, was meint Ihr? der hat den Herrn und Heiland mit dem Fuße von sich gestoßen, den armen, todtmüden Herrn und Heiland! Mit einem Blicke, der ist dem Schuster bis in die innerste Seele gedrungen, hat ihn der Sohn Gottes angesehen und gesagt: Ahasverus, so hat der Schuster geheißen, du sollst nicht leben und nicht sterben können, und wirst herumwandern auf der Erde bis an das letzte Ende aller Tage. Und wie der Herr und Heiland gesagt hat, so ist's auch geschehen. Der Schuster hat seitdem keine Ruh' gehabt.

Schwer ließen sich die Worte zusammenfinden, um die Seelenlage eines Mannes zu schildern, über den die einfache Erzählung der Magd wie ein Feuerregen sich ergoß. Die Haare standen ihm zu Berge, es durchrieselte ihn etwas, wie der Schauer eines kommenden Gerichtes. Minutenlang stand oft der Schlag seines Herzens stille, dann mußte er es wieder mit den Händen halten, daß es die Hülle nicht zersprenge. So hätte er sich jene verhängnißvollen Worte, die vor drei Wochen auf der Gewölbthür geschrieben standen, nicht gedeutet! Und er ließ sie noch dort und wusch sie nicht sieben Mal hinter einander ab mit scharfer Lauge! Unendliche Seelenangst hatte ihn befallen.

Gott, großer Gott, wo hast du mich hingebracht! sprach er leise vor sich hin. Und ich hab' doch geglaubt, ich thu' recht, und daß ich eine Sünde begeh', ist mir ja nicht eingefallen. Anezka, sagte er laut, hat dir der Pfarrer weiter nichts gesagt?

Er hat noch gesagt: Viele giebt es auf der Welt, und die wissen nicht, daß sie selbst der Ahasverus sind. Sie lassen Menschen umkommen an ihrer Seite, wenn sie nur den Finger auszustrecken brauchten. Das sind besonders die Juden, wenn Einer von ihnen aus ihrer Mitte geht und sich als Christen bekennt! Möchten sie dem nicht gerne die Augen aushacken, ihn tausend Mal ans Kreuz schlagen, seine Glieder in siedendes Blei werfen und die Asche ins Meer streuen, daß keine Spur davon bleibt? Aber von ihnen gilt, was der Herr und Heiland gesagt hat: was ihr Einem von den Meinigen gethan habt, das habt ihr mir gethan, und darum werden die Juden noch lange keine Ruhe haben.

Anezka, rief Josseph mit flammenden Wangen und mit geballter Faust, denn die letzten Worte der Magd hatten wieder alle seine Lebensgeister zum Aufruhr gebracht; Anezka, wie hat dich der Pfarrer gefoppt, was hat er dir da nicht eingeredet, und du hast ihm geglaubt, als ob's ein Heiliger oder Gott selbst dir gesagt hätte! Tret' Einer auf und beweise mir das, ich könnt' meiner Schwester nur einen Finger anrühren, oder ich könnt' zusehen, wie man sich an ihr

vergreift! Lügen hat er dir eingeredet, dein Pfarrer, daß sie nicht größer sein könnten. Der Jud ist gar nicht so, mir kannst du es so gut glauben, als deinem Geistlichen, so nicht. Meinst du denn wirklich, ich könnt' das meiner Schwester thun? Nicht ein Haar auf ihrem Kopfe könnt' ich ja anrühren!

Die letzten Worte sprach er mit jenem stockenden Tone, der die innere Selbstanklage schwer übertäubte; er stammelte sie fast; indem er sie sprach, schrillte eine andere Stimme in ihm, die ganz anders lautete. Aber konnte er denn anders sprechen?

Wie wunderbar mußte es diesen Mann überkommen haben, daß er vor seiner eigenen Magd, die ihm gedient, und der er ein Herr gewesen, sein innerstes Leben so darthat, daß er sich demüthigte vor ihr, und es für nöthig hielt, Entschuldigungsgründe vor ihr zu stammeln! Ja, wunderbar muß es ihn überkommen haben, und der Geist dieser Stunde muß ein gewaltiger gewesen sein, daß er sich erheben konnte aus dem Staube, in den ihn eine einfache Erzählung der Magd geworfen hatte, sich aufrichten aus dem Drangsal, das mit feuriger Zunge zu ihm redete, und dennoch sagen: das ist nicht wahr, es ist eine ungeheure Lüge.

Als die Magd nach dieser Erklärung stumm und verwirrt zu ihm aufblickte, fühlte er erst und wußte es, was er zu ihr gesprochen.

Glaub's ja nicht, Anezka, rief er noch einmal,

glaub's ja nicht, der Pfarrer hat dir nicht das Rechte verkündet. So ist der Jud nicht, so wirklich nicht, mir mußt du glauben.... So ist es nicht.

Schluchzend, aus tiefinnerstem Herzen weinend, sprach die Magd:

Ich hab's ja doch gesehen, Herr Jossepb, wie Ihr meinen Vater zurückgehalten habt. Zur Hölle wär' er gefahren, wenn Ihr nicht dabei gewesen. Es ist jetzt Alles wie herausgewaschen aus mir, ich könnt' mich eher umbringen lassen, als Euch jetzt ein böses Wort nachsagen. Der Pfarrer hat gelogen, und wer ihm nicht hätt' glauben sollen, das war ich. Jetzt glaub' ich Euch mehr als ihm.

Und doch, und doch! —

Jossepb wollte noch sprechen; er wußte, daß er die Magd mit einer zweiten Lüge belastet habe, die nicht leichter wog, als die andere. Warum sprach er nicht, warum hielt er das Wort zurück? Fiel es ihm so schwer, sich noch einmal zu demüthigen, der Magd noch einmal zu sagen: Sieh, so ganz unwahr hat der Pfarrer doch nicht gesprochen? Vieles ist unwahr und trifft mich nicht, aber der Kern seiner Rede breitet sich in meiner Seele wie ein Giftbaum aus und droht sie mit seinen stämmigen Wurzeln zu zersprengen. Warum sprach er nicht? —

Anezka hatte sich aufgerichtet und wandte sich zum Fortgehen.

Wohin gehst du jetzt, Anezka? rief er leise.

Ich geh' in die Stadt, sagte sie, und da will ich die ganze Nacht durchgehen, dort will ich mich in Dienst verdingen. Es ist doch Alles, Alles aus, und wenn man einen Menschen verrathen hat, da ist kein Baum so klein, an den man sich nicht hängen soll.

Willst du denn die Babe nicht mehr sehen?

Tiefathmend sagte die Magd nach einer Weile: Nein, ich komm' nicht eher, als bis zu ihrem Begräbnisse, da will ich aber kommen.

So geh! — — —

Als Josseph von seinem nächtlichen Gange wieder an Madlena's Haus vorüberkam, brannte noch immer das Licht darin. Sie schlief also noch nicht? Mußte sie noch immer an der Wiege ihres Kindes wachen?

---

12. In der elften Stunde.

Die alte Marjim ahnte nichts von den Erlebnissen dieser furchtbaren Nacht; seit langen Jahren war sie nicht in einem so tiefen Schlafe gelegen, als gerade diesmal. Als sie spät am Morgen die Augen aufschlug, sah sie Josseph in dem Winkel der Stube, der gegen Sonnenaufgang liegt, im andächtigen Gebete stehen. Er war gerade bei jener Stelle in den achtzehn Segnungen, deren eine Gott, den König der Welt,

lobpreiſ't, daß er die Sünden vergiebt. Mit kräftiger Fauſt ſchlug dabei Joſſeph an ſeine Bruſt, daß es in der Stube wiederhallte und die Großmutter nur durch den Umſtand, daß ihr Sohn nicht antworten durfte, von der Frage zurückgehalten wurde, ob denn heute Jom Kippur wäre? Ueberhaupt wollte es ſie bedünken, habe Joſſeph noch nie ſo lange geort, wie gerade heute; ſelbſt nachdem er ſchon die Gebetriemen vom Kopfe und dem linken Arme herabgenommen, holte er erſt die Pſalmen herbei. Ein tiefer, aus innerſter Bruſt herauſſteigender Seufzer beſchloß die lange Reihe der königlichen Klagegeſänge, die für dieſen Tag beſtimmt waren. Wohl niemals hatten ſie ein verwandteres Menſchenherz berührt, und der heiße Schmerz, der in ihnen ſeine abgehärmten Wangen dem Himmel zeigt, war er nicht auch Joſſeph's?

Kaum hatte Joſſeph das Pſalmenbüchlein auf den beſtaubten Kleiderkaſten gelegt, wo es ſeinen gewöhnlichen Ort hatte, ſo brach die alte Frau, gleichſam als wenn ſie es vorbereitet hätte, in ein kicherndes Gelächter aus, daß Joſſeph ſich verwundert umſah, im erſten Augenblicke wähnend, die Mutter müſſe nicht recht „ſinnedig“ ſein.

Guckſt mich an? ſagte ſie noch immer kichernd, als ob die alte Marjim auf einmal wär' von ihren Sinnen kommen? Soll ich dir aber etwas Schönes verzählen, und wer heut' Nacht zu mir iſt gekommen?

Fast erschrocken sah nun Josseph nach der Mutter hin, doch sie sagte:

Heut' Nacht ist dein Urdede, wie er leibt und lebt, zu mir gekommen und hat zu mir gesprochen. Er ist dir da an meinem Bett gestanden, als wenn ich ihn noch jetzt sehen möcht'. Marjim, hat er zu mir gesagt, dein Mann läßt dich grüßen, auf Schabbes wird er von Prag zurückkommen, da läßt er dich bitten, du sollst dort beim „guten Ort“ auf ihn warten. Gut, hab' ich gesagt, Dede Leben, ich werd' warten auf ihn, und ich lass' ihn wieder grüßen. Der Urdede hat ganz so ausgesehen, wie ich ihn noch gekannt hab' als Kind, er hat sein dreieckig Hütel aufgehabt, und in der Hand hat er seinen Stecken mit dem großen silbernen Knopf gehalten. Ich sag' dir, Josseph, daß mein Urdede sich die Mühe genommen hat und ist zu mir gekommen, das will etwas zu bedeuten haben, was, weißt du vielleicht selbst nicht.

Was ist da Merkwürdigs dran? meinte drauf mit ärgerlichem Achselzucken Jossepb, willst du dir das vielleicht nicht in den Kopf setzen?

Das sag ja nicht, versetzte die alte Frau drauf ernst, daß das nichts zu bedeuten hat. Meine Mutter und mein Mann sind zu mir oft in der Nacht gekommen, und ich bin doch, Gott sei gelobt und gedankt, gesunderheit auf meinen Füßen, wenn die auch nicht recht mehr fort wollen. Aber daß der Urdede ist zu mir gekommen, red du, was du willst, meinet-

wegen, ich bin nicht mehr sinnedig, — daß der zu mir ist gekommen, das heißt so viel als: Marjim, laß dir dein Wanderbüchel geben, die Herberg ist aufgemacht; Zehrgeld hast du genug in der Tasche.

Narrethei, nichts als Narrethei, fuhr Josseph auf, wegen einem leeren Traum machst du dir den Kopf voll.

Heißt das ein Gelärm machen, versetzte Marjim eifrig, wenn so ein alt' Weib, wie ich eins bin, von der Welt soll! Ich bin vielleicht ein jung Madel, und die Jungen kommen zu mir noch auf die Beschau? Siebenzig Jahr, so steht's im Siderl, währt unser Leben, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig. Meinst du denn, der Malloch Hamowes (Todesengel) führt nicht sein gut Rechenbüchel?

Babe, wie alt bist du denn schon? fragte Fischele.

Mein Kind Leben, sagte sie schalkhaft, so auf einmal sagen kann ich's dir nicht. Aber darauf kannst du dich verlassen, wie mein klein Fingerl.

Ohne sich dann an die Vorwürfe Josseph's zu kehren, der grollend über die Narrethei der Mutter in der Stube auf und ab schritt, sagte sie zu ihrem Enkel:

Nach dem Anbeißen*) wirst du so gut sein und wirst mir das kleine Büchel mit dem ledernen Rücken vom Kasten herunterlangen. Es muß schon viel Staub darauf liegen, denn wie sie meinen guten Mann haben

*) Frühstück.

fortgetragen, war es das letzte Mal, daß ich drin hab' gesagt. Aber seitdem der Urdede ist gekommen, ist Zeit, daß ich wieder drauf denk'! Was haben wir heute für einen Tag?

Heut' ist Mittwoch, Babe, antwortete schnell der Knabe.

Schon Mittwoch? fragte Marjim fast verwundert. Grade drei Tage früher ist er zu mir gekommen, ganz wie es sich schickt. Mittwoch ist eins, Donnerstag zwei, Freitag drei, und auf Schabbes, hat der Urdede gesagt, wird mein Mann von Prag zurückkommen. Also kann's nur zwischen Freitag und Schabbes sein.

Diese Worte hatte sie als ein Alleingespräch mit sich selbst gehalten. Laut rief sie dann: Fischele, lang' mir nur mein Wanderbüchel her.

Was für ein Büchel, Babe?

Mein Wanderbüchel, mein Wanderbüchel! schrie sie fast. Bist ein Jüdenkind, und weißt nicht einmal, was ein Meiwer Jabok*) ist?

Zornig ging Josseph zur Stube hinaus; er konnte die Reden der Mutter nicht anhören, die ihm lauter Narrethei waren, die nichts aus und nichts eintragen, und die im Grunde des Herzens ihm doch so unendlich wehe thaten. Heftig schlug er die Thür hinter sich zu.

*) Zu deutsch: der Führer ins Jenseits, eine Sammlung von beim Sterben und nach dem Tode üblichen Gebeten.

Die Großmutter schüttelte bedenklich den Kopf; ihren Blick unverwandt an der Thür haftend, durch die Jossieph so zornig gegangen, sprach sie zu ihrem Enkel:

Was ist dein Vater doch für ein Narr! Macht er da nicht ein Gelärm, als ob ich ein fünfmonatlich Wickelkind wäre? Und wenn die Welt um ein alt Weib weniger wird? Mein Mann hat schon lang genug auf mich gewart't —

Laut weinend stürzte der Knabe an das Bett seiner Großmutter. Narrele, sagte sie unter wunderbarer Rührung, meinst du denn, der Mensch ist auf der Welt da, damit er sich alle Woch' einen guten Schabbes macht? Gott der Allmächtige im siebenten Himmel droben, der weiß nur zu gut, wenn der Uhr, die in uns steckt, ein Rädel ausgebrochen ist. Was thäten denn so viele Menschen auf der Welt? Daß man noch mehr Leid und Kummer vor sich sieht? Ich sag' dir, Fischele Leben, die zwei Augen, die sich einmal zugemacht haben, die machen sich nicht wieder auf, und wenn du eine ganze Kiste mit Gold und Perlen vor sie hinstellst. Daher lang' du mir nur mein Wanderbüchel her, ich hab' noch drei Tag' vor mir, die möcht' ich gern für den großen Weg mich gehörig vorbereiten und zurichten, denn man weiß nicht, zu welchem großen Herrn man jetzt kommt. —

Der Jäger im stillen Walde hat es schon oft erfahren, wie das Wild, dem er nachgesetzt, mit der

Todeswunde in sich noch Tage lang umherirrte, wie es dann plötzlich unvorgesehen zu seinen Füßen zusammenstürzte, die thränenden Augen zu ihm aufrichtete und dann still dalag. So trug auch Josseph das Erlebniß dieser Nacht wie eine große Todeswunde in sich, die er sorgsam aller Welt verhüllen wollte, damit diese nicht gewahr werde, daß auch über ihn die Gewalt einer lange verschobenen Stunde gekommen war. Die sichere Ueberzeugung, daß der Traum seiner Mutter etwas zu bedeuten habe, daß ihr Ende wenigstens nahe bevorstehe, kam wie ein Sturm in diese heimlich unterdrückten Flammen und fachte sie zu einer Lohe auf, die in manchen Augenblicken über seiner Seele zusammenschlug.

Was sollte er auch thun? Und daß etwas gethan werden mußte, hörte Josseph in allen Pulsen seines Körpers hämmern. War es die Lösung seines Seelenzustandes, der einem Ende entgegenschlug? Waren es versöhnliche Stimmen, die sich nicht mehr beschwichtigen lassen wollten? Diese starke Natur stand rath- und thatlos da und mußte sich im Laufe des Tages die Selbstanklage mehr als einmal vorsprechen lassen: Und du hast gemeint, du bist fertig mit ihr geworden? Das Rechte ist erst jetzt gekommen, jetzt wird die Mamme sterben, und Madlena wird nicht dabei sein.

Trug er, trug sie die Schuld davon? mußte er sich schon fragen.

Seltsam, namentlich dieser letzte Gedanke war es,

der ihn an diesem Tage nicht mehr verließ. Wohin er immer blickte, folgten ihm die todgebrochenen Augen seiner Mutter nach; stets sah er sich an ihrem Sterbebette allein, Madlena stand nicht neben ihm! Plötzlich, fürchtete er, werde die Mutter verlöschen, sie werde vielleicht nicht einmal so viel Zeit haben, um seinen Namen zu rufen — und Madlena wird nicht dabei sein!

Nur zuweilen überschlichen ihn die Geister der alten Stunden. Ob denn Madlena auch das Recht habe, am Sterbebette ihrer Mutter zu erscheinen? Ob es nicht eine Sünde wäre, sie in diesem Falle zu rufen?

Ein heftigeres Husten der Mutter, das aus der Stube zu ihm drang, ein lauter gesprochenes Wort aus dem Sterbebuche, in welchem die alte Marjim fast den ganzen Tag „sagte", verscheuchten dann diese nagenden Geister, nur um ihn andern zu überliefern, denen er eben so wenig Antwort stehen konnte.

Es wird vielleicht Manchen sonderbar bedünken, daß sich in die wildstürmenden Gedanken Josseph's im Laufe des Tages der „Ahasverus" so selten mengte. Aber von einer Natur, die einer gewaltsamen Lösung entgegengeht und die Krankheitsstoffe überwältigen soll, deren innerste Wohnung das geheimnißvolle Reich des Gemüthes ist, kann man nicht fordern, daß sie ein Gedanke ausschließend allein beherrsche; nach hundert Ausgangsthoren drängen sich die gelös'ten und sich

lösenden Geister, und wehe der Seele, die es nicht vermag, das letzte Wort zu behaupten!

So war der Abend gekommen, so die Nacht, vor der er sich heute unerklärlich fürchtete. Was hatte er den ganzen Tag gelitten, und welches Ergebniß brachte ihm die Nacht? Lag ein bestimmter Gedanke vor ihm, an den er sich anklammern konnte?

Die alte Marjim hatte an diesem Tage unausgesetzt in dem „Wegweiser des Jenseits“ gesagt und fast kein anderes Wort, weder mit Josseph noch mit Fischele, gesprochen. Als Josseph spät am Abend, nachdem er das Gewölbe geschlossen, in die Stube trat, lag die Großmutter in einem leichten Schlummer, das Sterbebüchlein neben sich auf dem Bette. Sie mußte vor Müdigkeit entschlummert sein. Jossepb trat zu ihr hin und betrachtete sie lange und anhaltend. Im fahlen Glanze des Kerzenlichtes, der auf ihr Antlitz fiel, kam es ihm beinahe vor, als sähe er eine Todte vor sich: schon leuchtete darauf jener unendliche, in Gott ruhende Friede, mit dem dieses Leben einmal schließen mußte. Und in zwei Tagen schon? Wie kurz, wie unhörbar ging bereits der Athem, wie dünn und durchsichtig war schon das Gesicht!

Jossepb schlich dann leise herbei und nahm das Sterbebüchlein hinweg, in der frommen Absicht, daß sich die Mutter mit dem Lesen dieser so aufregenden Gebete nicht noch mehr abmatte. In demselben Augenblicke aber wachte Marjim schon auf und langte mit

fieberhafter Eile nach der Stelle, wo das Sterbebüchlein gelegen hatte.

Wo ist's, wo ist der Meiver Jabok, schrie sie angstvoll, wer hat das angestellt und hat mir's genommen?

Aber Mamme, sagte Josseph, laß dir das doch aus dem Kopf bringen, du redest dir da eine Narrethei ein und du wirst doch noch über hundert Jahre leben.

Gieb mir nur mein Wanderbüchel, sprach sie mit so fester und reiner Stimme, wie sie Josseph nur in seinen Kindertagen gehört hatte, mein Vater und König hat seinen Boten zu mir geschickt, und das ist mein Urdede gewesen. Jetzt kannst du thun, was du willst; du kannst mir am Freitag um die frommen Weiber*) schicken, du kannst es auch unterlassen; aber einen großen Gefallen möchtest du doch deiner alten Mamme thun, wenn du gleich morgen einen Boten auf Bunzlau schickst.

Sie wurde nicht eher ruhig, bis Josseph mit blutendem Herzen das Versprechen geleistet hatte, gleich am frühen Morgen einige „fromme Weiber“ in Bunzlau zu benachrichtigen.

*) Frauen, die sich um den Sterbenden befinden und die letzten Gebete verrichten. Sie besorgen auch die Waschung, das Anziehen der Todten u. s. w. Bei den Männern besorgt diese milde Angelegenheit die Gesellschaft der Todtengräber (Kabronim).

Und jetzt, Fischele Leben, sprach sie zu ihrem Enkel, thu Krischme leinen (den Abendsegen beten) und geh in dein Kämmerl und leg dich schlafen. Morgen früh ist Donnerstag und übermorgen ist Freitag. —

Sie konnte nicht weiter sprechen, laut weinend küßte ihr der Knabe die blasse abgemagerte Hand. Die ahnungsvolle Seele des Kindes ging diesmal mit Todesschauern an das Nachtgebet und in den Schlaf.

Als der Knabe sich entfernt hatte, entstand eine lange ungestörte Pause zwischen Mutter und Sohn.

Josseph saß am Tische und starrte düster in das Kerzenlicht, allen Qualen des Augenblickes hingegeben. Alles, was seine Mutter ihm war, wie er sie so oft hart behandelt, gar nicht wie ein Sohn seine Mutter, ging jetzt an seinem Geiste vorüber. Was hatte er ihr für all ihr Lieben, Dulden und Bekümmern geboten?

Jossceph, rief Marjim plötzlich, komm' doch einmal her zu mir.

Er folgte diesem Rufe und stellte sich schweigend an ihr Bett.

Weißt du, Jossceph, begann sie, ich kenn' dich seit einiger Zeit gar nicht mehr. Du gehst im Haus herum nicht anders, als hättest du einen Menschen draußen auf der Heerstraße erschlagen! Weißt du, daß mir das mein Herz stark beschwert macht? Ich mein' doch, in deinem Geschäft ist, Gott behüt', nichts vorgefallen,

oder ist dir wirklich etwas schief gegangen, und du verschweigst mir's?

Das Geschäft geht gut, antwortete er leise, da kann ich dir drauf schwören, möcht' alles Andere so gut gehen!

Und das trägst du in dir und verzehrst dich daran? sagte sie im Tone eines milden Vorwurfs, du bist ja seit einiger Zeit, als ob dir deine Mamme nicht erst in drei Tagen wird sterben, als ob sie schon seit zwanzig Jahren gestorben wär'? Meinst du, das ist nicht auch eine Sünde, wenn man an seiner Mamme vorbeigeht, als ob sie gar nicht da wär' in der Welt? Versündige dich nicht, Josseph, es giebt nur Eine Mutter, und wenn die fort ist, kannst du lange suchen, bis du eine findest.

Das weiß ich, Mamme, sagte Josseph stockend, aber was mir fehlt, das kann ich dir doch nicht sagen.

Er kann nicht, er kann nicht! rief die alte Frau mit einem Anfluge von Groll. Da seh' mir Einer den Menschen an, der zu seiner Mutter sagt: ich kann nicht. Und meinst du denn, deine Mamme, wenn sie auch alt und schwach ist, hat keine Augen im Kopf gehabt und hat nicht gesehen bis auf den Grund von deiner Seele? Lern du nur nicht einer Mutter ihr Kind ausforschen; die ist von Gott und für Gott eingesetzt. Gott hat sich gedacht: ich kann nicht überall sein, und da hat er dem Menschen eine Mutter gegeben.

JossepH vermochte vor tiefer Bewegung nicht zu sprechen, er starrte nur die alte Frau an, die heute so eigentlich verständig sich geberdete.

Du schweigst noch immer? sagte sie nach einer Weile. Muß ich dich aufschließen, wie man eine versperrte Thür aufschließt? Dir geht im Kopf Madlena — Dinah, will ich sagen, herum, die läßt dir keine Ruh', du hast Unrecht an ihr gethan, und jetzt weißt du nicht, wie du mit ihr fertig werden sollst. Und fertig möchtest du mit ihr gerne werden, du weißt nur nicht, wie du's anfangen sollst. Hab' ich's errathen?

Das ist's auch, Mamme, entgegnete er hoch aufathmend; zehn Centner schwer wenn man auf mich legen möcht', die könnten mich nicht so drücken.

Nu, siehst du, daß deine alte Mutter auch Augen im Kopf hat? sagte Marjim.

Eine verschlossene Quelle schien plötzlich des Steines, der kalt und finster auf ihr gelegen, entledigt zu sein, als JossepH nun zu reden begann. Rasch schloß sich jetzt Wort an Wort; mit kurzen Worten schilderte er der Mutter seine Qualen; wie er sich berechtigt halte zu seinem Hasse gegen Madlena. Sie habe den Vater in die Erde gebracht, und wenn die Mutter, was Gott behüte, weil es doch sein müsse, aus dem Hause werde getragen werden, sei nur ein Sohn und keine Tochter da, der um sie sieben Tage Trauer sitzen würde. Daran sei Madlena allein schuld, er trage diesen Kummer schon zehn Jahre mit sich herum. Er

könne der Mutter nicht sagen, was er Alles gelitten, es ginge nicht auf zehn Bücher zu schreiben. Gestorben wenn sie wäre, nämlich Madlena, er hätte vielleicht geweint um sie, so lebte sie aber und sei ihm zur täglichen Qual. Er habe oft darüber nachgedacht, ob es nicht Sünde wäre, so an seiner eigenen Schwester zu handeln, aber Gott selbst, der da spricht: Wer zu seinem Bruder und zu seiner Schwester sagt, ich kenne dich nicht, ich weiß nichts von dir, habe ihm Recht gegeben. Was der Mensch thun solle, wo Gott selbst so deutlich spreche? Noch vor drei Wochen sei dieser Haß gegen Madlena in ein großes Unrecht, das er wohl fühle, ausgebrochen, aber er sei einem dunkeln Drange gefolgt, der ihn nicht habe anders handeln lassen. Und doch, so gut er wisse, wie er das vollste Recht habe gegen Madlena, so und nicht anders zu thun, sei er mit ihr doch nicht fertig, immer mahne ihn etwas an sie, er werde nicht eher Ruhe vor ihr haben, bis nicht entweder sie oder er gestorben wäre und in der Erde liege. —

So hatte Josseph gesprochen und in einer Viertelstunde all die Säure des Lebens von sich abgeworfen, die zehn lange Jahre in ihm aufgehäuft. Als er geendigt, sah er seiner Mutter forschend, fast ängstlich auf die Lippen, welche Gegenrede sie ihm bringen würden. Die alte Marjim lag aber regungslos da; nicht das leiseste Zucken eines Gesichtsmuskels ward offenbar; der ganze Redestrom schien ungehört an ihrem

Ohr vorübergerauscht zu sein. Es schnitt dies Jossieph bitter durchs Herz.

Weißt du, Jossieph, fuhr sie plötzlich wie aus einem Traume auf, was dein Urdede, von dem meine Mutter die Tochter ist gewesen, immer gesagt hat: nicht sollt ihr wissen, was man Alles thun darf.

Entsetzt sah Jossieph seine Mutter an. War der Augenblick bereits gekommen, wo der Geist, nicht mächtig mehr, den zerfallenden Leib zu beherrschen, verrätherisch ihn verläßt und aus seinen Bahnen tritt? Noch mehr erstarrte er, als die alte Frau fortfuhr:

Weil ich gerad von meinem Urdede höre, da ist mir eingefallen, daß ich noch etwas von ihm hab', was schon vielleicht über hundert Jahre muß alt sein. Du mußt nämlich wissen, und als Kind hab' ich dir's verzählt: dein Urdede ist ein gewaltig frommer und großer Mann gewesen, sie haben ihm aber alle zehn Bücher, die er hat geschrieben, am Erew Jom Kipur draußen vor der Schul' verbrannt. Es ist nicht ein Blatt zurückgeblieben, haben die Leut' gemeint, aber meine Mamme, die war ein gescheidt Weib, hat auf ihrem Sterbebette mir's doch verrathen, ich hab's nur Keinem sagen dürfen, daß noch etwas da ist von dem guten, frommen Urdede. Dort im Kasten, in der untersten Schublade, gerade dort, wo meine Tachrichim (Sterbekleider) liegen, da wirst du's finden; es sind nur so ein paar beschriebene Blätter. Wenn ich jetzt zu meinem Urdede werd' kommen, und er mich fragt:

Marjim, was hast du denn von mir aufbewahrt gehabt? Da muß ich doch wissen, was ich ihm für eine Antwort soll geben.

Jossepf schloß den Kasten auf; er that es mit jener stillen Ergebenheit in den Willen einer Sterbenden, für die man einen Stern vom Himmel herunterreißen würde. Er war überzeugt, daß er nichts finden würde. Die Sterbekleider fand er wohl am bezeichneten Orte, auch konnte er mit einer gewissen freudigen Traurigkeit bemerken, wie sie in schöner Ordnung aufgeschichtet in der Schublade lagen, aber von dem Nachlasse des Urdede fand er keine Spur.

Ich seh' nichts, Mamme, sagte er endlich nach langem Suchen.

Es muß auf dem untersten Grund liegen, rief Marjim mit großer Bestimmtheit, gerade unter den Tachrichim.

Jossepf erschrak fast, als er auf der angegebenen Stelle wirklich ein kleines Bündelchen beschriebener Papiere fand. Er trat damit zum Lichte; der Moderduft der Verwitterung wehte ihn daraus an. Nur mit äußerster Vorsicht konnte er die fast schon ganz zerfallenen Blätter von einander lösen; die wenigen, die sich unversehrt erhalten hatten, waren mit jüdischer Kleinschrift bedeckt, wie man sich deren im gewöhnlichen Leben bedient, aber selbst auf diesen waren viele Stellen ganz unleserlich und die Tinte ganz verblaßt worden.

Ist die Schrift wirklich von unserem Urdede? fragte er.

Wenn ich dir sag', daß mir's die Mamme auf ihrem Sterbebette übergeben hat, entgegnete Marjim fast verletzt durch diesen Zweifel an der Aechtheit ihres Manuscriptes.

Merkwürdig, sagte Jossepḥ, was der Urdede für eine eiserne Schrift gehabt hat.

War er denn nicht ein großer und merkwürdiger Mann? rief Marjim mit großem Stolze. Jetzt red aber nicht lange und lies vor, was da drin geschrieben steht, ich muß doch wissen, um antworten zu können. —

Es war spät in der Nacht, als Jossepḥ zu lesen begann. Er nahm die noch leserlichen unversehrten Blätter; die Schrift war deutlich und wie „gedruckt" und ließ sich ohne Anstrengung durchfliegen.

Jossepḥ las:

So hat gesprochen Jischai, der Sohn Jossepḥ's und der Marjim, als er das Volk sah, und ist auf einen Berg gegangen und hat seinen Mund aufgethan, auf daß er es lehre.

Gesegnet sind diejenigen, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.

Gesegnet sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Gesegnet sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Gesegnet sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.

Gesegnet sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Gesegnet sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl gehen, und ihr werdet belohnt werden. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen.

Josseph hielt inne. Die eigenthümliche Redeweise und die sonderbaren Segnungen, die er noch in keinem Gebetbuche gefunden, verwirrten ihn; er hatte von dem Manuscripte ganz Anderes erwartet. Der erste Eindruck dieser herrlichen Sätze war bei ihm Ueberraschung.

Der Urdede soll das wirklich geschrieben haben? fragte er.

Du hörst ja, wie er schreibt, daß sie ihn verfolgt haben gleich wie die Propheten, die vor ihm gewesen sind, erklärte Marjim, es ist gar von keinem Andern die Red' als von ihm.

Josseph las weiter; wieder mußte er einige verwitterte Blätter zur Seite legen.

Denn ich sage euch, es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.

Wieder unterbrach sich Josseph und begann ungläubig zu werden.

Wen meint denn der Urdede damit? fragte er, die Stirne in Falten legend.

Daß du das nicht verstehst! rief die alte Marjim mit klarer Stimme, da red't er wieder von sich selbst, er hat viel von den Rabbonim ausgestanden, denn die haben ihm seine zehn Bücher verbrannt. Das meint er unter den Schriftgelehrten.

War Josseph durch diese sinnreiche Erklärung der Mutter beruhigt? Er las weiter:

Ich aber sage euch: wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichtes schuldig, wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Raths schuldig; wer aber sagt: du Narr, der ist des Gehennims*) schuldig.

Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altare opferst und wirst allda eingedenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe;

so laß allda vor dem Altare deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe.

Sei willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du bei ihm noch auf dem Wege bist, auf daß dich dein Widersacher nicht dermaleinst überantworte dem Richter und der Richter überantworte dich dem Knecht und werdest in den Kerker geworfen.

Ich sage dir: wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, du habest denn deinen letzten Heller bezahlt.

---

*) Hölle.

Josseph konnte nicht weiter lesen. Entsetzt, mit rollenden Augen sprang er vom Tische auf, schob die Blätter weit weg von sich, als ob ihr bloßes Dasein allein ihn mit Schauer überfiele.

Sprachlos, überwältigt von der geheimnißvoll wirkenden Kraft der gelesenen Sätze, schritt er in der Stube auf und nieder.

Mamme, rief er endlich, da lass' ich mich ender umbringen, als daß ich glaube, der Urdede hat das geschrieben.

Im wunderbaren Glanze leuchtete das Antlitz der alten Frau. Sie hatte Himmelsmusik gehört, war im herrlichen Gan Eden*) gewesen, während um Josseph's Ohren die Trümmer zusammenstürzender Welten krachten, Donner rollten und schwere Sturmwinde über die Erde braus'ten, als wollten sie eine alte Schöpfung aus ihren Angeln heben und Raum schaffen für eine neue, noch nie dagewesene!

War er denn nicht auch ein merkwürdiger, ein großer Mann, du Narr, wiederholte sie lächelnd, ohne im Entferntesten die Lage ihres Sohnes zu ahnen, und wer denn sollte das geschrieben haben? Hätten sie ihm denn seine zehn Bücher verbrannt, wenn er so was nicht hätt' geschrieben? Gott der Lebendige weiß, was Alles in diesen Büchern muß sein gestanden, denken

*) Paradiese.

kann ich mir's aber leicht, und daß es muß schön gewesen sein, das hast du jetzt erlebt.

Schön! rief Josseph wild, da läßt sich gar kein Wort dafür finden, es reißt mir das Herz heraus.

Kann da dein Urdede dafür, du närrischer Mensch? entgegnete die alte Frau mit einem Tone, der fast strenge klang. Sie hatte sich im Bette aufgerichtet; eine innen wirkende Kraft schien sie zu beleben.

Da, stell dich her zu mir, und sag, wenn du ein Lügner sein willst, ob nur ein Wort in dem, was der Urdede geschrieben hat, nicht wahr ist? Gold und Perlen ist Alles, was er sagt; jetzt weiß ich erst, was der Urdede für ein Frommer ist gewesen. Verbrannt haben sie ihm seine Bücher, weil er ihnen die Wahrheit gesagt hat; die können die Leut' nicht hören, und daß er immer gesagt hat: nicht wissen sollt's ihr, was man Alles thun darf! Die Leut' wollen auch nicht wissen, was man Alles thun darf.

Mamme, rief Josseph mit gefalteten Händen, hör auf, himmelhoch bitt' ich drum, der Urdede thut mir schon genug wehe.

Mein lieb Kind Leben, sagte Marjim mit plötzlich verändertem Tone, milde und einschmeichelnd, weh thun hab' ich dir nicht wollen, ich bin ja doch deine Mutter und heiß' Marjim. Ich will nur, daß du weißt, was dein Urdede für ein Mann ist gewesen. Sagt er denn gar nichts mehr? Fertig mußt du mit dem Geschriebenen doch noch nicht sein.

Fast willenlos setzte sich Jossephh wieder zum Tische und nahm die vergilbten Blätter wieder zur Hand. Er las:

Darum, wer diese meine Rede hört und thut sie, den vergleich' ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hat.

Da nun ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet.

Und wer diese meine Rede hört und thut sie nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand gebaut hat.

Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewässer und wehten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und that einen großen Fall.

Und es begab sich, da Jischai, der Sohn Jossephh's und der Marjim, diese Rede vollendet hatte, fürchtete sich das Volk über seine Lehre.

Denn er predigte gewaltig und nicht wie die Rabbonim. —

Nicht der leiseste Athemzug ging nach diesen Worten durch die enge Stube; nach einer Weile sagte die alte Frau, die still vor sich hinweinte:

Siehst du, sie hat auch Marjim geheißen, wie ich, und hat auch einen Sohn gehabt, und das war kein Anderer, als mein Urdede. Ich heiß' ja dessentwegen auch nach seiner Mutter.

Was Josseph in diesem Augenblicke dachte, war ein wirres Durcheinanderjagen sich widersprechender Empfindungen. Er fühlte sich mehr körperlich als geistig abgespannt, seine Augen schmerzten ihn, sein Herz pochte gegen die Brustwand. Er war wie einer, der sich unter der Hand eines Gewaltigen fühlt, unfähig, seinen Blick zu ihm aufzurichten.

Genug, genug, Mamme, rief er mit gepreßter Stimme, ich mein' schier, daß ich sterben muß, wenn du noch ein Wort sprichst.

Du Narr, sagte sie lächelnd, ich werd' sterben und du wirst leben und wirst denken all die Tag' deines Lebens an den Urdede und die alte Mamme, wenn schon lang nichts mehr da ist von ihr. Sei du kein Narr, und leg dich lieber schlafen. Ich werd' ja morgen noch nicht sterben. —

Und so schnellem Wechsel ist das Menschengemüth unterordnet, daß Josseph keine halbe Stunde darauf im tiefsten Schlafe lag. Marjim aber wälzte sich schlummerlos in ihrem Bette; sie mußte ja daran denken, was sie ihrem Urdede am Freitage, wenn sie zu ihm kommen werde, für eine Antwort geben solle!

---

13. Kapitel 5. 6. 7.

Früh Morgens am andern Tag, der ein Donnerstag war, erwachte die alte Marjim so frisch und wohlauf, als ob sich ihre trübe Voraussage für jetzt nicht bewahrheiten sollte. Sie verlangte mit heller Stimme, daß man ihr das „Anbeißen" bringe und hernach ihr „Wanderbuch". Fast schöpfte Josseph wieder frischen Muth, als er die Mutter so heiter und lebenskräftig aus ihrer Todesschwäche sich erheben sah; er sagte es ihr auch, daß sie gewiß noch hundert Jahre alt werden müsse; mit keiner Andern als mit ihr wolle er auf Fischele's Hochzeit einmal den Vortanz eröffnen. So suchte er sich selbst im Glauben und Trost aufrecht zu erhalten.

Sie aber sagte lächelnd:

Laß du den Apfel fallen, wenn er nicht mehr auf dem Baum bleiben will; es hilft zu nichts, wenn man sich unter den Baum stellt und zu dem Apfel sagt: du Aepfele, untersteh dich nicht, schon herunter zu fallen! Es bleibt doch nicht oben, wenn's Gott einmal so bestimmt hat. Darum, wenn du mir einen Gefallen thun willst, so mach dich selbst auf und geh auf Bunzlau, mir die frommen Weiber zu bestellen. Sehr lange dauert's so nicht, und ob sie um ein paar Stunden früher mit mir „sagen", das wird Gott mir nicht übel nehmen.

Josseph trug aber Bedenken, die alte Frau, der die Todesgedanken nicht aus dem Sinne wollten, zu verlassen. Er gab deßwegen allerlei Ausflüchte vor; wenn man sterben solle, habe es immer Zeit, und die Mutter werde sehen, daß die frommen Weiber sich „jachten"*) würden, daß man sie gerade auf den Freitag, wo sie am meisten zu thun hätten, herausbestelle; denn sie würde es schon erleben, wie Recht er habe.

Ich weiß schon, du willst nicht gehen, weil du meinst, es könnt' mir während dem etwas zustoßen, sagte die alte Frau mit einer merkwürdigen Bestimmtheit. Recht könntest du schon haben, und ich möcht' dich auch nicht fortlassen, wenn ich's von meinem Urdede nicht ganz sicher, wie geschrieben und gesiegelt, hätte, daß es erst zwischen morgen und übermorgen sein wird. Da sei ganz ruhig und geh nur. Ich geb' dir mein Wort drauf, du wirst mich noch antreffen, wenn du daheim kommst.

Wirklich beruhigte ihn diese Zusage. Er versprach der Mutter, sich sogleich auf den Weg zu machen, aber nicht dessentwegen, meinte er, denn er sei überzeugt, sie werde die frommen Weiber noch lange nicht zu sehen brauchen, sondern der Schrift wegen, die vom Urdede noch da sei. Er trage ein heftiges Verlangen darnach, zu wissen, was damit eigentlich sei; er werde deßwegen gerade zum Lehrer gehen, der sich auf so

---

*) Aergern.

was verstehen müsse, dem werde er die Schrift vorlegen.

Geh nur, geh nur, sagte kopfschüttelnd die alte Frau, ich weiß gar nicht, was du da erfragen willst? Vom Urdede ist die Schrift, auf das kannst du dich verlassen, was du aber weiter willst, das seh' ich nicht ein.

Trotz dieser Abmahnung, die aus dem gerechten Stolze der Großmutter auf den Urdede entsprang, nahm Jossephh die vergilbte Nachlassenschaft mit und machte sich auf den Weg nach Bunzlau. —

Nachdem er dort die traurige Bestellung bei den frommen Weibern verrichtet hatte, die ihm mit ihrem Handschlag versprachen, sich morgen in aller Frühe im Dorfe einzufinden, suchte er den Lehrer Julius Arnsteiner auf.

Julius Arnsteiner ließ sich bei dem Eintritte Jossephh's nicht den Witz entgehen, ob er die Ofenkachel einschlagen solle, weil ein so frommer Mensch, wie Rebb Jossephh einer sei, es für werth gehalten habe, zu einem solchen Posche Jisroel*) zu kommen. In kurzen, gedrängten Worten trug Jossephh dem Lehrer sein Anliegen vor, und wie ihm außerordentlich viel daran gelegen sei, zu wissen, was denn eigentlich an der Schrift sei. Die sei ganz merkwürdig, gar nicht wie andere Sachen, und man könne daraus viel lernen.

---

*) Abtrünniger von Israel.

Auf welche Art und unter welchen Umständen sie in seine Hände gelangt war, davon hütete er sich, ein Wort zu verrathen.

Was wird es sein? sagte der Lehrer achselzuckend, indem er die vergilbten Papiere vor sich ausbreitete, eine Katz hat an einem Fleischtopf genascht und gleich darauf Milch getrunken, und da hat Euer Urdede ein ganzes Buch darüber geschrieben, was denn mit der Katze eigentlich anzufangen ist. Das wird's sein.

Leset nur, Herr Lehrer, meinte Josseph nachdrücklich, Ihr werdet sehen, es ist etwas ganz Anderes.

Julius Arnsteiner antwortete mit einem verächtlichen Achselzucken. Hierauf durchblätterte der Lehrer das Manuscript, während dem er jenen singenden Ton, den man während des Lernens der Gemarah anstimmt, vor sich hinsummte.

Josseph starrte ihn mit unverwandten Blicken an; er sah, wie sich die Aufmerksamkeit des Lehrers, je weiter er in der Schrift kam, steigerte; das verächtliche Achselzucken hatte aufgehört, der singende Ton auch; man sah es Julius Arnsteiner an, daß ihn das Gelesene in hohem Grade fesselte.

Mit einem Male sprang er auf, schlug sich an die Stirn und rief:

Gott, Gott, mir ist das so bekannt, ich muß es irgendwo schon gelesen haben.

Sinnend stand er dann eine Weile da; dann riß er einen seiner Bücherkasten auf, aus dessen hinterstem

Schranke, versteckt unter anderen, er ein bedeutend dickes Buch hervorholte. Mit zitternder Hast schlug er Blatt für Blatt zurück, las auch oft mit schnell überfliegenden Blicken ganze Seiten, bis er plötzlich, fast athemlos, rief:

Hab' ich's doch gewußt, daß ich das irgendwo muß gelesen haben. Da steht's, da steht's! und Wort für Wort.

Erstaunt fragte Josseph, was er denn eigentlich gefunden habe.

Ihr Urdede, sagte der Lehrer mit strahlendem Anblick, muß ein merkwürdiger Mensch gewesen sein. Ich begreife erst jetzt, woher die Spinoza's und Uriel Acosta's gekommen sind. Wollen Sie wissen, was die Schrift eigentlich ist?

Um dessentwillen bin ich ja zu Ihnen gekommen, entgegnete ruhig Josseph.

Sie werden aber erschrecken, sagte Arnsteiner zögernd.

Erschrecken kann ich nicht mehr, versetzte Josseph, weil ich sie schon gelesen hab'. Sie hat mir genug mein Herz herausgerissen.

Hat sie das? meinte der Lehrer mit einem sonderbaren Lächeln. Es kann auch nicht anders sein. Jahrhunderte lang quält sich die Menschheit damit; Ströme Blutes sind vergossen worden, Kriege hat man geführt, dreißig und mehr Jahre lang, und warum? Weil man um den rechten Sinn dieser Schrift herumstritt;

und da sollte ein einzelner Mann sich nicht getroffen fühlen? — Soll ich es Ihnen also wirklich sagen, Rebb Josseph?

Bin ich denn ein Kind? sagte dieser.

So hören Sie, rief Arnsteiner, Josseph scharf fixirend, die Schrift Ihres Urdede — ist eine Uebersetzung des Evangeliums Matthäi, wie es geht und steht.

Wer ist das? fragte Josseph ruhig.

Das wissen Sie nicht? rief der Lehrer, in lautes Gelächter ausbrechend. Da, lesen Sie in dem Buche, was steht da, worauf ich mit dem Finger hindeute?

Josseph las: Das fünfte Kapitel. Christi Bergpredigt, von der Christen Seligkeit und Verständniß des Gesetzes. Evangelium am Tage aller Heiligen.

Das geht sie an, meinte er, zu dem Lehrer aufblickend; er hatte Madlena's Kirchengenossen im Sinne.

Julius Arnsteiner lachte wieder hell auf.

Warum lesen Sie nicht weiter, Rebb Josseph? rief er.

Fast um dem Lehrer einen deutlichen Beweis zu geben, daß er sich vor dem Berühren der „verbotenen Bücher" nicht scheue, las Josseph weiter:

Da er aber das Volk sah, ging er auf einen Berg und setzte sich und seine Jünger traten zu ihm hin. Und er that seinen Mund auf, lehrte sie und sprach: Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr; selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden —

Nu, Rebb Jossepch, wissen Sie schon, wie es mit Ihrem Urdede ist? rief Julius Arnsteiner mit überflüssigem Hohn, und wer bei ihm Jischai, der Sohn des Jossepch's und der Marjim ist?

Jossepch zitterte unter der unbarmherzigen Last dieser Frage. Sein erdfahles Antlitz zum Lehrer emporhebend, sagte er tonlos:

Das ist eine Strafe Gottes, Herr Lehrer! Mein Herz hat sich überhoben, hat gepocht, weil ich im Chumesch habe Sätze gefunden und mich hab' auf diese hin berufen. Da muß nun etwas Anderes kommen, was vielleicht auch wahr ist. Gott hat mir seit einiger Zeit Mancherlei zugeschickt, ich muß auch das dazulegen. Und zuletzt, ob's der oder mein Urdede geschrieben hat, es fragt sich nur, ob er nicht Recht hat.

Julius Arnsteiner traute seinen Ohren kaum, als er diese milde Fassung in Wort und Geberde Jossepch's gewahr wurde. Es war ihm unbegreiflich, wie einer, der seinen Commentar zu der Bibel so übel aufgenommen hatte, so ruhig, so fast ohne alle Ueberraschung die für jeden Andern so schreckliche Kunde hören konnte: daß, was er für das Werk seines Großvaters gehalten, aus dem Herzen des blonden Rabbi von Nazareth gekommen war! Er kannte die Geschichte dieser Seele nicht; — wir wollen ihm diese Unkenntniß verzeihen.

Fast um sein Unrecht gut zu machen, sagte er tröstend:

Freilich haben Sie Recht, Rebb Jossepf, wenn Sie meinen, daß es gleichgiltig ist, wer das geschrieben hat, Ihr Urdede oder Christus oder der Evangelist Mathias. Ich frage Sie nur: wer war Ihr Urdede? ein Jude; wer war Jesus oder, wie Ihr Urgroßvater geschrieben hat, Jischai, der Sohn des Jossepf und der Marjim? ein Jude; wer war der Evangelist Mathias? auch einer —

Mit dem kommen Sie mir nicht, Herr Lehrer, entgegnete Jossepf mit verfinstertem Antlitz, mit dem nicht. Mit Ihrer Philosophie ist bei mir nichts auszurichten, ich weiß jetzt selbst, was zu thun ist.

Damit empfahl er sich dem Lehrer und ging.

Julius Arnsteiner hatte nichts Eiligeres zu thun, als im ganzen Ghetto umherzulaufen und mit lachendem Munde den Leuten zu erzählen, wie der Landjüd etwas für das Werk seines Urdede gehalten, was eigentlich das Evangelium Matthäi gewesen sei.

Jossepf schritt indeß rasch auf das Dorf zu; er schaute niemals zurück; sein früher erdfahles Gesicht war mit hoher Röthe bedeckt. War seine Brust frei? Fühlte er, daß die alte Kraft wieder gewonnen war? Er gedachte noch heute mit Madlena zu sprechen.

---

14. Madlena.

Wie einen aus siegreichem Kampfe Hervorgegangenen im Augenblicke, wo ihm unser Dankeswort entgegenschallt, der Gedanke fast zu Boden drückt, wie viele Leichen in die kühle Erde sich legen mußten, damit er hoch aufgerichtet und herrlich geschmückt unter den Lebenden einherschreite, fast übermüthig mit dem Leben prunkend, das er Anderen genommen, so war's unserem Josseph, als er mit dem reinen Entschlusse, heute wirklich „fertig" zu werden, den Weg zur Heimath ging.

Wenn die Mutter indeß gestorben? Wer hatte dann ihren letzten Athem belauscht, die Hand auf ihr stummes Herz gelegt, ob es noch schlage? Er nicht, aber auch sie nicht. Wie er nur so lange zögern könne, fiel ihm ein, warum er nicht wie ein Vogel fliege, ihr die Kunde zu bringen, daß sie hintreten dürfe an das Bett der Mutter, sich ausweinen dürfe über dem stille stehenden Herzen derjenigen, der sie seit zehn Jahren so nahe und doch so ferne gestanden.

Fast athemlos kam er an den ersten Feldern seines Dorfes an. Es war heißer Mittag, und die Sonne brannte lothrecht vom Himmel herab. Auf den Aeckern stand die Natur still, kein Lufthauch bewegte das goldene Saatenmeer, kein Bauer ward auf dem weiten Umkreise sichtbar, so weit auch das Auge reichte. Er

schritt immer rascher vorwärts; ein anderer Umkreis öffnete sich seinem Blicke, — auf einem Felde, abwärts von der Straße, sah er ein weibliches Wesen emsig arbeiten. Sie war ihm mit dem Rücken zugewandt, aber er kannte das Feld ...

All sein Blut drängte sich gegen den Kopf. Sollte es Madlena sein?

Er bog querfeldein von der Straße. Auf dem weichen, grasbewachsenen Raine, auf dem er zu dem Acker gelangen konnte, wurden seine Schritte nicht gehört, aber je näher er kam, desto mehr schwankten seine Füße; es war ihm, als drehten sich die Felder im Kreise rings um ihn. Er stand schon hinter Madlena, als diese, die den Nahenden nicht gehört hatte, noch immer in ihrer Arbeit fortfuhr. Die Haue, womit sie die Erdäpfelstauden aus der lockern Erde hervorholte, senkte sich, fuhr wieder auf. Madlena ahnte nicht, wer hinter ihr stand.

Nur einige Schritte von ihr stand Josseph, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, und schaute sprachlos dem Thun Madlena's zu. Plötzlich ließ Madlena die Haue fallen; sie richtete sich auf und sah um sich. . . .

Ein gellender Schrei, der Josseph's innerstes Leben traf, und eine Bewegung, als wenn sie fliehen wollte, war das Einzige, was dieser erste Augenblick ihr entlockte. Dann bedeckte sie mit beiden Händen das todtbleich gewordene Antlitz.

Dinah! sagte Jossepḥ in den weichsten Klängen seiner Stimme und streckte seine Arme gegen sie aus.

Als Madlena sich bei ihrem eigentlichen Namen angerufen hörte, ließ sie die Hände von ihrem Angesichte sinken; sie wankte einige Schritte vorwärts gegen ihn, fast ohnmächtig, leblos beinahe; er fing sie in seinen Armen auf. . . .

Eine lange Weile weinte sich Jossepḥ an ihrem Halse aus. Madlena war keines Wortes mächtig. Als sie Jossepḥ wieder aus der Umarmung ließ, stand sie ihm mit gefalteten Händen wie bittend gegenüber, noch immer vor Schrecken bleich ihn sprachlos anstarrend.

Kein Wort des Verständnisses ward zwischen Beiden in diesen ersten Augenblicken gewechselt. Jossepḥ hatte ihr nichts zu sagen, er schaute die Wiedergewonnene mit leuchtenden Augen an; sein ganzes Wesen zitterte vor tiefster Erregtheit.

Wie wenig bedarf's doch, um einen jahrelang behaupteten Groll, um eine verjährte Säure des Gemüthes von sich abzuwerfen; wie rasch sagt es sich hier ein Blick dem andern, was man Alles vergessen kann und in den Strom der Vergangenheit geworfen hat!

Jossepḥ geleitete Madlena zu dem Raine, auf den sie sich ermüdet, wie sie war, niederlassen mußte; er setzte sich neben sie. Erst jetzt kam es zwischen den Geschwistern zu einem Gespräche.

Frag mich nicht, sagte er, wie ich so auf einmal meinen Sinn gegen dich geändert habe, ich könnte dir's doch nicht sagen, wie das gekommen ist. Du weißt, ich hab' gegen dich viel auf dem Herzen gehabt; und nicht wie ein Bruder gegen seine Schwester handeln soll, hab' ich gehandelt. Das wird mir auf der Seele immer liegen wie eine Centnerlast; das kann kein Jom Kippur, kein Fasten und keine Reue mir herunterbringen. Aber auf den Händen könnt' ich dich jetzt tragen durch die ganze Welt, und möcht' mich nicht schämen. Ich hab' dir so viel abzubitten, daß mir's nur Gott verzeihen kann.

Madlena sagte: Denk nicht dran, Josseph, dir diese Stund' zu verbittern. Mir ist's ja, als wenn ich nicht auf der Erden wäre.

Dann fuhr er mit der flachen Hand ihr über das Gesicht.

Sag mir nur, Dinah Leben, bemerkte er besorgt, wie kannst du dir's nur einfallen lassen in der Hitze da, auf dem Felde zu arbeiten? Nimmst du kein Bedacht auf dich, so denk doch an deine Kinder. Kein Bauer arbeitet jetzt, sie liegen alle irgendwo im Schatten und ruhen sich aus. Nur du allein mußt eine Ausnahme machen? Hast denn du's so nöthig?

Das will ich dir sagen, entgegnete sie erröthend, es ist noch gar nicht lange, daß mein Mann zu dem Seinigen gekommen ist. Sein Vater hat mit ihm geschmollt und hat ihn enterben wollen, weil er mich zu

seinem Weib genommen hat. Jetzt ist er wieder gut mit ihm, aber während dem haben wir zu unserem Hauswesen sehen müssen, wie es eben gegangen ist. Wo wären wir hingekommen, wenn wir hätten unsere Hände sinken lassen? Kinder hat man auch, und wenn man nicht will, daß die einmal fremder Leute Kost essen sollen, muß man zu sich sehen und darf sich nicht auf Andere verlassen. Gott Lob und Dank! Wir haben's aber jetzt doch so weit gebracht, wir könnten auch ohne den Vater bestehen.

Josseph hörte nach zehn Jahren zum ersten Mal wieder die Schwester sprechen, es kam ihm vor, als hätte sich die Stimme gar nicht verändert; nur klang ihm die ganze Redeweise etwas fremdartig; Madlena sprach das Jüdische wie eine Christin, die im Hause eines Juden lange geweilt und die Sprache sich zu eigen gemacht hat.

Und dein Mann hilft dir nicht? fragte er.

Der, gab Madlena zur Antwort, arbeitet noch mehr, als ich, der kümmert sich ganz gewaltig ums Haus, der trinkt nicht, der spielt nicht, wie die Andern, und bringt jeden Kreuzer zurück, den er verdient. Da wär' ich aber ein schlecht Weib, wenn ich dem nicht helfen wollte. Der Mann ist doch immer eigentlich derjenige, welcher das Haus erhält; das Weib vermag nur wenig auszurichten, wenn der Mann nicht will. Aber helfen muß sie ihm doch, wo sie kann, und das

thu' ich auch redlich, und es schad't mir, Gott sei Lob und Dank, gar nichts.

Das ist halt die jüdische Ader, die in dir steckt, bemerkte Jossepb eifrig, die läßt dir nicht Ruh' und nicht Rast; denn der Jüd muß sich immer plagen, wo Andere sich einen guten Tag machen. Hat er keine Plag', so muß er auf eine sinnen; sich eine Freud' gönnen, ins Wirthshaus gehen und sich da belustigen, das ist er nicht im Stand. Wissen möcht' ich, wo das herkommt, und ob das einmal anders werden wird? Ich sag' dir aber, in dir steckt noch die jüdische Ader.

Madlena schaute lächelnd zu dem eifrig sprechenden Bruder auf.

Da hast du Recht, sagte sie dann mit gesenkten Augen; das Schlechteste wär' das eben nicht an mir.

Bist du auch ganz glücklich? fragte er sie nach einer Weile; ich meine, so ganz zufrieden? setzte er stockend hinzu.

Mein Mann, gab Madlena ohne Zögern die Antwort, hat mich gern und ich ihn auch.

Und behandelt er dich gut?

Ich sag' dir ja, er ist nicht wie Andere, der ist gerade so, als wenn er von euch herstammte.

Verzeih, verzeih, rief er schmerzlich lebhaft, und ergriff ihre Hand, ich hab' ihn immer für Einen gehalten, der nicht besser ist, als die Andern, und darum hab' ich dich gehaßt und veracht't.

Fangst du schon wieder an? sagte sie, ihn ernst ansehend.

Ganz glücklich bist du also? wiederholte er noch einmal.

Wie's nur Eine sein kann, entgegnete sie ruhig. Mein Mann und meine Kinder sind mein Alles auf der Welt.

Josseph fuhr seufzend mit der Hand über die Stirne.

Das hab' ich nicht gewußt, sagte er stockend.

Ganz am Anfang, erzählte Madlena, wie ich zu meinem Manne gekommen bin, da ist das freilich ganz anders gewesen. Es hat mir das Herz geblutet und geweint, daß ich euch habe so viel Leid anthun müssen; ich habe nicht glücklich sein können. Aber auf das kannst du dich verlassen, Josseph: wie du hast kommen müssen zu mir und dich aussöhnen mit mir und kannst nicht weiter böse sein auf mich, so habe ich zu meinem Manne gehen müssen; es war das meine Bestimmung, und ich hab's nicht anders machen können.

Josseph blickte nach diesen Worten verwundert die Schwester an. Sie fuhr fort:

Das sag' ich dir nur, weil du nicht meinen sollst, ich wäre aus Leichtsinn oder weil ich euch habe kränken wollen, aus dem Hause gegangen. Tausendmal hab' ich mich gefragt: mußt du Pawel's Weib werden? und tausendmal hab' ich zu mir selbst gesagt: du stirbst ja, Dinah, wenn du sein Weib nicht wirst. Alles Andere

ist mir, wie das einmal in mir sich festgesetzt hat, als Nichts vorgekommen; kein Mensch auf der Welt, kein Kaiser und König hätten mich davon abbringen können. Es war mir Alles gleichgültig, das sag' ich dir jetzt, denn wo ich gegangen und gestanden bin, da hat es mir nachgeklungen und nachgeschrieen: Pawel muß dein Mann werden.

Josseph hörte mit sprachlosem Staunen die Geständnisse der Schwester an. Madlena fuhr nach einer Weile fort:

Erst wie mich der Pfarrer getauft gehabt, da ist mir schwer auf die Brust gefallen, was ich euch gethan, daß jetzt Alles wie mit einer Scheere zwischen mir und euch abgeschnitten und zerrissen war. Keine Mutter, keinen Bruder mehr! Sie kennen mich nicht, sie wollen nichts wissen von dir! Wenn mich mein Mann getröstet hat, so war mir gut, aber es hat Stunden gegeben, wie mir sie Gott nicht weiter zuschicken soll. Aber Gott muß mit mir es gut gemeint haben — er hat mir meine Kinder gegeben.

Hätten es nicht jüdische sein können? unterbrach sie Josseph, indem er sein Auge fast vorwurfsvoll auf Madlena richtete.

Tröſten wir uns, es war die Neige der Bitterkeit, die zum letzten Male zur Oberfläche eines noch nicht beruhigten Gemüthes als Schaum emporstieg.

Madlena sah lächelnd zu ihrem Bruder auf.

Da sieht man, sagte sie, was ihr Männer seid.

Wenn ihr die Kinder möchtet gebären, ihr müßtet da anders reden. Da denkst du nicht daran, was du gewesen bist; du willst nur, die Kinder sollen gut und rechtschaffen werden, ob als Christen oder als Juden, das ist dann gleichgültig. Eine Mutter sieht nur immer auf den Vater von ihren Kindern. Wie der ist, so werden auch die Kinder. Ist der Vater ein schlechter Jud oder Christ, so werden's die Kinder auch. Darauf kannst du dich verlassen.

Bist du vielleicht darum eine so gute Christin geworden? fragte Josseph etwas spitzig.

Ich bin, was mein Mann ist, entgegnete sie rasch; das Weib soll auch gar keine andere Religion haben als der Vater. Es kommen nur Streitigkeiten zwischen Beiden heraus, das nicht gut ist, und was soll erst mit den Kindern geschehen? Nimm an, Josseph, ich hätt' meinen Pawel genommen und wär' eine Jüdin geblieben. Meinst du, es hätt' ihn nicht geschmerzt, wenn ich seine Kinder auf jüdische Art, wie ich's im Haus bei euch hab' gesehen und gelernt, aufgezogen hätt'? Mein Mann ist gewohnt, von seiner Kindheit auf an die Mutter Gottes zu denken, sie anzurufen in allen Nöthen; meinst du, ich hätt' den Kindern sagen sollen: stoßt euch nicht daran, wenn der Vater den Namen der heiligen Mutter Gottes ausspricht; er kann ja nichts dafür, daß er als Christ ist geboren worden? Oder wenn ihr eure Feiertage habt, meinst du, ich sollt' da zu meinen Kindern sagen: heute darf man

nicht arbeiten, darf man nicht aufs Feld hinausgehen, kein Holz hacken? Schön würden mich die Kinder ansehen; ihr Vater arbeitet ja doch, geht aufs Feld hinaus und hackt Holz, und hat doch keinen Feiertag!

An das hab' ich nicht gedacht, sagte Josseph zögernd.

Du möchtst schon darauf denken, wärst du ein Weib wie ich. Ich hab' gehört, es soll Länder geben, wo Christen und Juden sich nehmen dürfen, und braucht keines von beiden seine Religion zu wechseln. Schön ist das, das muß man schon sagen, wenn weder der Mann noch das Weib den Ihrigen das Herzeleid anzuthun und sie zu kränken braucht. Denn traurig ist die Sache doch immer, wenn man, um einen Mann oder ein Weib zu bekommen, seine Religion vertauschen muß! Aber ich kann mir vorstellen, wie die Beiden das anfangen; ich höre, sie machen vor ihrer Verheirathung einen Contract, und da steht drin: wenn das Kind ein Knabe ist, so wird's ein Christ, wie der Vater, ist's aber ein Mädchen, so bleibt's bei der Religion der Mutter. Oder auch umgekehrt, wie sich das gerade trifft. Was möcht' man denn vor der Hochzeit nicht Alles ausstellen und unterschreiben? Glaub mir aber: wenn die Zwei sich genommen haben, da wird die Sache ganz anders, und erst, wenn ihnen Gott Kinder giebt! Den Vater schmerzt's doch, daß nicht alle seine Kinder von seinem Glauben sind, und er wird einige darunter immer lieber haben, als die anderen, ohne

es zu wissen. Meinst du, daß eine Mutter dem zusehen kann? Es sind ja doch alle ihre Kinder, und sie hat sie doch alle geboren, gesäugt und aufgezogen. Eine Mutter soll neun Monate mit ihrem Kinde schwanger gehen und mit Schrecken auf die Geburt warten, weil sie nicht weiß, ob denn der Vater nicht sagen wird: schon wieder so eines, was ich nicht nach meinem Glauben aufziehen darf? Neun Monate soll also die Mutter nicht wissen, ob der Vater dem Kind ein Vater sein wird? Wie kann so eine Mutter das nur aushalten und stirbt nicht vor Angst und Sorge? Ich wär' schon hundert Mal gestorben.

Josseph starrte der Schwester in das hochgeröthete Gesicht; es lag ein wundersames Licht innerster Begeisterung darauf.

Und dann, fuhr sie fort, es ist auch nicht gut, wenn die Kinder wissen, daß zwischen Vater und Mutter nicht Alles gleich ist. Sie richten sich darnach, und der Streit geht im Hause gar nicht aus. Man macht sich und Andere dadurch unglücklich, die Mutter nimmt für dieses, der Vater für jenes Kind Partei, auf die Letzt wird einem das Leben sauer, und man bereut's, daß man sich genommen hat. Josseph! Mann und Weib werfen sich's dann vor und schlagen mit bitteren Worten um sich, wie mit spitzigen Messern, daß sie sich einmal genommen haben! Gott behüt' das Weib und den Mann vor so einem Leben! Besser

wär's, sie werfen sich Beide in einen Teich, da, wo er am tiefsten ist.

Tief erschüttert bedeckte Jossepħ mit der Hand sein Antlitz.

Und ich hab' dich vor meiner Thür niederfallen lassen und hab' meinem Kind verboten, dir zu helfen! rief er mit gebrochener Stimme.

Jossepħ! sagte Madlena vorwurfsvoll.

Also deinem Mann zu Liebe hast du Alles gethan? fragte er ruhiger nach einer Weile.

Wie hätt' ich anders können? sagte sie. Jüdisch hab' ich meine Kinder doch nicht aufziehen können, und eine Religion haben sie doch haben müssen! Eine Mutter muß ihren Kindern immer mit dem Beispiel vorangehen, vom Vater sehen sie das weniger. Hätt' ich mir also mein Gespött aus Gott gemacht, was hätten dann die Kinder gethan? Meine Kinder sind die frömmsten im Dorfe, und wenn der Pfarrer in der Schul' ausfragt, so weiß mein ältester Knabe den Katechismus am besten. Ich halt' ihn dazu auch an.

Beide schwiegen dann eine geraume Zeit, endlich ergriff Jossepħ Madlena's Hand und sagte:

Ich versteh' dich jetzt ganz; ich hab' nicht wissen können, was du Alles weißt; ich gesteh' dir ein, ich hab' groß Unrecht gehabt, und wenn du mir nicht verzeihen willst, Gott kann's nicht.

Madlena saß still da, sie wagte durch kein Wort ihre innere Bewegung zu verrathen, aber die schweren

Thränen, die über ihr Angesicht schlichen, sagten mehr alles Andere.

Plötzlich stand Jossieph straff auf. Er dachte an die Mutter, die auf seine Rückkehr harrte. Seltsamer Weise war ihrer zwischen den Geschwistern mit keinem Worte noch erwähnt worden, als ob Aufklärung nur zwischen Beiden nöthig gewesen wäre.

Dinah, rief er, du mußt gleich mit mir zur Mamme, sie wart't schon lange auf dich. Nicht wahr, die ist nicht so gegen dich gewesen, wie ich?

Ach, meine Mutter, meine gute Mutter! schrie Madlena mit der tiefsten Inbrunst eines kindlichen Herzens.

Willst du gleich mit?

Fragst du noch?

Die Mamme wird vor Freuden fast sterben, meinte Jossieph gedrückt, wenn sie dich sieht. Sie red't sich ohnedies ein, sie wird den morgigen Tag nicht überleben.

Ist sie krank? Und das sagst mir erst jetzt! schrie Madlena voll Seelenangst.

Krank ist sie nicht, sagte Jossieph düster, aber sie red't sich ein, sich wird zwischen morgen und übermorgen sterben. Sie hat einen Traum gehabt, und seitdem läßt sie sich ihren Tod nicht ausreden. Ich fürcht' aber, sie wird Recht haben.

Um Gott's Willen, rief Madlena, laß uns da nicht länger stehen. Die Mutter liegt im Sterben, und ihre Kinder sind nicht bei ihr!

Rasch ergriff sie die Haue und stand auf.

Auf dem Wege sprachen die Beiden kein Wort. Madlena war immer um einige Schritte vorwärts. Je näher sie dem Dorfe zukamen, desto leuchtender wurde das Gesicht Jossephʼs, während sich auf Madlenaʼs tiefe Bekümmerniß ausprägte. Sie hatte in diesem Augenblicke eine Mutter zu verlieren, er hatte eine Schwester wiedergewonnen.

Als die Beiden mit einander durch das Dorf gingen, sah ihnen manches Auge verwundert nach. Viele schüttelten den Kopf.

Beim Hause angelangt, bat Josseph die Schwester, eine kleine Weile zu gedulden, damit die Mutter durch ihre plötzliche Erscheinung nicht in jähen Schrecken versetzt werde. Nur mit Mühe konnte Josseph sie zu diesem kurzen Aufenthalt vermögen.

Bei seinem Eintreten in die Stube rief Josseph:

Mamme, du wirst staunen, wen ich dir habʼ mitgebracht!

Weiß ichʼs denn nicht? fragte die alte Marjim mit heller Stimme. Dinah hast du mir mitgebracht!

Madlena hatte draußen im Vorhause ihren Namen gehört. Sie riß die Thür auf, und Mutter und Tochter hatten sich wieder gefunden.

---

15. Ueber einem Grab.

Zwischen den beiden Frauen bedurfte es keiner Verständigung, kaum daß mit einem Worte der letzten Jahre Erwähnung geschah.

Dafür mußte Madlena all ihre Kinder herbeiholen lassen, sogar den Säugling in der Wiege, um sie den Augen der Großmutter vorzuführen, die mit unendlicher Seligkeit auf ihnen ruhten. Von dem ältesten Mädchen Madlena's sagte sie, sie habe viele Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Mutter, der Knabe dagegen hatte ganz die Augen und den Mund vom Großvater, und daß der Säugling einmal ganz Fischele sein werde, da könne nur ein Blinder daran zweifeln. Sonderbar, nach ihrem Schwiegersohn Pawel erkundigte sie sich nicht, so oft auch Madlena mit Absicht seiner erwähnte. Ging er die Großmutter nichts an, oder genügte es ihr, daß sie die Tochter wieder hatte?

Als die Nacht herankam, wurden die Kinder Madlena's nach Hause geführt; sie selbst blieb; auch wäre sie von dem Bette ihrer sterbenden Mutter nicht zu entfernen gewesen. Marjim verrieth übrigens durch kein irgendwie auffallendes Symptom, daß die letzte Stunde ihr so nahe sei. Sie war aller ihrer Sinne mächtig, in überirdischer Aufregung leuchtete ihr Verstand, und mehr als einmal trafen aus Madlena's und

Josseph's Augen sich verständigende Blicke über die merkwürdigen Aeußerungen, die fast wie Prophezeiungen aus dem Munde der alten Frau hervorkamen.

Die ganze Nacht saßen die Drei in traulichen Gesprächen beisammen, und nie gingen die Engel des innersten Verständnisses mit leuchtenderen, schöneren Fittigen durch die engen Räume einer Menschenwohnung, als in dieser Nacht durch die stille Stube des einzigen Judenhauses im Dorfe.

Kein Auge schloß sich in dieser heiligen Nacht.

Erst gegen Morgen wurde Marjim auffallend schwächer; ihre Augen verloren allen Glanz, auch stockte sie schon im Sprechen. Ein leises Frösteln durchzitterte ihren ganzen Körper; man mußte sie mit zweifachen Decken wärmen, dennoch schauerte sie vor tiefinnerster Todeskälte.

Gegen acht Uhr Morgens kamen die frommen Weiber aus Bunzlau; die Eine von ihnen, eine stämmige große Gestalt, bekannt unter dem Namen „Fradel die Seelenchapperin", die sich aus langer Uebung auf den Tod verstand, sagte sogleich, als sie der alten Frau ansichtig wurde, leise zu Jossseph: Sie hält's noch bis gegen Abend aus.

Trotzdem diese Worte für jedes andere Ohr fast unvernehmbar gesprochen wurden, hatte sie die alte Marjim doch gehört. Mit fast verdrießlichem Tone rief sie von ihrem Lager: Da braucht man eben kein

Prophet zu sein, um das zu wissen. Mein Urdede hat mir's ja gesagt. —

Im Hause wurde nur leise geflüstert, seit man gewiß war, daß eine Sterbende darin lag. Die frommen Weiber setzten sich nun an das Bett der Großmutter und begannen ihr die Todesgebete vorzusagen; sie selbst war bereits zu schwach, um das Wanderbüchel zu halten. Im namenlosen Schmerz stand Madlena zu ihrem Haupte, und ihre Thränen floßen unaufhaltsam. Josseph selbst vermochte es nicht, in der Stube zu verbleiben.

Gegen Mittag sprach Marjim den Wunsch aus, man möge sie jetzt allein lassen, da sie Schlaf in ihren Augen verspüre. Nur Madlena mußte zurückbleiben und sich ans Bett setzen. In ihrem Anschauen waren der alten Frau die Augen zugefallen; sie schlief.

Madlena weinte bald still vor sich hin, bald überkam es sie ganz schauerlich, daß die Mutter noch nicht ihren Pawel zu sehen begehrt habe. Sie hätte aufschreien und die Schlafende aufrütteln mögen. Oft dünkte es sie, jetzt müsse sie einen Schrei ausgestoßen haben, daß das Haus davon erzitterte, und war dann erschrocken, wenn sie auf die Mutter hinsah und bemerkte, daß sie noch immer ruhig schlummere. Wenn sie jetzt stürbe? dachte sie sich. Nimmermehr konnte sie sich dann vorstellen, daß die Mutter sich vollständig mit ihr ausgesöhnt, wenn sie nicht auch ihren Pawel zu sich gerufen hätte.

Es war Abend geworden und die Sonne hatte sich von dem Hause entfernt, in dem eine Sterbende lag, die ihres Strahlenlebens nicht mehr bedurfte. Da erwachte die alte Frau, fast um denselben Augenblick, als das letzte Gold der scheidenden Himmelsflamme über die Fenster glitt.

Ihr erstes Wort, das sie an Madlena richtete, war:

Laß mir jetzt deine Kinder und deinen Pawel kommen, der ist doch auch mein Schwiegersohn, und ich möcht' den auch sehen, lang dauert's ohnehin nicht mehr.

Madlena schrie laut auf und fiel, die niederhängende Hand Marjim's stürmisch küssend, am Bette nieder. Sie verstand dieses letzte Liebeswerk der Mutter, das in Erfüllung ging, noch ehe sie es ausgesprochen!

Die Kinder kamen, auch Pawel. Als dieser mit einiger Befangenheit an das Bett der Sterbenden trat, sah ihn Marjim einige Augenblicke scharf an, als wollte sie in das Innerste seiner Seele einen prüfenden Blick werfen, dann sagte sie mit heller Stimme:

Du scheinst mir ein guter Mensch zu sein, Pawel, aber was für ein Weib hast du auch bekommen!

Josseph mußte dann herantreten.

Wir zwei, sagte sie zu ihm mit leuchtenden Blicken, wir zwei kennen uns, ich hab' dir nichts weiter zu sagen.

Sie fragte ihn dann, ob er nichts dagegen habe, wenn sie Madlena's Kinder früher benschen würde, als sein Fischele; denn jene bekämen doch jetzt nur zum

ersten und letzten Male ihren Segen; auch würde es dem Kinde von keinem Schaden sein.

Als Josseph, der die Mutter gar wohl verstand, bejahend nickte, ließ sie die Kinder näher herankommen und legte auf jedes Haupt ihre zitternde Hand, leise Worte vor sich hinmurmelnd. Madlena reichte ihr auch ihren Säugling hin; auch auf dessen Haupt sprach die alte Frau ihren Segen. Dann richtete sie sich im Bette auf, und indem sie über Madlena's ganzes Wesen einen vielsagenden Blick warf, sagte sie mit lauter Stimme: Das Kind, das noch nicht geboren ist, wird von Gott und von den Menschen gern gesehen sein; denn das Kind hat dich mir zurückgebracht, meine Dinah, und du mußt noch viel Freud' von ihm erleben. Ich bensch' auch das ungeborene Kind. —

Als Fischele an die Reihe kam, brach Marjim in ein krampfhaftes Weinen auf. Sie umfaßte den Kopf des Knaben mit beiden Händen und konnte lange nicht von ihm lassen. Dann küßte sie ihn und sprach: Von dir geh' ich sehr ungerne fort, für dich hätt' ich noch gerne hundert Jahre gelebt; du bist der Bote zu meiner Tochter gewesen — auf dir muß Gottes Segen liegen.

Sie hatte hierauf noch die Kraft, zu Josseph zu sagen: Jetzt zünd die Schabbeslamp' an, ich möcht' sie noch einmal brennen sehen, in einer Stund' ist der Schabbes da.

Mit leuchtenden Blicken sah sie dann in die heiteren Flammen, die von den ölgetränkten Dochten der siebenzinkigen Lampe ausgingen. Sie hatte sie so lange selbst entzündet, und nun mußte ein Anderer sie in seine Hut nehmen. Von Minute zu Minute wurden jetzt ihre Lebensgeister schwächer; die scheidende Seele hatte bereits ihre Fittige zum Fluge ausgespannt.

Fradel, das fromme Weib, rief jetzt: Es dauert keine Sekund' mehr; und mit lauter Stimme begann sie den letzten Spruch für Sterbende:

Höre, Israel, der Gott, dein Gott ist ein einziger Gott, was sie und die zwei anderen Weiber drei Mal wiederholten. Die Lippen der alten Marjim bewegten sich leise dazu; sie schlug noch einmal die Augen auf, um sie für immer zu schließen. —

Während Madlena sich verzweiflungsvoll über die Leiche warf, betete Pawel mit seinen Kindern ein dreimaliges Vater unser. Fischele und Josseph standen in stummem Schmerz daneben.

Eine Viertelstunde hierauf läutete das Sterbeglöcklein für die gestorbene Jüdin. Der Pfarrer, der ihren Tod vernommen, hatte es so angeordnet. Die hat's so verdient, sagte er, daß man ihr eine Ehre anthut!

* * *

Am Begräbnißtage der alten Marjim, die man nach dem stillen Bunzlauer Friedhof an der Prager Straße trug, erscholl in aller Frühe vor dem Leichen-

hause ein so heftiges Wehklagen und Weinen, daß Jossieph bestürzt auf die Gasse hinausging. Da stand Anezka, die Magd, das Gesicht von Thränen übergossen, und darauf die Spuren eines so namenlosen Schmerzes, daß Jossieph selbst tiefes Mitleiden mit ihr fühlte. Schluchzend fragte sie ihn, ob es ihr erlaubt sei, noch einmal ihre gute, treue Babe zu sehen. Jossieph ließ sie in die Stube eintreten; dort lag die Leiche der guten alten Marjim, in weiße Leintücher gehüllt, am Boden. Vorsichtig, als ob sie fürchtete, die Todte aus ihrem ewigen Schlafe zu wecken, kniete Anezka nieder, zog leise das Tuch von dem Antlitze der Todten hinweg und sah sie dann lange unverwandt an. Mit derselben Vorsicht ließ sie das Tuch wieder fallen und schlich dann leise zur Thüre hinaus.

Man hat sie in dem Dorfe seit diesem Augenblicke nicht gesehen. —

Als der Leichenwagen durch das Dorf fuhr, stand an seinem Hause der Bauer Stepan Parzik. Er schlug andächtig das Kreuz und blickte dann der dahinziehenden Todten lange nach. Der Dechant war seit einer Woche fast ein Greis an gebrochener Kraft und weißen Haaren geworden. —

Es drängt Alles dem Ende zu.

Jossieph hat die gemischte Waarenhandlung aufgegeben und ist Bauer geworden. Es bedarf keines weitsehenden Verstandes, um zu begreifen, was ihn zu diesem Entschlusse bewogen hat. Seine Aecker liegen

hart an den Aeckern seiner Schwester. Er wird heuer zum ersten Male die goldene Frucht vom eigenen Felde heimführen.

Sein ganzes Leben ist nun ein einiges. Zwischen ihm und Madlena waltet das tiefste Verständniß. Wenn der Herbst kommt, wird er draußen im Felde sein und Samenkörner in die frische, aufgedüngte Erde streuen. In das Korn wird ein frisches Leben dringen, Regen und Thau werden darauf fallen und es befeuchten mit zarten Lippen; es wird aufsprießen und Gottes Windhauch wird als Segen durch die goldenen Saaten wehen.

Auch andere Saaten, die noch unter der Schneedecke liegen, werden aufgehen!











